literatur 1977/78

Martin Walser: Wer ist ein Schriftsteller?

Alfred Andersch: Literatur zum Wegwerfen

Günter Wallraff: Für Heinrich Böll

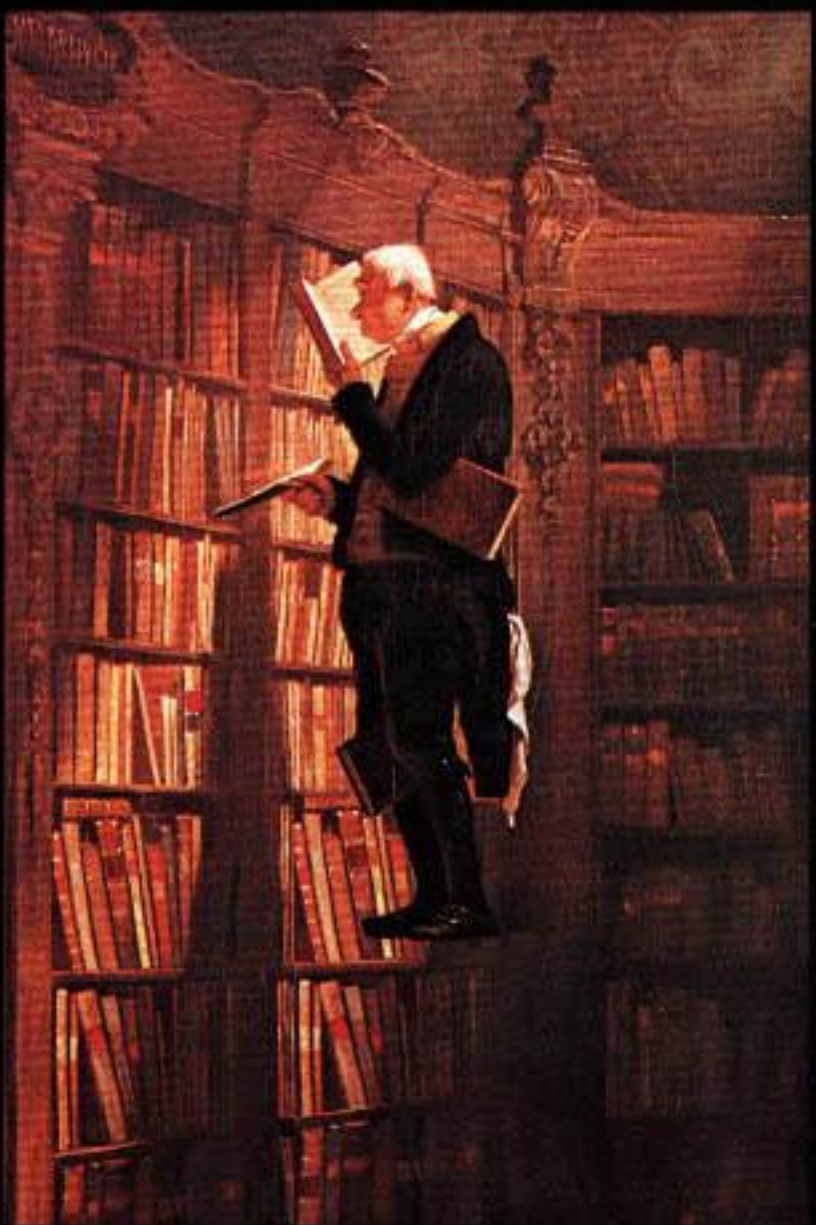
Bernt Engelmann: Hetze gegen Literaten

Hermann P. Piwitt: Emanzipations-Literatur

Erich Fried: Nachruf auf einen Dichter

Peter O. Chotjewitz: Peinliche Angaben

Der Butt - Matiere grasse im Literaturbetrieb



Die 150 wichtigsten Neuerscheinungen Kommentierte Bibliografie

konkret

5 Mark

in Literatur konkret 1977

Warum Literatur und die auch noch konkret? von Karl Pawek

Wir brauchen Heinrich Böll von Günter Wallraff

Wer ist ein Schriftsteller? von Martin Walser

Poetik-Vorlesung von Hans Magnus Enzensberger

Nachruf auf die liberale Öffentlichkeit von Michael Zeller

Beate Klöckner - auf der Suche nach gehobener Identität von Lottemie Doormann

Von einer jungen Autorin der 70er Jahre berichtet Lottemie Doormann

Ästhetik der Banalität

Ein literarischer Baiser, komponiert und geformt von Peter Handke zu Ehren des Dichters Herbert Achternbusch, eines unverständigen Publikums wegen zurückgehalten bei der Verleihung des Petrarca-Preises, nachtäglich serviert in der 'Zeit' »Gegen Demagogie und den Klatsch; für die Literatur«, als bruchstückhafte Kostprobe zum Abschlecken präsentiert den kunstsüchtigen Lesern von `Literatur Konkret`

Bestseller, Reizpartien, Schrott von Erdmute Beha

». . . Je anarchischer die Buch-Industrie arbeitet, desto effizienter ist sie . . .«

Der Einzelne und sein Verband von Peter O. Chotjewitz

PREISREDE von Peter Maiwald

Etwas Idylle, etwas Realität von Rudi Bergmann

Verlage Verleger Verlegtes

Das Hoche Lied von Karl Hoche

Interview des KONKRET-Mitarbeiters Karl Hoche mit dem Satiriker Karl Hoche über den Fall Hoche

DER GEDICHTESCHREIBER von Peter Maiwald

Modell Schweden von Christoph Rodig

Bücherklau

Manche Buchhändler blicken nur mehr resigniert-lächelnd in die Kasse, andere fühlen sich in ihrer Existenz bedroht: Zwischen einem und fünf Prozent des Umsatzes holt sich der Bücherklau

WEGWERE-LITERATUR von Alfred Andersch

»Alles, was den Namen Literatur überhaupt verdient, kristallisiert sich um einen linken Kern.«

SCHWÄCHE von Peter Maiwald

Das Kochbuch und seine Zukunft von Friedrich Ernst

Lohn der Bescheidenheit: Literaturpreise von Pawel Klinger

Das Klagenfurter Literaturmarathon und Herbert Achternbuschs Verweigerung des Petraca-Zeremoniells brachten Literaturpreise wieder ins Gerede. Doch lange schon waren sie ein Ärgernis nicht nur für jene, die leer ausgingen

Reich-Ranickis gesammelte Sprüche zu Fragen der Kunst und Politik

Was liest der Prolet? von Kaspar Maase

Matière Grasse im Kulturbetrieb von Hartmut Schulze
Warum der »Butt« ein Bestseller ist

Frauenbewegung und Linke in der BRD von Hermann Peter Piwitt
Vor einiger Zeit traf ich in Italien einen Freund wieder. Er steht politisch links und lebt mit einer italienischen Feministin zusammen. »Wie ich mich fühle?« sagte er, »sauwohl! Keine Launen, keine Hysterien mehr im Haus! Kein Kettengerassel, um einem Schuldgefühle zu verpassen. Endlich eine Frau, die man ernstnehmen kann.«Rezensionen

Ein fortschrittlicher Bestseller von Ulrich Clement

NACHRUF von Erich Fried

Mitten in der herrschenden Fremde von Christian Geissler

SOFORTGEDICHT von Natias Neutert

STREIT DER DICHTER von Volker Braun

Lyrisches Logbuch von Yaak Karsunke

Giovanna oder das Ende der Schinderei von Gerd Fuchs

RUNDSCHREIBEN von Peter Maiwald

Eine alte Dame wird entdeckt von Manfred Behn

Ein Clown ohne Illusionen von Ludwig Fels

Karl Kraus und das Bürgerpack von Hermann L. Gremliza

KSP und die Sprache der Dinge von Hans Platschek

Die Unschuld eines Phänomens von Reinhard Kühnl

Strategien des Kapitals von Jörg Huffschmid

Ein enttäuschter Revolutionär von Karl Pawek

Marxismus aus Japan von Hans Heinz Holz
Die Einheit des philosophisch-theoretischen Denkens mit der Praxis des Befreiungskampfes

Solidarität mit dem Fußvolk von Horst Tomayer

Freiheit statt Sozialismus von Addi Boettger
Eine namentlich nicht genannte Jury verlieh den ersten alternativen Friedenspreis der Arbeitsgemeinschaft alternativer Verlage (AGAV) an K. H. Z. Solneman, der selbst wiederum anonym bleiben möchte.

Kann Deutschunterricht Spaß machen? von Karlhans Frank-Ostkamp
»... sie halten Literatur für etwas Totes und Literaten für Fossilien . . .«

Das Ende der »Schwarzen Kunst«
Fotos: Arbeiterfotografie-Diener Mielke

Blender und Falschmünzer von Friedrich Hitzer

Literatur im Knast von Peter-Paul Zahl

Buch- und Schicksalsgemeinschaften von Martin Buchholz
»... und ewig singen die Wälder...«

Literatenhatz von Bernt Engelmann
Bernt Engelmann, Vorsitzender des Verbandes deutscher Schriftsteller (VS) in der IG Druck und Papier, läßt sich nicht einschüchtern durch die Kampagne der Verleumdung all jener Autoren, die noch Kritik wagen an den herrschenden Zuständen. Er fragt vielmehr nach den Ursachen der Verteufelung auch in liberalen Blättern.

Kommentierte Bibliografie
Die mit* versehenen Titel lagen bis Redaktionsschluß nicht oder nur ausschnittsweise vor.

Literatur-Konkret 1977, S. 4

Karl Pawek

Warum Literatur und die auch noch konkret?

Gibt es nichts Wichtigeres zu tun, als ein neues Literatur-Magazin zu machen? Lethargie und Verkrustung, die unproduktivsten aller Bedingungen, beherrschen Politik, Ökonomie und Kultur der Bundesrepublik 1977. Die ehrenwerte Bourgeoisie betreibt fast laut-, doch nicht wirkungslos die Stabilisierung ihr nützlicher Verhältnisse, die ehemalige Partei der Arbeiterklasse, von der doch häufig Impulse ausgegangen waren zur Humanisierung unserer Welt, läßt sich in einem beispielhaft wiederholten Akt aufgeschwätzter Selbstdisziplinierung zum Geschäftsführer eines Gegners machen, der nicht mehr Klassengegner genannt werden darf - in dieser trost- und hoffnungslosen Lage verkommt auch Literatur.

Resignierte Dichter und Denker widmen sich ihrem Innersten, weil die Schauplätze der Veränderung außerhalb ihres eurozentrischen Weltbilds liegen,

und sie auch niemand mehr nach ihrer Meinung fragt. So sind es auch nicht mehr Ideen, Pläne, Utopien, Hoffnungen, um deretwillen die meisten Autoren schreiben und um deren Veröffentlichung sie kämpfen. Publiziert wird, was sich problemlos verkaufen läßt. Erst kommt der Markt mit seinen Lücken, dann das Buch.

»Das einzige Publikum, das heute noch Kunstverstand hat«, erklärte unlängst der Stückeschreiber Hartmut Lange, »steht nicht links. Die Linken sind ungeheuer barbarisch. der Kunstverstand ist heute konservativ.« Es ist wahr: Jenes Blatt, dessen politischer Teil für eine militärische Vorwärtsstrategie wirbt, hat das feinsinnigste Feuilleton. Und wahr ist auch, daß sich linke Kulturkritik zu oft einer jede Ästhetik verachtenden Schonung politisch gutgemeinten Schrifttums schuldig macht. Aber so richtig barbarisch im Sinne der herrschaftlichen Kultur des vergehenden Bürgertums ist erst das linke Interesse für die Bedingungen, unter denen die Tempel errichtet wurden, unter denen heute Literatur hergestellt und gefeiert wird.

Mit solcher Barbarei kann und will »Literatur Konkret« seine Leser nicht verschonen. Die Kreuzworträtsel fachidiotischer Literaturkritik müssen sie sich woanders suchen. Hier soll es um die Analyse der Funktionen, Absichten und Wirkungen von Literatur gehen, um ihre materiellen Voraussetzungen und Ziele.

Dabei stellt sich heraus: Die Literatur ist nicht tot. Nur sind ihre vielfältigen Funktionen als Öffner, Ersatz und Verhinderer reduziert auf die konservierenden Komponenten Literatur als Zeitvertreib, Sinnenkitzel, Scheinbefriedigung. Dergleichen lenkt ab von der Mangelhaftigkeit der herrschenden Ordnung, macht sie erträglich, kaschiert sie.

Es kömmt nicht darauf an, darüber zu jammern (philosophieren), es kommt darauf an, diesen Zustand zu ändern. Auch durch Literatur und ihre Kritik. Auch durch »Literatur Konkret«.

Literatur-Konkret 1977, S. 6

Günter Wallraff

Wir brauchen Heinrich Böll

Was wäre die Bundesrepublik ohne Böll? Sie wäre geistig noch ärmer. Heinrich Böll hat der Bundesrepublik im Ausland einen Kredit verschafft, den diese nicht verdient. Er steht für eine Haltung, die im eigenen Land nichts gilt. Seine Solidarität mit den Verfolgten hat ihn selber der Verfolgung ausgesetzt.

Von den engagierten westdeutschen Autoren war Böll der erste. Er war es in der einfachsten Art. Unaufdringlich und beharrlich in seiner Überzeugungskraft. Immer gegenwärtig und mit dem Einsatz der ganzen Person. Er war es und er ist es so deutlich, daß er zur Symbolfigur wurde.

Man muß sich erinnern: Zu Adenauers Zeiten deckte Böll das Zusammenspiel von Kapital und Klerus auf. Unter Druck gesetzt, begann sich der Katholizismus von Fossilem und Erstarrtem zu lösen. Ohne Böll wäre die katholische Kirche noch heute eine bedrohliche und mächtige Instanz - auch außerhalb Bayerns. Ohne Böll wäre die Kriegsdienstverweigerung mit noch mehr Repressalien verbunden. Der extreme Zivilist hat geholfen, die Verweigerung zu einem Recht zu machen.

Böll hat das Märchen von der wirkungslosen Literatur widerlegt. Er hat früher als andere begriffen: Literatur muß sich einmischen, sie muß Reibungsfläche sein. Sie darf sich nicht nur mit sich selbst beschäftigen. Literatur entfaltet ihre Sprengkraft, wo sie sich den Zeitfragen stellt.

Schriftsteller verändern nichts Grundlegendes. Literatur wirkt auf lange Sicht. Erkennbar sind nicht schnelle Resultate. Aber in Phasenverschiebungen werden sie wahrnehmbar. Böll war und ist Katalysator. Er hat Reaktionen provoziert und Entwicklungen beschleunigt. Und er hat zur Klimaverbesserung der späten 60er Jahre beigetragen. Als einer der ersten hat er polizeistaatliche Tendenzen in der BRD angeprangert und vor neuer Demokratiefeindlichkeit gewarnt. Rechte Politiker sind deshalb in rattenhafter Wut über ihn hergefallen. Böll hat nicht gekniffen. Seine Kritik ist entschiedener geworden.

Beifall von der falschen Seite hatte er nie. Aber man hat versucht, ihn auf andere Weise um seine Wirkung zu bringen: Indem man ihn in die Rolle des etablierten Dichter-Denkmals drängte. Böll ist eine Institution. Als solche kann er öffentlicher Aufmerksamkeit sicher sein. Er kann seine Meinung an den Mann bringen, wo es anderen längst nicht mehr möglich ist. Die Medien stehen ihm noch zur Verfügung. Böll nutzt diesen Spielraum, aber er richtet sich nicht darin ein. Er läßt sich den Dichterthron nicht bequem werden, sondern macht ihn zur Plattform. Er segelt nicht mit dem Wind, um irgendwann in ruhigem Fahrwasser zu landen. Er stiftet weiterhin Unruhe, verletzt Spielregeln. Der Erfolg hat ihn nicht eingeholt, er ist ihm immer ein Stück voraus. Weiter zu gehen als man ihm gestattet, das ist seine Stärke. Er läßt sich nicht einspannen, hält sich an keine verordnete Linie.

Oft tut er zum unerwarteten Zeitpunkt unerwartet richtige Dinge. Und schafft sich damit neue Feinde. Auch neue Freunde, die geradezu auf dieses Zeichen gewartet haben. Keiner hat es gewagt auszusprechen. Natürlich kann er es sich leisten. Aber andere könnten es sich auch leisten und -schweigen.

Immer wieder bestätigt sich für mich: Böll ist ein junger Schriftsteller. Er hebt sich ab von denen, die ihren Ruhm gehabt haben und sich nur selber zitieren. Je bekannter Böll wurde, desto konkreter wurde seine Literatur.

Ich habe die »Katherina Blum« in einem Duisburger Vorstadt-Kino gesehen. Arbeiter, Lehrlinge, die sonst wohl keinen Böll lesen, klatschten spontan Beifall. Die Realitätsnähe des Films, an dem Böll wesentlich Anteil hat, teilte sich ihnen direkt mit, sie war umsetzbar für sie.

Böll ermutigt. Er fördert, berät und unterstützt Kollegen - auch materiell. Ohne davon Aufhebens zu machen. Seine Hilfe ist nie demonstrativ, sie ist persönlich. Und von gleich zu gleich. Geholfen hat er mir früh. Ich war als Kriegsdienstverweigerer bei der Bundeswehr. Um durchzuhalten, führte ich Tagebuch: meine ersten Schreibversuche. Von Geschichte hatte ich wenig Ahnung. Böll vermittelte mir Geschichtsbewußtsein anhand meiner eigenen Aufzeichnungen. Er beschrieb mir seine Erfahrungen bei der Wehrmacht und mit deren Kompaniechefs und Militärgeistlichen. Erfahrungen, die er ebenfalls literarisch zu verarbeiten versucht hatte.

Woher kommt Bölls Glaubwürdigkeit?

Ich habe erlebt, wie existentiell betroffen Böll reagiert. Ich kenne keinen Linken, der persönlich so beteiligt ist, der so identisch ist mit seinem Engagement wie er. Die massiven Diffamierungsversuche haben ihn krank gemacht. In einer Weise, die sein Leben und seine Arbeit in Frage stellte. Eine anders reagierende Gesellschaft - wie die schwedische - hätte die Baader-Meinhof-Gruppe noch zur Besinnung rufen können. Es wäre nie zu den Morden gekommen, wie wir sie jetzt

erleben. Die Verfolgungshysterie in der Bundesrepublik, Hetze und Denunziantentum haben sie eher vorangetrieben. Böll hat das registriert, es hat ihn angegriffen. Deshalb ist auch der Vorwurf geistiger Mittäterschaft so ungeheuerlich wie absurd. Böll hat nie Entlastungsartikel geschrieben. Er hat nur die Folgen gesehen und sie früher durchlebt als andere. Weil er früher wußte, wer gemeint war.

Klammheimliche Freude empfinden die Herrschenden, die sich ihrem Ziel näher wähnen. Echte Distanzierungen erleben wir von der Linken. Hat man je gehört, daß Strauß sich von seinen reaktionären Kumpanen distanziert hätte? In Südafrika, im faschistischen Griechenland, im Chile Pinochets, wo die Opfer nicht mehr zu zählen sind?

Für Böll ist nicht wichtig, recht behalten zu haben. Es wäre ein bitterer Triumph. Er will nicht schulmeistern. Ist so gar kein Oberlehrertyp. Drängen, beherrschen will er keinen. Wenn er lehrt, dann nur durch sein Beispiel.

Böll gehört zu den wenigen Autoren, die nicht unter einem permanenten Darstellungszwang stehen, die sich nicht ständig mitteilen müssen. Er hört zu, er hört zuerst zu, nimmt auf, lernt selbst. Erst spät habe ich begriffen, daß diese Offenheit zugleich sein Arbeitsprinzip ist. Er sammelt und bewahrt lange. Für seine Stoffe braucht er deshalb nur Spurenelemente von Authentizität. Wichtig sind die eigenen Erfahrungen. Er mißtraut dem Augenschein. Die Wirklichkeit hat für ihn stets Geschichte; sie erschließt sich nicht von selbst. Er schreibt nur auf, was er lange genug durchlebt, mitvollzogen, nachvollzogen hat. Das bewahrt ihn davor, ungeduldig zu werden, nachzulassen oder aufzugeben.

Oder sich modisch anzupassen. Böll war nie 'in'. Als sich mit der Nostalgie-Welle in der Literaturszene eine neue Innerlichkeit breit machte, warb er für eine gesellschaftsbezogene, realistische Literatur. Und bemühte sich selbst um mehr Verständlichkeit und Breitenwirkung.

Böll will nicht für Eingeweihte schreiben. Seine Sprache ist nicht künstlich-gepflegt, manieriert. Böll ist denkbar uneitel.

Man kann ihn sich nicht vorstellen als Kultur-Geck. Auf den Cocktail-parties der Gabriele Henkel z. B. wäre er undenkbar. Verstellung und Eitkette liegen ihm nicht. Zur Übergabe des Nobelpreises hat er sich den obligaten Frack ausleihen müssen ...

Literatur-Konkret 1977, S. 8

Martin Walser

Wer ist ein Schriftsteller?

ch habe schon öfter auszudrücken versucht, daß nur der etwas zu sagen hat, dem etwas fehlt. An Reaktionen von gescheiten Kollegen habe ich bemerkt, daß es mir noch längst nicht gelungen ist, mich deutlich zu machen.

Die Kollegen Kritiker, die ununterbrochen mit Maßnehmen beschäftigt sind, diskutieren an jedem erscheinenden Werk den persönlichen Fall. Dadurch kommt das Allgemeine fast nicht mehr vor. Das jeweilige Buch oder Stück oder Fernsehspiel stellen sie ihren Lesern nicht vor als einen Beitrag zu einem immer in Gang befindlichen allgemeinen Prozeß, den man Geschichte nennt, sondern vor allem als einen Beitrag speziell zur Literatur, bzw. zum Roman, zum Drama, zum Gedicht usw. Nun mag es Schriftsteller geben, die mit dem, was sie schreiben, einen Beitrag zu einer literarischen Gattung liefern wollen. Ich kann mir das nicht vorstellen. Aber wir müssen das so lange annehmen, als nicht **alle** Schriftsteller kundgetan haben, daß ihre- Produktionen **nicht** entstanden sind als Beitrag zur Weiterentwicklung des modernen Romans, des Dramas usw. Ich fände es nützlich, wenn möglichst viele Kollegen ihre Schreibanlässe mitteilten, weil ich mir von solchen Mitteilungen eine Einschränkung herrschender Denkroutinen über den schriftstellerischen Arbeitsprozeß versprechen würde..

Je länger unsere literarische Tradition dauert, desto weniger sind wir fähig, das Geschriebene als eine Produktion des Geschehenen zu erkennen und es hauptsächlich nach seinem Verhältnis zum Geschehenen und zum Geschehenden zu befragen. Immer mehr haben sich Anschauungsweisen verfestigt, die den Schriftsteller zu etwas für sich machen und seine Hervorbringung Einteilungen unterwerfen, die nicht mehr dem Anlaß dieser Hervorbringungen und damit auch nicht ihrem möglichen Sinn entsprechen. Eine Einteilung sagt da besonders viel: die den Unterschied propagiert zwischen einem Sachbuch und einem Buch der Fiktion.

Als ich vor Jahren Eingesperrten beim Veröffentlichen ihrer Erfahrungen behilflich war, hat die Kritik typisch reagiert: Man hat weniger die Erfahrungen diskutiert, die da aus Zuchthäusern und von Gesellschaftsrändern mitgeteilt wurden, sondern die Tatsache, daß die Autoren offenbar mehr sogenannte Trivialromane als Kafka gelesen hatten. Manche gingen sogar so weit, zu vermuten, daß ich mit der rein organisatorischen Beihilfe zur Veröffentlichung solcher Bücher meine eigenen Berufskrankheiten kurieren wolle. Soo weit weg sind vom Lesenkönnen Profis.

Bücher, die aus unzumutbarer Erfahrung entstanden sind, sagen besonders viel über das Verhältnis von Fiktion und Non-Fiktion. Der eine läßt sich alles gefallen. Der andere wehrt sich mit Händen und Füssen. Der dritte wehrt sich auf dem Rechtsweg. Der vierte auf dem politischen. Der fünfte »greift zur Feder«. Und wenn die unzumutbare Bedingung wegfällt, hört er auf zu schreiben. Es gibt aber welche, für die entfällt die unzumutbare Bedingung nie. Sie sind dem Mangel, der zum Schreiben zwingt, lebenslänglich konfrontiert. Das sind meistens die, die in überlieferten Literaturformen geeignete Instrumente sehen, um ihre Mangel-Erfahrung zu beantworten. Aber nicht um die Formen zu pflegen, schreiben sie, sondern weil sie mit diesen »Formen«, diesen höchst ungewissen, arbeiten zu können glauben. Was sie zu diesen »Formen« hinzieht, ist vor allem die Lizenz, vom eigenen zerdepperten Ich, das man zusammenflicken will, reden zu können.

Das Ich des Autors ist sozusagen prinzipiell beschädigt. Seine Identität ist fragwürdig. Ungesichert. Aber das hat er mit vielen anderen gemein. Mehr Autoren stammen aus Unterschichten als aus Oberschichten. Die Familien der Unterschichten haben nicht das Selbstbewußtsein, ihre Kinder mit wetterfesten Identitäten auszustatten. Dem Kleinbürgerkind falle in jeden Freudenbecher der bittere Zweifelstropfen, ob es sich diese Freude auch ehrlich verdient habe, schrieb der Kleinbürger und Kleinbürger-Experte Jean Paul. Jemand, der die Mangelhaftigkeit seiner Identität nicht nur leidend hinnimmt, sondern in den Beschädigungen das Beschädigende zu erkennen sucht, wird ein Experte für Identitätsbeschädigung. Wenn er sich mehr für das Beschädigende interessiert, wird er ein realistischer Schriftsteller. Wenn er sich einfach Abhilfe verschaffen will, wenn er nur sich selber entschädigen will, dann wird er das, was der bürgerliche Bewertungsapparat am liebsten einen Dichter nennt.

Die Selbst-Entschädigung sieht dann meistens so aus, daß der Betroffene seinen eigenen Schmerz universalisiert, ihn auflöst in einen Weltschmerz, der dann keine irdischen korrigierbaren, veränderlichen Ursachen mehr hat, sondern zur Welt gehört wie der Schatten zum Licht. Dieser Schmerz muß alle 30 Jahre neu besungen werden. Nichts wird so schnell fad wie der Weltschmerz der vergangenen Generation, d.h. dessen sprachliche Fassung. Als Gottfried Benn aktuell war, empfand ihn seine Generation und Klasse als einen Dichter, der hoch präzise formulierte, wie es einem gebildeten Menschen im Herbst oder in Zürich oder gar im Herbst in Zürich zumute ist. Heute klingen jene einst von Bennsüchtigen nachgestammelten Genauigkeiten oft wie Schlagertexte. Heute braucht der Bürger die aktuelle Weltschmerzgenauigkeit Becketts und seiner empfindlichen Nachfolger. Solche Dichter sind also nicht an den Ursachen ihrer Mangelerlebnisse

interessiert. Sie halten wahrscheinlich die Tatsache, daß wir später sterben, für die einzige Schmerz-Ursache.

Es ist natürlich nicht so, daß sich jemand entschließt, in den Beschädigungen, die er an sich entdeckt, den Beschädigten auf die Spur zu kommen. Er findet sich einfach beschädigt und sieht sich gezwungen, sich mit seiner Beschädigtheit zu beschäftigen wie mit einer wunden Stelle. Wenn man eine schmerzende Stelle im Mund hat, kann man die Zunge einfach nicht hindern, immer wieder diese Stelle aufzusuchen, zu betasten. Und wie von selbst kommt man dann zu den Bedingungen, die solche Beschädigungen ermöglichen. Man macht sich ganz von selbst eine Figur, die mit diesen Beschädigungen leichter umgehen kann als man selbst. Fast experimentell.

Die Realisten unter den Schriftstellern dagegen interessieren sich für den Beschädiger im Schaden. Sie finden, daß unsere Sterblichkeit nicht alles entschuldigt, was uns zu Lebzeiten zugefügt wird.

Märchen und Religionen sind voll von Figuren, mit denen Leute ihre negativen Erfahrungen beantwortet haben. Der Autor war immer ein Kollektiv. Auch heute wäre eine Erfahrung, die einer allein machen würde, total sinnlos. Die Religion ist gerade zu ein System aus Fiktionen, die aus nichts anderem gemacht sind als aus kollektiven Antworten auf negative Erfahrung. Die Religion stellt ja unsere Lage nicht dar, sondern beantwortet sie. Gott ist die bisher größte Figur, die der kollektive Autor Menschheit geschaffen hat. Gott ist unser Held, der mit unseren Verhältnissen besser fertig wird als wir. Nach heutiger Einteilung gehört Gott ins Gebiet der Belletristik und nicht ins Sachbuch. Und zweifellos sind alle Fiktionalisten religiöser strukturiert als die, die scheinbar oder wirklich unmittelbar reagieren, mit Büchern über Astronomie oder Kernphysik oder Hegel oder...

Gott ist genau jene Identität, die sich jeder Mangelhafte, jeder Unterdrückte wünscht. Also die Zusammenfassung alles dessen, was dem Unterdrückten fehlt. Gott ist aber auch ein Fiktionsheld, der beweist, daß Menschen auf Existenzbedingungen nicht direkt antworten können. Unsere ungeheure Lage ist nicht direkt auszudrücken. Jeder Versuch, direkt zu sagen, wie es ist, würde zu einer Scheinpositivität führen. Im durch Erfahrung trainierten Schein, in der Fiktion kann das Ungeheure einer menschlichen Situation zum Ausdruck kommen. Das, was unsere Figur mehr hat als wir, das drückt unseren Mangel aus.

Daß zum Beispiel der Inhalt der christlichen Wünsche immer noch reine Utopie ist, daß wir immer noch Herrschaft dulden, daß wir von Gerechtigkeit immer noch nichts haben als die Idee usw., das ist, wenn man es direkt ausspricht, eine Behauptung, die von den übermächtigen Instanzen der Herrschenden durch übermächtige Gegenbehauptungen weggewischt wird. Ein einziges Brechtgedicht aber, das jene Herrschaft nicht darstellt, sondern das hervorgebracht ist von der Erfahrung der Herrschaft, widerlegt die Herrschaft, entzieht ihr Legitimation. Nicht durch Darstellung von Herrschaft, sondern durch Reaktion. Das heißt, die Antwort erfolgt nicht auf der Ebene, auf der die Provokation erfolgte, und nicht mit denselben Mitteln. Die Antwort erfolgt unverhältnismässig. Und entspricht dadurch der Unzumutbarkeit der Provokation oder der Ungeheuerlichkeit der Lage.

Ein krasses Beispiel: Daß einer, der sich vom Waisenhaus ins Zuchthaus ...oder in die Trinkerheilanstalt ...kommt, anfängt, alles aufzuschreiben, ist sozusagen eine höchst verständliche, aber auch eine unverhältnismäßige Reaktion. Dadurch daß er das aufschreibt, ist er noch nicht gerettet! Aber er hat doch zum ersten Mal mit der Unmittelbarkeit seiner Misere gebrochen. Er ist ihr für die Zeit, die er zum Schreiben brauchte, entgegengetreten. Er hat ein Mittel gegen sie eingesetzt. Das der Erinnerung, der Benennung, der Beschwörung, der Verfluchung, der Illusion, der Illusionszerstörung, der hilfreicheren Illusion, der Zerstörung der hilfreicheren Illusion: das Mittel der Identitätsbildung. Das ist das poetische Mittel schlechthin.

Und je weiter unten einer diese Arbeit tun muß, je ausgebeuteter die Klasse ist, der er angehört, desto schöpferischer muß er sein, falls er es zu einer erträglichen Identität bringen will. Einer sucht die Fetzen, die sie aus ihm gemacht haben, zusammen und flickt sich daraus eine Haut zurecht. Ein Bild. Er macht einen Behauptungsversuch. Er sagt: So bin ich; ob ihr's glaubt oder nicht; glaubt es bitte.

Hat er jetzt die Identität eines Schriftstellers? Welcher Schriftsteller hat die Identität eines Schriftstellers? Ich weiß nur, daß Hölderlin, Kafka u.a. bis zum Umfallen geschwankt haben, wenn es um ihr Selbstverständnis ging. Es gab und gibt natürlich immer welche, die fester sind. So fest wie Gips. Oder Marmor.

Mir ist nicht entgangen, daß ich zur Umschreibung des Schriftstellers und zur Qualifizierung seiner mittelbaren Arbeit mich an Begriffen von Kierkegaard *und* Marx bedient habe. Das ist weniger pluralistisch als es scheint, wenn man zugibt, daß beide Söhne des *einen* Vaters Hegel sind und also dialektisch dachten. Ich möchte auf keinen verzichten. Einer hat das Handeln, der andere das Leiden zum Gegenstand der Dialektik werden lassen. Und daß Leiden und Handeln Momente *einer* dialektischen Bewegung sind, ist nichts als eine begriffliche Fassung des Schreibvorgangs, der Schreibbedingung. Kierkegaard hatte einen, muß man sagen, sehr zeitgenössisch bemessenen Blick auf den Schriftsteller, weil er ihn nur in

einer ästhetischen Sphäre existieren ließ, und das war für ihn die Sphäre der »Unmittelbarkeit«. Reflexion gehört da nicht hin. Erst den Religiösen läßt er über die Unmittelbarkeit hinauskommen: Zur »Innerlichkeit«. Das ist das reflektierte, das mittelbare Stadium. Da wird dann vom Leiden anders geredet, meint Kierkegaard, als zwischen Romeo und Julia. Wenn er dann die religiöse Rede beschreibt, sehen wir aber, daß sie inzwischen zur Rede des Schriftstellers geworden ist. Bei Kierkegaard verhält sich die Poesie nur zu einem Betrachtenden. »Aber der Religiöse Vortrag soll sich zu einem Handelnden verhalten, der, wenn er nach Hause kommt, dahin streben muß, danach zu handeln.«

Ist das dem Hit unter Marxens Feuerbach-Thesen (bis jetzt wurde nur interpretiert, ab jetzt wird verändert!) nicht eng verwandt? Man soll nicht fragen, ob der Redner selber nach seinen Reden handle, sagt Kierkegaard, aber man soll von ihm verlangen, »daß sein Vortrag so sei, daß danach gehandelt werden kann...«

Das ist der allerhöchste Anspruch. Ist die Schriftstellerei für immer unreif dafür? Oder hat sie nicht längst begonnen, sich in diese religiöse Aufgabe einzuüben? Kafka? Brecht? Brecht hat diese Kierkegaardsche Forderung praktiziert. Inzwischen ist sie eine Klischeeforderung und dem Verschleiß ausgesetzt. Kierkegaard hat als seinen wichtigsten Beitrag zur Geschichte das Ausdrucksmittel angesehen, das er ausbildete; er nannte es die »Gegensätzlichkeitsform«. Die Unverhältnismäßigkeit von innen und aussen glaubte er nicht anders als durch eine Gegensätzlichkeitsform ausdrücken zu können. Aber gleichzeitig wollte er auch verhindern, daß der Leser einfach gerührt der direkten Mitteilung verfalle. Brecht hat viel später das gleiche mit Hilfe von Marx versucht: was bei Kierkegaard Gegensätzlichkeitsform hieß, heißt bei Brecht Verfremdung.

Die Wirkungen, die so erzielt werden, sind nicht messbar; deshalb ist es müßig, über die Wirkungen zu reden. Aber die so entstandenen Werke sagen umso genauer, welche Wirkungen sie erzielen wollen. Und noch genauer sagen sie, wie der Autor sich von Buch zu Buch verändert. Das ist das auffälligste Produkt sogar. Wie aus dem ästhetischen Schriftsteller Kierkegaard der radikale Religiöse wird. Wie aus dem gutbürgerlichen zynischen Brecht der sozialistische Humanist wird. Deshalb die Behauptung: Wer sich schreibend verändert, ist ein Schriftsteller. Er könnte auf eine vergleichbare Provokation nicht mehr gleich reagieren. Und es ist dabei nicht so wichtig, ob man auf Ideen, auf Gänseblümchen, auf Literaturepochen, Wahlergebnisse, Mieterhöhungen oder Weltkriege reagiert: wer schriftlich reagiert ist ein Schriftsteller. Und die Wirkung, die das auf ihn selber hat, ist die einzige Wirkung, über die man vernünftig reden kann. Daß der Schriftsteller außer sich noch einen verändert, ist nicht beweisbar. Aber seine eigene Veränderung ist in seiner Produktion ablesbar. Seine Tendenz ist unverkennbar. Und damit auch sein Beitrag zur Erkenntnis des historischen Prozesses. Wenn sein Beitrag nur die negativen Bedingungen des herrschenden Augenblicks enthält, so enthält er und betont er eben die Bedingungen, die nach Veränderung schreien. Aber das tun sie eben nicht von selbst, sondern nur wenn ein Mensch unter ihnen nicht nur stumm leidet, sondern leidend reagiert, das ist das Handeln des Schriftstellers.

Da die Welt sich trotz der jeweiligen literarischen Gegenbilder nicht ändert wie das Papier in der Säure, werfen bürgerliche Feingeister dem realistischen Schriftsteller vor, er sei schlechterdings affirmativ. Womit sie sich das Recht zusprechen, in Bekketts schwarzer Umarmung ein bißchen bewußtlos werden zu dürfen. Oder die verkünden einfach den Tod der Literatur. Das sind Einfälle großbürgerlichen Überdrusses, auch dann, wenn sie von linksradikalen Großbürgersöhnen formuliert werden. Sie sind eng verwandt dem sich liberal fühlenden Agnostizismus der Gutgestellten, die hinterm Penicillinwall kauern und befreite Gesichter zu schneiden versuchen. Ihnen ist das Adorno-Urteil über den affirmativen Brecht und den durch Unverständlichkeit kritischen Beckett aus der positivistisch tendierenden Seele gesprochen.

Beckett und Brecht ...durch diese beiden wird das Mögliche vollkommen deutlich. Beckett wird, ob er will oder nicht, zum schwarzen Idylliker, zum Verklärer der Bewußtlosigkeit, zum Verewiger des Zustands, zum Argument gegen die Veränderung, zur Absage an die Geschichte. Brecht ist, auch da wo er scheinbar folgenlos zelebriert wird, negative Kraft, also aufklärerisch, also verändernd, also ein Mitarbeiter an dem größten Projekt, das Menschen haben können, an der Geschichte. Ich glaube, daß wir von Natur aus Geschichte haben. Das ist nicht beweisbar. Aber selbst wenn wir von Natur aus keine hätten, könnten wir uns zu der Auffassung entschließen, als Gesellschaft Geschichte zu haben. Und das wäre dann doch wirklich unser größtes Projekt.

Der Schriftsteller ist ein Mitarbeiter an diesem Projekt. Er zeigt an sich, durch sich, durch die Ausarbeitung seiner Mangel-Erfahrung, daß es ein Bedürfnis nach Veränderung gibt. So arbeitet er mit an der Ermöglichung von Geschichte. Oder an der Ermöglichung der Illusion, der Fiktion von Geschichte.

Das Christentum hat eine solche Fiktion von Geschichte produziert. Schon die Vorstellung von Geschichte wirkt sich in Verfassungen, Moralsystemen, Produktionsverhältnissen freundlicher aus als die Vorstellung, wir seien rein nichts, bzw. ein sinnloser und vorübergehender Eiweißzufall. Mag sein, Geschichte ist eine Fiktion. Nur eine Fiktion. Mir scheint, diese Fiktion entspreche unserer Lage. Mir persönlich kommt sie sogar notwendig vor. Ich gebe allerdings zu, es ist anstrengend,

diese unwillkürlich sinnvolle Fiktion gegen die täglichen Anfechtungen der Sinnlosigkeit zu behaupten. Mindestens einmal am Tag beneide ich die Beckettschar, die sich im Nichts räkelt, so wie ich auch meinen Hund beneide, der ausgestreckt und zeitlos liegt und döst, daß man sich neben ihn legen und mitdösen möchte. Dann fällt mir ein, daß Montag ist oder Freitag. Dann erinnere ich mich und versuche, das Dösen durch Arbeit vorübergehend zu unterbrechen.

Hier könnte ich aufhören. Der Satz mit dem Übergang vom Dösen zur Arbeit klingt wie der Schlußakkord einer bescheidenen Sonate aus dem 19. Jahrhundert. Ich muß mir wenigstens noch eingestehen, daß ich mich mit meinen Überlegungen zeitweise in den gefährlichsten Hochton verstiegen habe, in den des dilletierenden Geschichtsphilosophen. Deutsche Intellektuelle von Friedrich Schlegel bis Thomas Mann und Hans Magnus Enzensberger haben diesen Ton immer geliebt und Wirkungen damit erzielt, um die sie jedes Kurorchester beneiden muß. Ich gestehe lieber, daß ich mir bei dem Ausflug ins Geschichtsphilosophische vorgekommen bin wie einer jener Heringsausrufer, die Kierkegaard öfter erwähnt. Das sind für Kierkegaard Beispiele für Leute, die etwas ganz sicher wissen, den Preis der Heringe nämlich.

Tatsächlich neigen Schriftsteller dazu, ihre normale Unsicherheit und Identitätsschwäche mit irgendwelchen, oft abenteuerlichen Positivitäten zu kompensieren. Sie entdecken einfach etwas: entweder den physiologischen Schwachsinn des Weibes oder den Untergang des Abendlandes oder Lübeck als geistige Lebensform oder die Ökologie als Jagdgründe für Essayismus... Das kommt daher, daß der Schriftsteller auch mitreden will. Er will sich nicht damit begnügen, nur das auszuarbeiten, was ihm den größten Eindruck gemacht hat: den Mangel, das Negative. Und tatsächlich schafft der berufsmäßige Umgang mit dem Negativen eine schwierige Lage. Wer sie aushält, mit dem stimmt was nicht. Meistens löst der Schriftsteller dieses Problem durch Heuchelei - vorübergehende oder endgültige.

Was dem Schriftsteller da passiert, ist am ehesten vergleichbar mit den grotesken Verhaltensweisen der Priester in Religionen, so lange sie noch herrschen. Ein anerkannter Schriftsteller ist am meisten verwandt mit dem Priester einer noch herrschenden Religion. Je anerkannter, um so erzbischöflicher. Daß einer glaubte, mit Gott per Beruf vertrauter zu sein als andere, darüber können wir heute nur noch grinsen. Daß aber ein Schriftsteller sozusagen empfindlicher sei als ein Schweinemetzger im Schlachthaus, wird heute noch in jedem bürgerlichen Feuilleton ganz verzückt demonstriert. Zum Glück ist unsere Gesellschaft schon so weit entwickelt, daß nur noch ihr verlebtester Teil in Gefahr ist, auf den Schriftsteller als Humanitätskapo oder Sensibilitätsstar oder Existenzvirtuosen hereinzufallen. Aber im sogenannten Kulturleben der bürgerlichen Gesellschaft wird dem Schmerzensmann eben doch noch jede Menge Weihrauch gespendet. Und es ist nicht nur die Gesellschaft, die mit dem Schriftsteller ihr Bedürfnis nach Veitstanz und Freiheit bedient. Auch der Schriftsteller ist in Versuchung, als Religionserbe aufzutreten und durch bloße Literatur eine Religion für Ungläubige zu gründen. Und schon wird sein Negatives ganz positiv. Die Wunde schließt sich allmählich und wird eine wunderbare Narbe in der Narbensammlung der Weltliteraturgeschichte. Der Schriftsteller lernt jetzt sogar, solche wunderbaren Narben zu produzieren, ohne dafür Wunden zu brauchen. Er wird Künstler. Vielleicht ist das nicht zu verhindern. Vielleicht ist es einfach zu anstrengend, das ganze Leben lang lebendig zu bleiben. Also geben wir nach, lassen wir Gewohnheiten wachsen, widmen uns der Kunst, leben wie kostbare Alttomaten, in die beliebige Eindrücke gefüttert werden, damit aus ihnen haltbare Kunstprodukte gemacht werden.

Wahrscheinlich begeht jeder Mensch auf seine Weise diesen Verrat an der Negativität seines Daseins. Der Schriftsteller ist nur insofern schlimmer als andere, als er diesen Verrat schriftlich ummünzt in eine Art Reifevorgang. Er macht Stil daraus. Von da an arbeitet er mit an der Rechtfertigung einer leidlosen Empfindlichkeit, für die alles zum Genuß wird; am meisten das eigene Ich, diese mangelreiche Identität. Insofern ist der Beruf des Schriftstellers nicht der unschuldigste; bestimmt weniger unschuldig als der des Schweinemetzgers im Schlachthaus. Der Schriftsteller weiß zwar oft nicht, was er tut. Aber er weiß fast immer, was er nicht tut. Ich sehe nicht ein, warum ich dieses Geständnis jetzt schon konkreter werden lassen sollte. Lieber schließe ich ohne Akkord. Aber vielleicht mit einem typischen Eindruck:

Vom Balkon eines Hauses in 1300 m Höhe sah ich an einem sonnigen und windigen Aprilsonntag weit draußen auf einem für diese Höhe überraschend ebenen Feld einen Mann gehen, dessen Rücken weniger vom Alter als vom Tragen rund geworden zu sein schien. Plötzlich blieb er stehen, holte

Zigaretten und Streichhölzer aus der Tasche, knickte den Kopf vor und preßte die Arme eng an den Körper, um die Zigarette anzünden zu können. Weil der Wind zu stark war, beugte er sich noch mehr vor und begann sich, um eine vom Wind geschützte Stelle zu finden, zu drehen. Wie eine Art Tänzer drehte er sich, vom Wind bedrängt, um den gesuchten, unsichtbaren Punkt, hielt plötzlich still, war einen Augenblick lang eine Plastik mit dem Titel Notwendigkeit, eine Rauchwolke stieg auf, er ging weiter. Jetzt war ich auch wieder frei. Dann fiel mein Blick auf den Balkon nebenan. Da war zu sehen der nackte, ein bißchen fette Fuß einer sonnenbadenden Frau. Obwohl dieser Anblick die Notwendigkeit weniger grell enthielt, konnte ich mich erst wieder mit meiner mitgebrachten Sache beschäftigen, als der Fuß zurückgezogen worden war. Aber dann mußte ich zuerst eine Zeit lang auf die Stelle starren, auf der der Fuß gelegen hatte. Sie war jetzt leer. Ich konnte mich meiner Sache zuwenden. Aber gegen den sich auf den windstillen Punkt zuschraubenden Mann und

den reglos in der Sonne liegenden Frauenfuß kam ich mir ganz undeutlich vor. Ich empfand nichts mehr als diesen durchdringenden Mangel an eigener Deutlichkeit. Am liebsten wäre ich gar nicht mehr da gewesen.

-

Literatur-Konkret 1977, S. 12

Hans Magnus Enzensberger

Poetik-Vorlesung

Wenn dann am Mittwoch dieser Krawall kommt,
das klirrende Blech knallt im Gestank,
die Kübel gegen den Dreckkessel donnern,
zack! das frißt und mahlt alles was abfällt

zu Staub! Dieses Gefühl, wenn sie wieder da
waren! Dieser Neid! Diese Dankbarkeit!
Diese Leere! Freude und Wohlgefallen!

Dann betrachte ich meinen Tisch, meine Hand:
keine Asche mehr, keine Kartoffelschalen.

Eine bessere Welt, für zehn Minuten.
So vermessen wäre ich auch gern, so nützlich,
so rücksichtslos hilfreich wie die Müllabfuhr

Hans Magnus Enzensberger: Gedichte 1955-1970
Suhrkamp taschenbuch 4, Suhrkamp Verlag 1971

Literatur-Konkret 1977, S. 34

Michael Zeller

Nachruf auf die liberale Öffentlichkeit

I. Tanz der Phantome

Van Erich Frieds neuestem Gedichtband, »So kam ich unter die Deutschen«, war noch kein einziges Exemplar ausgeliefert, da wußte die westdeutsche Öffentlichkeit, und nicht nur die literarisch interessierte, bereits, was sie davon zu halten hatte. Theo Sommer widmete sich dem Buch in einem politischen Leitartikel der »Zeit«. Der Beitrag war in kluger Selbsteinschätzung »Wie im 'Stürmer'« betitelt. Sommer bezeichnete Erich Fried darin als »dichtenden Verschwörungsneurotiker, der unseren Staat wider sämtliche Wahrheit für einen Unrechtsstaat hält«, denn Fried habe in einem Gedicht auf den Tod des Generalbundesanwalts Siegfried Buback geschrieben: »Dieses Stück Fleisch glaubte Recht zu tun und tat Unrecht«.

In welcher Verkleidung darf man es heute noch wagen in einem Buchladen Frieds neuen Gedichtband zu verlangen, solange er noch nicht den Flammen übergeben ist? Es gehört wieder Zivilcourage dazu, sich in aller Öffentlichkeit als Lyrikleser zu bekennen. Die Wirkungslosigkeit von Kunst ist derzeit aufs schönste widerlegt. Samisdat-Look in Westdeutschland: Wir sind wieder wer, wir feinsinnigen Genießer von Gedichten. Man achtet uns, als Subjekte des Strafrechts, bis hinauf zu den Landgerichten und Wissenschaftssenatoren. Richtige deutsche Staatsanwälte wachen über unseren Lektürekanon.

II. Die Unfähigkeit zu heucheln

Was hat das Phantom Erich Fried getan? Es hat sich geweigert, in die offiziell verordnete »Trauer« über die Ermordung eines Mannes sprachlos einzustimmen, der sein politischer Gegner war. Es hat stattdessen versucht, seine Gedanken zu dessen Tod in einem Gedicht zu klären und zu ordnen. Aus Unfähigkeit zu heucheln hat Fried private Trauer- und Denkarbeit geleistet. Heute schon Grund genug für den Verdacht, daß er diesen Staat umstürzen will.

Am Anfang des Gedichts steht die Frage:

»Was soll ich sagen / von einem toten Menschen / der auf der Straße lag / zerfetzt von Schüssen / den ich nicht kannte / und nur wenig zu kennen glaubte / aus einigen seiner Taten / und einigen seiner Worte?« In der Abwehr einer »öffentlichen Meinung« (oder was als solche von den Medien inszeniert wurde) umspielt Fried anhand des Mordes an Siegfried Buback die zentralen Begriffe Recht, Gewalt, Staat und Menschlichkeit, ohne daß sich die lyrische Rhetorik je verselbständigte zu inhaltslosem, geistreichem Spiel; der Autor bleibt mit jeder Formulierung voll verantwortlich für die Regeln dieses Spiels, das Arbeit ist.

Der Respekt vor dem Tod eines Menschen kann Fried nicht dazu verführen, die Gegnerschaft zu diesem Menschen nach seinem Tod zu unterschlagen: *»Was er getan hat / im Leben l davon wurde mir kalt ums Herz / Soll mir l nun warm ums Herz werden / durch seinen Tod?«*

Unmißverständlich, in aller nur denkbaren Klarheit, ohne jede »lyrische« Zweideutigkeit wird die Ermordung Bubacks verworfen, allein schon aus politischen Gründen: *»Sein Tod wird helfen / das Denken / auf ihn abzulenken / und so verdecken das Unrecht / von dem dieser Mensch / nur ein Teil war / Schon darum / kann ich nicht ja sagen / zu seinem Tod / vor dem mir l fast so sehr graut / wie vor seinem Leben«.*

Da Buback nicht als Privatmann, sondern als Repräsentant des westdeutschen Staates umgebracht wurde, interessiert Fried zunächst Bubacks politisches Wirken. Und hier kann Fried auch angesichts des Todes seine Abscheu vor dem obersten Ankläger des Staates so wenig verleugnen, wie das die bürgerliche Öffentlichkeit beim Tod ihrer Gegner kann, heißen sie Ulrike Meinhof oder Che Guevara: *»Was er für Recht hielt / hat Menschen / schaudern gemacht / Was er für Recht hielt / hat dieses Recht / in Verruf gebracht«.* Fried muß Buback aufgrund seiner Tätigkeit als Generalbundesanwalt einen Teil der Schuld daran zumessen, daß junge Menschen, die den Glauben an die Rechtsfähigkeit dieses Staates verloren haben, zu dem Irrsinn eines Mordes verleitet werden: *»Der Abscheu vor ihm / half Herzen / verhärten wie seines«.* Auch der subjekte Glaube, Recht zu tun, der Buback zugebilligt wird, läßt Fried nicht als Freispruch vor der Geschichte gelten: *»Aber genügt das? / Könnte man nicht dasselbe / von anderen Menschen sagen / die eingingen in die Geschichte / befleckt und verurteilt / vom Nachruhm / ihrer Unmenschlichkeit?«*

III. Was tun?

So weit die politische Argumentation Frieds zu Bubacks Tod, die sich in ihrer Klarheit und Ehrlichkeit weit über das Niveau der offiziellen Nachrufer in Schwarz erhebt. Denn Fried zwingt den Leser, den Tod eines Staatsanwalts, sei er nun dessen Freund oder Gegner, an seiner eigenen, persönlichen Praxis zu messen, an den Möglichkeiten, die dem einzelnen in einem Staatssystem gegeben sind.

Auch Frieds ehrendes Gedicht auf einen anderen Generalstaatsanwalt, auf Fritz Bauer, macht seine Ansicht deutlich, daß die strukturelle Gewalt sich nicht wie ein lähmendes Fatum auf menschliche Regungen legen und Widerstände ersticken muß. Die Hoffnung auf authentische Menschlichkeit, auf eine »bessere Welt« jenseits der Organisationformen hält Fried unverdrossen offen. Auch Buback »war *ein Mensch / und wäre wahrscheinlich / ein besserer Mensch / gewesen / in einer besseren Welt«.*

In einer äußersten Vermenschlichung des politischen Gegners, in einer letzten existentiellen Rückführung nimmt Fried Buback in diese Utopie einer »besseren Welt« mit hinein: *»Dies Stück Fleisch / war einmal ein Kind / und spielte / Dieses Stück Fleisch / war einmal ein Vater / voll Liebe«.* Im biblischen Gebrauch des Wortes »Fleisch« wird diese Hoffnung auf eine unverletzbare, überzeitliche Menschlichkeit deutlich.

IV. Einladung an den Staatsanwalt

Es spricht für die liberale Öffentlichkeit hierzulande, wie sich ihre Scharfmacher, die Djangos, die schneller schießen als denken, vor dem Gedicht Frieds bis auf die Knochen blamieren, obwohl sie doch sicher mit Kardinälen dinieren. In ihrer schäbigen Unbildung, in der sie in jedem Wortlaut, der sich ihrer zwanghaften Sprachregelung verweigert, Umsturz wittern, entwenden sie Fried die Formel vom Fleisch, um daraus ein dünnes, volksverdummendes Süppchen zu kochen. Das Phantom Fried, wie es sich der »journalisierende Verschwörungsneurotiker« Theo Sommer aufbaut, hat nur eine Zeile zu Buback geschrieben: »Dieses Stück Fleisch glaubte Recht zu tun und tat Unrecht«. Der Lyriker Fried hat dagegen ein Gedicht »Auf den Tod des Generalbundesanwalt Siegfried Buback« verfaßt, in dem er »die Wahrheit vom Gegensatz her andenkt«. Es wird noch lange zum Nachdenken anregen, wenn die unsäglichen Produkte der Fried- und Mescalero-Phantom-Jäger schon längst der wohlverdienten Ruhe der Makulatur pflegen.

Beachtung verdient allein die Methodik ihrer Infamie. Die herkömmlichen literarischen Interpretationsformen werden außer Kraft gesetzt. Ein Reizwort, das zum Rufmord taugt - hie »klammheimliche Freude«, dort »dieses Stück Fleisch« - wird aus der Form-Inhalt-Struktur von Pamphlet und Gedicht herausgebrochen und in der unredlichen Isolierung einer direkten Aussage zur moralischen und politischen Denunziation des Autors verwendet. Oberflächenphänomene sollen im Gedächtnis haften bleiben und eine rationale Auseinandersetzung mit dem Gegenstand von vornherein sabotieren.

Die Medien rufen indessen nach dem Richter, nicht mehr jedoch nach dem Kunstrichter, auch nicht mehr nach dem Sittenrichter, sondern direkt nach blankem Straforgan, das auf physische Vernichtung des Autors und seines Publikums zielt. Gewaltparagraph 88a und Persönlichkeitsschutzrecht stehen als poetische Meßgeräte bereit.

Die sich in den Medien konstituierende bürgerliche Öffentlichkeit entzieht sich einem rationalen Gespräch über die Ansprüche des Privaten gegenüber den Institutionen. Stattdessen verformt sie diese z.B. in der Literatur artikulierten Bedürfnisse demagogisch um die staatliche Gewalt zum Zuschlagen zu befeuern. Sie dient sich dem Staat als Büttel an. Die »verselbständigten Massenmedien« bemühen sich selbst nicht mehr, wie es Habermas 1962 als Verfallsform von Öffentlichkeit beschrieb, bei ihrem Publikum »um Zustimmung oder mindestens Duldung« gegenüber Maßnahmen des Staatsapparats zu werben. Sie liefern vielmehr, auch in ihren vorgeblich »liberalen« Formen, den kritischen, nicht einverständigen einzelnen, den Widerredner, den Tabuverletzer, der juristischen und polizeilichen Verfolgung aus.

Hieß »Publizität einst die Entblößung politischer Herrschaft vor dem öffentlichen Räsonnement« (Habermas), so heißt es heute Entblößung individueller Kritik als Staatsverrat. Der tödliche Kreis manipulativer Öffentlichkeitsarbeit schließt sich, wenn der, der sie übt, zur Ablenkung »Volkshetze!« schreit.

V. Versuch, Adornos Endspiel nicht zu verstehen

In dieser Situation zerstörter Öffentlichkeit purzeln die hochkomplizierten Theorien über politische Lyrik wie Kartenhäuser zusammen. Adornos Satz, das Kunstwerk fordere radikale Autonomie, um dadurch der »zur Hölle gesteigerten Heteronomie« von einzelnem und Gesellschaft entgegentreten zu können, ist zwingend, - so zwingend, wie autonome Theorie eben sein kann. Der Satz kollidiert allerdings mit der heutigen Wirklichkeit. Denn die staatliche

Verfolgungsmaschinerie beläßt jener autonomen Kunst in ihrem unzugänglichen Territorium unbeschränktes Hoheitsrecht. Dagegen konfrontiert sie eine Literatur, die auf direktes Engagement drängt, mit ihren Machtmitteln und schärft und verfeinert diese Machtmittel in Reaktion auf diese literarischen Produkte.

Öffentlichkeit, und zwar jenseits des elitären cercles literarisch Gebildeter, schaffen sich nur solche Produkte wie etwa Alfred Anderschs Gedicht auf Artikel 3 des Grundgesetzes, Frieds Buback-Nachruf oder Reiner Kunzes Momentaufnahmen aus dem Alltag der DDR. Daß sich ihnen gegenüber sowohl die »liberal-bürgerliche« wie die »sozialistische« Öffentlichkeit als Schein entlarven, daß sie nur Haß, Ablehnung und Vertiefung von Vorurteilen entfachen, spricht für diese Literatur. Die subversive Wirkung »autonomer« Literatur dagegen kann der Staat mühelos wegstecken. Was nicht justitiabel ist, ist nicht von dieser Welt, von der Welt unserer tagtäglichen, verstümmelten Praxis, sondern es ist dem Kopfparadies unserer Schreibtischtätigkeit entsprungen und verfällt dem Verdacht der Sklavensprache.

Die Würde von Literatur bemißt sich heute wie je nach dem Grad ihrer staatlichen Verfolgung. Ein Werk wie das des von Adorno favorisierten Samuel Beckett kann man nobelpreisgelähmt ad acta einer subventionierten Experimentierbühne legen, während sich bei Schriftstellern wie Reiner Kunze und Erich Fried staatliche Organisationen so vital herausgefordert sehen, daß sie blank ziehen müssen mit alten und neuen Paragraphen.

Die Sprengung der »Kunst von innen her«, wie sie Adorno Becketts Dramen zuspricht, detoniert lautlos in einem hoffnungslosen Arkadien, in dem das Gedicht als »geschichtsphilosophische Sonnenuhr« seinen hauchdünnen Schattenstrich wirft, während draußen Normalzeit HERRSCHT. Die Autonomie-Diät, die Adorno der Kunst verschreibt, ist eher als Entfremdung von der eigenen Zeit zu verstehen denn als bewußte Negation der herrschenden Zustände damals wie heute.

VI. Die Dichtung, die sie meinen

Wir planen
gar kein Verbot
für Erinnerungen
als solche
zu bestrafen
ist allenfalls
die Verbreitung
der peinlich genauen
Die schön verschwommenen
geniessen
auch künftig
die Freiheit der Dichtung
(Erich Fried, 1977)

VII. Hommage á Franco

»Der Lorbeer ist's müd geworden, poetisch zu sein«, sagte Garcia Lorca, bevor er, ohne je Staatsanwalt gewesen zu sein, ermordet wurde. Auch heute wieder maßte der Lorbeer sich dessen schämen bis aufs Blut.

-

Literatur-Konkret 1977, S. 14

Lottemie Doormann

Beate Klöckner - auf der Suche nach gehobener Identität

Von einer jungen Autorin der 70er Jahre berichtet Lottemie Doormann

Wir trafen uns im Frankfurter Flughafen. Niemals hätte ich sie nach dem Zeitungsfoto - dunkel, melancholisch, ernst - wiedererkannt. Hübscher sieht sie aus, die Autorin, freundlich, hell lachend. Glitzernd das Auto, neu, schnell, sie fährt es mit großem Vergnügen, singt, bewegt sich rhythmisch zu den Popsongs aus der lautaufgedrehten Musikanlage, raucht. Fragt nichts. Doch, etwas: Wie mir ihre Gedichte gefallen haben, die sie mit vor ein paar Tagen zugeschickt hat und die im Frühjahr bei Suhrkamp erscheinen sollen. Ich bin verwirrt, mag meine Enttäuschung nicht mitteilen, sage: »Ich hatte ein ganz anderes Bild von Dir - das Bild einer ziemlich hoffnungslosen Person.« Wir fahren zu ihrer Wohnung im Frankfurter Westend. Hier lebt sie in Gemeinschaft mit vier »nicht gerade harten Männern«. Ihr kleines Zimmer dunkel, hoch, vollgestopft, die Wand über dem Bett beklebt mit Fotos, Andenken.

Beate Klöckner ist 27 Jahre alt, geboren und aufgewachsen in Koblenz. 1975 veröffentlichte sie ihr erstes Buch: »Anna oder leben heißt streben« in der 'edition suhrkamp'. Ich kannte es nicht. Ich bin erst durch einen großen Aufsatz von ihr in der »Frankfurter Rundschau« auf sie aufmerksam geworden: »Einspruch gegen Alfred Andersch. Viele Schwierigkeiten für eine Frau, die schreibt«. Der Text gefiel mir. »Die Autorin«, stand unter dem FR-Foto, »kennt den Literaturmarkt seit zehn Jahren, hat eine dreijährige Buchhändlerlehre und Arbeit bei verschiedenen Frankfurter Verlagen hinter und eine literarische Zukunft vor sich«. Da wurde ich neugierig, las auch ihren Kursbuch-Beitrag »Unter lauter Männern« - und wollte es genauer wissen: Warum und wie ist sie Autorin geworden? Beate Klöckner - ein Beispiel?

»So hat eine Frau, die anfängt zu schreiben, schon so viele Schwierigkeiten überwunden, wie ein Mann, der nach dem fünften Buch eine Krise hat« (Beate Klöckner in der »Frankfurter Rundschau«).

Beates »Anfang«: Ach wollte immer Journalist werden. Herumfliegen und Fotos machen, das habe ich damit verbunden. Aber meine Eltern haben's mir ausgeredet wegen meiner Hüftgeschichte, bis ich schließlich selbst geglaubt habe, daß das für mich nicht in Frage kommt. Dann habe ich halt die Buchhändlerlehre gemacht, weil ich gern gelesen habe, bis dahin allerdings nur »Bravo« und Karl May. Ich war auf 'ner Klosterschule und hab' überhaupt nichts mitgekriegt bis ich siebzehn war. Als ich dann in die Buchhändlerlehre kam, habe ich zum erstenmal was über Vietnam erfahren. Ich bin sofort in eine politische Jugendorganisation, die SDAJ, eingetreten. Und so kam ich von »Bravo« auf Notstandsgesetze, mein Leben hat sich total geändert.«

Ihre Eltern hätten sie gern gut versorgt gewußt, am besten eine feste Stelle in der örtlichen Sparkasse. Da war die Buchhändlerlehre in Frankfurt schon fast was Exotisches. Die »Du-heiratest-ja-doch« -Mädchensozialisation.

Nach der Lehre fängt Beate beim Frankfurter Theaterverlag von Suhrkamp an. Geht ins Theater am Turm, liest Stücke, verfolgt die Produktion. »Und das Theater hat mich unheimlich fasziniert, die Intellektuellen. Ich kam aus der Provinz nach Frankfurt und gleich in diese unheimlich intellektuellen Kreise 'rein, die auch noch mit mir reden, obwohl ich überhaupt niemand bin. Und da fingen schon irgendwo meine Konflikte mit meiner Identität an: ich wollte alles das machen, was mir am Theater gefallen hat, und meine Arbeit fand ich auf einmal blöd.«

Beate wechselt zum Verlag der Autoren über, da hatte man ihr selbständige Arbeit versprochen. Doch ihre Situation verschlechterte sich eher: »Ich durfte zwar Stücke lesen, aber was ich dazu gesagt habe, hat niemand interessiert. Ich war halt nur die Sekretärin.« Bis sie den Konflikt nicht mehr aushält und kündigt. Sich »alles anlernen« will, um »mit denen« konkurrieren zu können, um auf gleicher Ebene von den Leuten akzeptiert zu werden -damit sie sich nicht länger »wie eine Ameise« vorkommt. Sie beschließt, Filmemachen zu lernen. Meldet sich an der Frankfurter Kunsthochschule an, wo gerade eine Filmklasse eingerichtet werden soll, macht zwei Semester freie Grafik, dann wird die Filmklasse abgelehnt. »Also war das wieder kein Weg für mich. Aber ich wollte denen beweisen, daß ich es schaffe, daß ich so bin wie die. Und dann habe ich angefangen, das Abitur nachzumachen. Ich wollte Germanistik studieren, um eines Tages sagen zu können: 'Hier, ich bin fertig, ich bin jetzt Lektor oder so.'«

Wie sie dann überhaupt zum Schreiben gekommen ist, frage ich mit zunehmender Unruhe. Hatte sie da schon im Hinterkopf, durch Schreiben ihre Situation zu verändern? Ein Mitteilungsbedürfnis? Hoffnung und Chance, dem Identitätskonflikt schreibend eine parteiliche, gar für ihr Geschlecht verallgemeinerbare Dimension abzuringen? Nichts dergleichen. »Das konnte ich mir gar nicht vorstellen«, sagt Beate. Erzählt nun, wie sie eher zufällig das Schreiben für sich entdeckte -durch Lektüre der »Klassenliebe« von Karin Streck. »Ich hab gedacht, die beschreibt einfach ihre Situation, wie

sie fühlt, und daraus wird was, mit der» ich was anfangen kann. Es war eigentlich das erste Buch, bei dem ich das Gefühl hatte: das hat was mit mir zu tim.«

Sie las das Buch im Krankenhaus, wo sie zwei Monate liegen wußte, 1973, sie hatte gerade mit der Schule angefangen. Und begann schon dort zu schreiben, übers Krankenhaus, ihre tägliche Situation, gleich in der dritten Person. Und als sie 'rauskam, schrieb sie »sporadisch« weiter. »Ich hab' gedacht, daß das, was ich schreibe, auch was mit anderen Leuten zu tun hat, genauso wie das Buch von der Streck was mit mir zutun hat, und daß ich das irgendwie vermitteln will. Und als ich dann so 20 Seiten hatte - ja, da hab' ich wieder überhaupt nichts von mir gehalten. Überlegt, wer könnte denn das, was ich geschrieben habe, beurteilen.« Ein Name fiel ihr ein, jemand vom Suhrkamp-Verlag. Der macht ihr Mut: sie schreibt weiter, bis es »so dick war wie'» Buche, schickt das Manuskript an alle möglichen Literaturgrößen, Walser, Delius, bekannte Lektoren. Erhält schließlich, nach der Buchmesse 1974, einen Brief von Unseld. »Da bin ich aufgeblüht: das muß also etwas sein!«

Staunend wohne ich der Beschreibung eines fremden Geschäfts bei. Es geht um »Literatur«, eine Ware. Habe ich das nicht gewußt? Tee trinken wir an diesem verregneten Nachmittag, rauchen, während ich angespannt verfolge, wie sich von nun an auf wundersame Weise die noch recht zaghaften Schreibbemühungen der sensiblen aufstrebenden Gymnasiastin kreuzen mit den Marktinteressen des renommierten Verlags.

Ich begreife: Da wurde die junge Autorin für die neue Zeit der Entmutigung und Resignation geboren -melancholisch, naiv, verunsichert, normal, perspektivlos, auf der Suche nach eurem Platz in dieser Gesellschaft, der nicht schon besetzt ist: das ist »Anna oder leben heißt streben« alias Beate Klöckner, stilisiert als Ausdruck des Lebensgefühls der gerade erwachsen gewordenen Generation, an den Rändern der antiautoritären Studentenbewegung. Im Klappentext des Bändchens von knapp 70 Seiten liefert die erfahrene Suhrkamp-Lektorin der Klöckner die passende Philosophie: »... ist an Anna nichts Außergewöhnliches. Sie, in Frankfurt lebend, ist ein Mädchen aus unseren Tagen und Städten, dem, wie zweifellos vielen Mädchen, der 'Gang der Dinge' widerfährt ... Immer wieder zieht sie sich zurück, malt sich ein Haus, wo sie sein kann ...voll heimlicher schöner Wünsche. So findet Annas Erziehung statt. Das Ende des Erziehungsprozesses ist nicht bestimmbar; Anna ist ein Beispiel.«

Ein Beispiel für was? Für Verlagspolitik, die noch so blasse Keimlinge sich einverleibt, wenn sie ins Programm zu passen scheinen? Die noch ganz und gar konturenlose Artikulationsversuche systematisch aberzogener Identität sich aneignet und überhöht zur Bewußtseinsideologie einer neuen verlorenen Generation? Da präsentiert die Suhrkamp Literatur Zeitung: Opus 1 -der neue Autor, Anna vollständig abgedruckt, kommentiert, vom ehemaligen »Twen«-Art Director Willy Fleckhaus chic gelayoutet und illustriert mit schönen ganzseitigen Fotos von Beate Klöckner, Stilleben aus ihrem Zimmer, Frankfurter Straßenschluchten, Studentendemonstrationen. Opus 1 wird auch an Schulen verteilt, für den Literaturunterricht von heute.

Ich weiß nicht, ob Beate bewußt ist, wie sie benutzt wurde - wie vorher auch. Wie sie die Einstellung zu ihrem ersten Produkt -und darüber auch zu sich selbst - vollständig abhängig machte vom Urteil und der Bestätigung der Verlagsleute. Und ...wie sie sich ...mit 'Annas' Konturen bereitwillig einfügte in die profitable Erwartung. Sie sagt nur, daß sie keine Meinung von dem Manuskript hatte, nicht wußte, »ob ich's gut oder schlecht fand«. Für sie zählte, daß Suhrkamp »es machen wollte«.

Die öffentliche Reaktion auf den Erstling war schwach, negativ. Entmutigte Beate aber nicht, es war doch »das erste Eigene von mir, das auch gedruckt ist und nicht so schlecht sein kann, daß ich mich weiter wie eine Ameise fühlen muß. « Nach Mexiko ist sie dann gefahren. »Da habe ich für mich das erstemal realisiert, daß ich 'ne Person bin, Bedürfnisse habe, daß ich Lust habe, die durchzusetzen, daß die überhaupt nichts mit 'nem Typ zu tun haben.«

Sie ist offen, die Autorin, neugierig, fasziniert vom Theater, vom Film. »Ich weiß noch nicht«, sagt Beate, »wo meine Möglichkeiten liegen, was ich machen könnte, um glücklich zu sein. Ich will zum Beispiel jetzt ein Stück schreiben, 'ne Regie machen, ein Drehbuch, gern 'ne Rolle im Film spielen. Ich möchte ausprobieren, was es für mich bedeutet und wie es mein Leben verändert.« Ihre »Träume«, ihre »Phantasien«, sagt sie, will sie durchsetzen - aber welche? Sie hat sie nicht beschrieben, nicht einmal angedeutet.

Noch einmal nehme ich einen großen Anlauf, frage: Was machst Du denn eigentlich mit den Veränderungen bei Dir selber und wie kommen sie zustande? Stehst Du nicht auch in einem bestimmbaren Kontext zu Deiner Umwelt, zur Gesellschaft? »Deshalb habe ich ja auch Konflikte«, antwortet sie. Ich insistiere, rede von meiner eigenen Situation, realen Lebenszusammenhängen,

gesellschaftlichen Abhängigkeiten und Bedingungen individueller Existenz. Sie sagt: »Was ich über mich herausbekommen habe, das hat mich konkret davon weggebracht, die Gesellschaft zu verändern. Weil ich immer das Gefühl habe, ich weiß nicht, wie ich morgen bin. Wenn ich ein Gedicht schreibe, habe ich schon im Kopf, jemand zu ermutigen und damit was zu verändern. Wenn ich zum Beispiel schreibe, 'durchhalten muß ich' oder 'überwintern muß ich', dann hab' ich schon das Gefühl, wenn ich Leuten damit Mut mache, wenn die das gleich empfinden und mit den Bildern was anfangen können, daß das auch die verändert.«

Die Gedichte. Wir kommen nicht drumrum. Aber in Deinen Gedichten, sage ich, erkenne ich nur die schemenhaften Umrisse einer Person, die versucht, sich selbst einzuholen, bruchstückhaft, assoziativ - und sich immer wieder verlorengeht, »nicht geheilt / von SELBSTUNSEIN« oder »In Gedanken der Vergangenheit nachtrauernd / spürte sie kein Verlangen für die Zukunft«. Du trauerst, verzweifelst, und ich erfahre nicht, woran- und wie es vorangehen könnte. Beate ist fassungslos, beschreibt enthusiastisch, daß sie »nach jedem Gedicht wieder gelebt hat, wirklich, unheimlich konkret«, zitiert »die Stelle, wo ich geschrieben habe, daß ich 'ruckartige Stöße von Zuneigung zu mir verspüre und daß sich an dem Tag doch was geändert hat. Oder wenn ich geschrieben habe Von einem / zum anderen Tag fange ich an / mich zu verändern.«

In dieser dritten oder vierten Stunde, die wir jetzt zusammen sprechen, begreife ich immer weniger. Ist es möglich, Gedichte zu veröffentlichen, die irgendwelche Gemütszustände konstatieren - »Und wieder stand ich still in Ruinen« oder »Sobald die Bewegungen / abbrechen / doppelte Verzweiflung / bleibt / im Übrigen / alles beim Alten / und / schöne Worte« oder »Mir selbst / verborgen / bin ich / mir / immer / noch / maßlos« -, ohne im geringsten zu benennen, wodurch solche Regungen entstehen, sich verändern, sich wiederholen? Ist das das neue Zeitgefühl? Wem nützen solche Gedichte? Wohin treiben sie die junge Autorin? Wohin läßt sie sieh durch sie treiben? Ich frage: Warum machst Du eigentlich Gedichte? Wie bist Du darauf gekommen, jetzt, heute, in dieser Situation, in Deiner eigenen? Und wenn Du erzählst, Du fängst jetzt an, ein Stück über Hexen im Mittelalter zu schreiben: warum?

Beate bleibt so selbstverhangen, daß ich sie allmählich nicht mehr erkennen kann. Ihr Satz in der 'Rundschau' von der Schwierigkeit, »eine Theorie, des Schreibens der Möglichkeit von Veränderung zu finden«, bekommt für mich einen vollständig anderen Sinn. Sie spricht davon, »daß ich immer nur, wenn ich schreibe, das Gefühl habe, daß sich bei mir was bewegt ...daß ich auf einmal meine Phantasie, wie ich mir eine Situation vorstelle und wie sie in Wirklichkeit war, wieder zusammenbringe beim Schreiben... Wenn ich Konflikte habe und mich damit auseinandersetze und mich wiederherstellen will, dann kann ich das nur mit Gedichten schaffen, dann kann ich nicht so schreiben wie in der 'Rundschau' oder im 'Kursbuch'...«

Schreiben als Selbsttherapie? Als Rückzug aus dem konkreten Leben? Sieht sie die Gefahr des In-sich-selbst-Verhakens, den Weg sich selbst genügender Innerlichkeit -die traditionelle anerzogen-weibliche-Domäne? Sie stimmt zu, sagt: » Ich habe unheimlich wenig Lust, was mit lebendigen Menschen zu tun zu haben. Meine ganzen Verwundungen vom Tag oder vom Leben kann ich nur alleine wiederherstellen.«

Glaubt sie an eine spezifische weibliche Schreibmotivation? »Ich habe immer einen Horror vor der Frage gehabt: 'Warum schreiben Sie?'«, sagt Beate. Und bekennt: »Für mich ist Schreiben das einzige, was ich mir im Moment vorstellen kann, womit ich mich identifizieren kann. Und das geht so weit, daß ich mir überlege: Was könnt' ich jetzt schreiben, um mir die Anerkennung zu erhalten.«

Nicht wahr, die Autorin täuschte sich -es hat sich erschreckend wenig geändert. Nur, daß an die Stelle der Fremdbestimmung in Liebesbeziehungen nun die Fremdbestimmung der Programm-Macher und diplomierten Literatur-Spezialisten der Verlage getreten ist, denen Beate nichts anderes entgegenzusetzen hat als die Angst, »es könnte doch nichts sein«.

Ich weigere mich, das Beispiel zu verallgemeinern: die Geschichte der jungen Autorin Beate Klöckner leichthin in die weibliche Ecke zu packen. Gewiß sind Abhängigkeit und Identitätskonflikte besondere Merkmale der Frauenproblematik. »Ich werde ja von vornherein als Person, ohne daß ich was mache oder bringe, nicht bestätigt. Da bin ich eine Null oder aber die Freundin von dem tollen Typ. Der Mann wird von vornherein erst mal akzeptiert, und ich muß erst mal ständig was dafür tun, daß ich jemand bin, und wenn das dann nicht wahrgenommen wird, ist das doppelt schlimm, denn dann krieg ich gar nichts« (Beate im 'Kursbuch'). Das ist die Ausgangssituation einer Frau, die lernt, die arbeitet, die sich in dieser Welt behaupten will. Aber eine Frau, die schreibt, ist und kann nicht mehr am Punkt Null ihrer Entwicklung als Frau in dieser Gesellschaft sein: sich bestätigen zu lassen, daß sie existiert. Sie wird den Weg der Auseinandersetzung weitergehen müssen, indem sie schreibt, wie wird sich fragen, was sie der Welt zu sagen hat und sie mit ihrer weiblichen Existenz selbst konfrontieren. Damit erst wird Schreiben zu einem Emanzipationsprozeß, der die subjektiven und objektiven Widerstände für die Frau, die produktiv arbeitet, ebenso einbezieht wie die Reflexion über den eigentlichen Gegenstand ihrer Arbeit.

»Angst hat die Autorin«, schreibt Beate in der 'Frankfurter Rundschau', »daß das Leben, das sie gewählt hat, indem sie angefangen hat zu schreiben, zu veröffentlichen, daß das Leben sie nicht trägt. Jeder Tag bringt die Entscheidung für den nächsten. Vielleicht war es doch ein Fehltritt. Wo ist die Anerkennung, die sie leichtsinnig aufgegeben hat? Was ist an die Stelle der alten Rollenerwartung und -erfüllung getreten?« Nichts - solange Beate die falschen Fragen stellt, solange sie ihre Produktion davon abhängig macht, was sie dafür »kriegt«. Und solange wird das Schreiben sie nicht weit tragen.

»Als ich endlich wagte Fragen zu stellen, war es nicht mehr die richtige Zeit«. Für die richtigen Fragen, die weiterbringen, ist die Zeit niemals verpaßt. Beate Klöckner steht am Anfang. »Findest Du meine Gedichte nicht politisch?«, fragt Beate zum Schluß, als wir in ihr Auto steigen. Nein. Auch nicht emanzipatorisch. Aber vielleicht ist das so eine Frage.

Literatur-Konkret 1977, S. 17

Ästhetik der Banalität

Ein literarischer Baiser, komponiert und geformt von Peter Handke zu Ehren des Dichters Herbert Achternbusch, eines unverständigen Publikums wegen zurückgehalten bei der Verleihung des Petrarca-Preises, nachtäglich serviert in der 'Zeit' »Gegen Demagogie und den Klatsch; für die Literatur«, als bruchstückhafte Kostprobe zum Abschlecken präsentiert den kunstsüchtigen Lesern von `Literatur Konkret`

Sorgfältig erarbeitete, auffällige Sätze -die freilich oft mit Feuerzungen reden; letzte Schreie in einem Doppelsinn. Mein Vertrauen zu Achternbuschs absolutem Modebewußtsein (wie zu absolutem Gehör): weil ich weiß, daß ein solches Bewußtsein das schärfste, klarste, auch das erbarmungsloseste sein kann - er ist da tatsächlich »am weitesten«, und »Mode« ist nur der Medienname. (Trotzdem meine Wunschvorstellung, daß die Sätze der Kunst, damit mit ihnen eine Menschenmöglichkeit erscheinen kann, in genauer Unauffälligkeit vergehen sollten; man müßte sie erleben ohne den Impuls, sie sich merken zu wollen.)

Betreibt Achternbusch nicht nur ein ständiges »*tabula rasa*« mit den abgelebten »*topoi*«des Trivialen, die er dabei doch weiterbenutzt (als hätten sie noch Mythenkraft)? Selten: der Mut zu einer andern, unerhörten Erfindung, weil eine solche, vor allem durch die Dauer, pathetisch wirken muß -jedenfalls Ansprüche macht (und solcherart lästig werden könnte).

Die sogenannte freie Literatur Achternbuschs gibt doch vielleicht nur der allgemeinen Phantasiererei eine solche Vorgabe, daß man sie gar nicht mehr mit einem tatsächlichmöglichen Leben zu vergleichen braucht -und sie auf diese Weise (weil eben die Anstrengung des ständigen Einholversuchs fehlt) nie als strengerer, verbindlicher Phantasieversuch umfassend werden kann.

Achternbuschs Grundkonzept demnach: die täglichen Jammertal-Situationen, interessant und lustig gemacht durch ein, zwei ausgefallene, üblicherweise in diesen Situationen nicht vorkommende Details: bloße Phantasie -Pantomime durch Tischrücken mit typischen Situationen, bis sie als Slapstick gleichsam letztmals aufzucken - statt daß vielleicht eine Phantasie geduldig eben nicht den grotesken Zuckungen nachgäbe, sonder unerhört alltägliche Situationen erfände, in denen wir (oft) lebenden Toten allesamt wieder auferstehen (mein Leserbekenntnis).

Doch bei Achternbusch: Im bloßen Ausleiern der Tagträume und zudem in der Anpassung an deren Sprunghaftigkeit ein Nachgeben vor der Unmöglichkeit, anders als in solchen Tagträumen dahinzusiechen; kein Beflügeln der Wünsche zu sich entfaltenden Vorstellungen: Wünsche als bloße Stoßseufzer. (Dabei weiß Achternbusch es besser - wie nur je ein Dichtersmann: Warum gibt er sich trotzdem zufrieden mit Lokalteilphantasien? Von denen er verständlicherweise ausgehen muß.)

Ergebnis: Sklavische - bei Achternbusch eher sklavisch tuende (siehe oben: Kehle hinhalten) - Ergebenheit in die Kulturpropaganda, daß keiner mehr zu einer Gestalt werden kann, sondern wir alle nur noch schadhaft durchlässig seien für das bunte Allerlei und schon Illustrierte: Gestaltungsfähige, Wesenlose, Bauchrednerexistenzen.

Literatur-Konkret 1977, S. 18

Erdmute Beha

Bestseller, Reizpartien, Schrott

». . . Je anarchischer die Buch-Industrie arbeitet, desto effizienter ist sie . . .«

Vom »glanzvollsten Buch-Herbst«, vom »außergewöhnlich guten Programm bei fast allen wichtigen Verlagen« schwärmten Fachpresse und Buchhändler bereits im Frühsommer, als manches Prachtstück noch ein Blindband war. Das gesegnete Spätjahr hatten sie den Vorschau-Katalogen entnommen, als Summe der vermehrten »Schwerpunkt-Titel«, beziehungsweise ihrer fett angezeigten Startauflagen und Werbeetats. Durch diese beiden Maßnahmen - selbst wenn's oft nur Angebereien sind - wird ein Buch - selbst wenn's noch nicht geschrieben ist - so voll erfaßt wie weiland die Sexbombe durch ihren Brust- und Hüftumfang.

Nicht, daß man die Autoren hier nicht wichtig nähme, im Gegenteil, von vorneherein steht fest: Nur große Nummern kriegen große Startauflagen und Werbeetats. Ein Titel, der zwei Hunderttausender im Aushängeschild führt, geht im Grunde schon mit seinem »Listen«-Platz hausieren. Die »Liste«, die hier Maß und Ziel allen Strebens ist, ist die »Spiegel«-Bestseller-Liste; sie wird wöchentlich vom Fachmagazin »Buchreport« unter 500 Buchhändlern ermittelt. Während der »Spiegel« immer nur die ersten zehn Belletristik- und Sachbücher veröffentlicht, stehen im »Buchreport« jeweils die ersten fünfzig.

Allgemein und selbstverständlich wird in dieser Literatur-Szene Fiktion mit Faktum, Zukunft mit vollendeter Gegenwart verwechselt: Mitte Juni kennt der » Buchreport« schon »Die Bestseller in diesem Herbst«.Heißt es in den Verlagen nur: »unser neuer Bestseller«, bezeichnet der »Spiegel«Grass und Schmeling als die Hits der Herbst-Hits. Und auch C. Bertelsmann-Verlagsleiter Stecher weiß bereits, welche vier seiner fünf Spitzen-Titel auf die Liste steigen und warum der fünfte vielleicht nicht: »Ob wir auch den neuen Bergius wieder draufkriegen ist zweifelhaft wegen der wahnsinnigen Konkurrenz diesmal«.

Das hört sich nach Automatismus an; nach einem homöostatischen System, bei dem der Feedback (hier die Reaktion der »Endverbraucher«) mit der Eingabe schon vollständig erfaßt sind. Tatsächlich hätten wir einen »geschichtslosen« Leerlauf, wenn diese selbstregulierenden Prozesse nicht auch selbsteskalierende wären, auf Wachstum aus, auf Akkumulation. Konkret: Das Bestseller-System befindet sich im nächsten Expansions-Schub. Und dessen zwei deutlichste Ziele bekommen wir, aus der Bertelsmann-Perspektive, schön plastisch erklärt:

Verlagsleiter Stecher: »Wenns nach den Buchhändlern ginge, könnten wir gerade unsere fünf Top-Titel herausbringen, und vielleicht zwei, drei Mitläufer dazu. Fertig. Die würden am liebsten überhaupt nur noch Bücher nehmen - Belletristik oder Sachbücher, gute oder schlechte -, bei denen wir von vorneherein versichern: dafür machen wir für 100.000 Mark Werbung. Sonst interessiert die nichts. Allerdings, sie kaufen von den Bestseller-Titeln mehr denn je und kaufen von allen anderen Titeln weniger denn je. Diese Titelkonzentration zeichnet sich in diesem Herbst schon ganz deutlich ab.«

Da wird ein Rückkoppelungseffekt rein als Anstoß beschrieben. Vergessen der Reizlärm der Verlage (mehr Buchhändlerwerbung als Publikumswerbung), die Reizrabatte (bis zu 50 Prozent für Großeinkäufe), die Reizpartien (je mehr Exemplare bestellt, desto mehr dazugeschenkt)... Und was die Aufstiegsgeschwindigkeit und die Geltungsdauer der Bücher betrifft, so hat unser weitaus größter Medienkonzern die kürzeste Taktzeit-Vorgabe; denn als » Bertelsmann-Philosophie« kursiert in der Branche der Satz: »Was nach zwei Monaten nicht durch ist. ist eben Schrott«.

Dazu Stecher: »Da ist schwer was gegen zu sagen. Also Schrott, das ist überhaupt heute der Buchmarkt. Jeder Verlag hat die Bücher nach einem halben Jahr total abgeschrieben, wirtschaftlich. Denn dann kommt das neue Programm, und Sie können für alte Bücher überhaupt nichts mehr tun; machen auch die Sortimenter nicht mehr. Angenommen wir würden heute sagen: machen wir nochmal Werbung für den Frühjahrstitel X; da würde jeder Sortimenter antworten: Ihr seid wohl verrückt, macht gefälligst für Eure Herbst-Titel Werbung, die wir jetzt eingekauft haben. Das ist einfach ein Gesetz des Marktes, gegen das können wir nicht angehn, genauso wenig wie jeder andere.«

Ein Marktgesetz, das auf dem Buchmarkt grade erst voll durchgesetzt wird. Zum Beispiel so: Der Staat subventioniert die »Kulturträger«-Branche - mithin eine Vielzahl mittelständischer Einzelunternehmen - durch die Ladenpreisbindung und halbe Mehrwertsteuer. Damit soll uns sowohl in den sogenannten Vollbuchhandlungen das reiche Sortiment (ca. 15 000 Titel, sprich: der Meinungspluralimus erhalten bleiben, wie auch die lückenlose Literaturversorgung bis in die kleinsten Orte. Aber die Unterstützung beschleunigt den Konzentrationsprozeß eher, als sie ihn aufhält: statt den vielen Wenigen, den einzelgängerischen, den »schwierigen«, den »riskanten« Büchern, kommt sie zunehmend der »gängigen«, der

»problemlosen« Stapelware zugute, den eh überteuerten Bestsellern. Ihre Fabrikanten lassen die festen Preise auch immer nur bis zur Schrottreife gelten; dann geben sie im »Börsenblatt« bekannt, ab wann für welche Titel die Preisbindung aufgehoben ist, und verschachern ihre Lagerbestände zum Beispiel an Kaufhäuser (»Modernes Antiquariat«), an Versandfirmen oder an Ramsch und Reißwölfe.

Auch Außenseiter rütteln am Preis- und Kulturgefüge: Kaffeeröster, Zigaretten- und Lebensmittelfirmen, Sparkassen usw. machen mit Billigbüchern in Riesenauflage Koppelgeschäfte. Versandbuchhändler, Kaufhäuser, Supermärkte, Ladenketten wie »Montanus«, sie alle haben eine mehr oder weniger beschränkte Titel-Auswahl plus attraktive Sonderausgaben und Restposten in ihrer Bücherecke und: die Umsatzsteigerung. Und jeder wilde Buchvertreiber, der einen Großdrucker sucht, kann in Gütersloh einen finden. Die Vollbuchhändler rächen sich zwar an Molden, diesem alleinstehenden Abenteurer, der es wagte, seinen »Geschenkten Gaul« im Kaffeegeschäft nochmal auf Trab bringen zu wollen, aber doch nicht an einem Giganten, der, wenn's sein muß, noch alle in die Tasche steckt. Denn als interessante Invasoren gibt's da noch die Buchklubs: Bertelsmann dringt mit ihnen immer weiter ins Ladengeschäft vor; an die 200 »Club-Center« unterhält er inzwischen, 300 sollen es werden. Darin bietet er Neuerscheinungen fast gleichzeitig mit den Sortimentern an -nur eben weit unter dem festen Ladenpreis. Schon jetzt ist ein Teil der Provinz-Sortimenter vom Allmächtigen abhängig, indem sie einen »Partnerschaftsladen« des Buchklubs bei sich aufgenommen haben. »Hobby-Buchhändler von Bertelsmanns Gnaden«, kommentierte der Münchner Großsortimenter Hugendubel.

All dies sieht ganz nach einer zweiten Konzentrations-Phase aus, nach der des Buchvertriebs. Auf dem Hersteller-Sektor ist das große Fressen jedenfalls abgeschlossen, die meisten Publikumsverlage (wissenschaftliche Verlage, Schulbuch-Verlage und Fachbuch-Verlage sind hier nicht unser Thema) gehören teils oder ganz den Medien-Konzernen Bertelsmann (u. a. Blanvalet, Mosaik, Goldmann) und Holtzbrinck (u. a. Fischer, Rowohlt, Droemer-Knaur, Kindler, einschließlich der jeweiligen Taschenbuchverlage) oder zur Fleißner-Gruppe (ein Dutzend Verlage, u. a. Langen-Müller, Herbig, Limes, Nymphenburger, Bechtle). Dagegen sind Distribution/Zirkulation weithin auf Handwerksniveau, bei persönlichen Handelsbeziehungen mit den Vertretern und mit der Kundschaft stehengeblieben - in unhaltbarer Diskrepanz zum Rationalisierungs-Rang der Verlags-Monopole. Demnächst also wohl: elektronischer Bestellverkehr, Coop-Buchläden, »Kulturträger« Discounter, Sortiments-»Bereinigung«, perfektionierter Lagerumschlag... Und aus der Frage: Woher kommt, da doch der Buchabsatz stagniert, der Erfolg all der Außenseiter, Kaufhäuser, Supermärkte und auch etwa der Riesenerfolg des Hamburger Literaturtrubels? Als Konsequenz vielleicht ein paar Umbauten: Türen raus, Schwellen weg, hereinspaziert, Selbstbedienung und bloß keinen reinen Buchladen. Gemischtwaren. Schallplatten, Zeitschriften, Spiele, Poster, was auch immer dazu. Kunterbunt muß es zugehen, exzessiv, synästhetisierend, wenn der moderne Mensch, der durch Massenkonsum und durch die Massenmedien konditionierte, auch ins »Spezial«-Geschäft eindringen soll.

Die »Buchhandlungsangst«, die man seit ein paar Jahren (wiedermal) aufkommen sieht, hat die gleichen Ursachen wie die Orientierungsnöte der Verlage vom Schlage Hanser oder Luchterhand, deren homogene Zielgruppen sich mit den letzten Ausläufern der Studentenbewegung in ein nicht definiertes Publikum aufgelöst haben. Die Folgen sind bekannt: Einstellung, Kürzung oder Aufweichung der kritisch-theoretischen Reihen. Hanser-Lektor Michel Krüger heute: »Ein konsistentes intellektuelles Programm ist heute nicht mehr durchzusetzen. In politischer Theorie sowieso nicht, aber in ästhetischer Theorie auch schon nicht. Und da man nicht weiß, wo überall die potentiellen Leser stecken, weiß man auch nicht: wo suchen, wo bekanntmachen. In der Werbung muß man permanent die Strategie ändern, und Verkaufserfolge sind reine Zufallstreffer geworden.« Sinkende Nachfrage auch in der »gehobenen« Belletristik: Sogar Autoren, deren frühere Bücher hohe Auflagen erzielten, können heute unbemerkt bleiben, bzw. unbewußt oder bewußt abgelehnt werden.

Der Piper-Verlag etwa kennt mehrere solcher Fälle und als Paradebeispiel Elsa Morantes »La Storia«, die daheim in Italien ein Superhit mit einer Auflage von 600 000 war. Bei uns wurde die umfangreiche, literarisch sehr anspruchsvolle »Geschichte« - die auch eine Art Weltentwurf ist und ein bitteres Buch - keine 15 000mal abgesetzt. Ein klägliches Resultat bei einem Großeinsatz von 150 000 Mark Werbung und der Absicht, daraus einen »Quality-Bestseller« zu machen.

Um einen Verkaufserfolg durchzusetzen, braucht man nach Piper-Lektor Walter Fritzsche zunächst Buch-Eigenschaften wie »eine persönliche Qualität«, eine Unverwechselbarkeit, braucht man ein Buch, das aus sich heraus eine Aura erzeugt, damit überhaupt »Stimmung« danach entstehen kann; aber letztlich hält Fritzsche - nicht anders als Krüger - das Ganze für eine »Glücksangelegenheit«, denn: »Es gibt keine industrielle Branche, die in diesem Maß ohne jede Kenntnis der Käufer ihre Produkte produziert. Buchmarkt und Leserschaft sind so gut wie unerforscht. Die Buch-Industrie arbeitet anarchisch.«

Und das Entscheidende dabei: je anarchischer, desto effizienter- was die Monopole betrifft. Einerseits hat sich bei Hanser, Piper und ähnlichen Verlagen mit der Zerstreuung ihres spezifischen, prägnanten, exponierten Leser-Fundaments der glückliche Zufall zum Erfolgsprinzip aufgeschwungen. Gleichzeitig haben andererseits Droemer, C. Bertelsmann usw. ihre Volltreffer ins unbekannte Ziel perfektioniert. Leserforschung braucht's dazu nicht. Zumal der eigentliche, bei anderen Lesestoffen übliche Grund dafür, nämlich der inserierenden Konsumartikel-Industrie Basis-Daten zu liefern, beim Buch entfällt. Bisher jedenfalls.

Das alte Medium Buch wird also auf den modernen Stand der Produktivkräfte, auf die Höhe der schnellebigen Zeit gebracht. Das heißt also: serielle Großproduktion, weniger Titel, mehr Exemplare, beschleunigte Zirkulation, und wie üblich beim Monopolmechanismus: Internationalisierung, genauer: internationale Vereinheitlichung unter der amerikanischen Kulturhegemonie. Spät, weil vorher Wichtigeres dran war, fährt nun Chicago in die Bücherlandschaft. Zum Beispiel sind die englische Bestsellerliste (in The Sunday Times) und die italienische (in Panorama) und die französische (im Express) und die deutsche (im Spiegel) wohl schon zur Hälfte identisch, in »Fiction« wie »Nonfiction« von den nämlichen US-Titeln besetzt, die eine Saison zuvor die drei amerikanischen Rekord-Tabellen (in Publishers Weekly, The New York Times Review of Books und Time) bestückten.

Jeder listentüchtige Verlag hat seinen »Scout«, seinen ständigen US-Markt-Beobachter drüben. dtv-Chef Heinz Friedrich, den's nicht so direkt betrifft: »Der Handel mit Buchrechten artet bereits zur Börsenjobberei, ja zum Pokerspiel aus, bei dem die Beteiligten gelegentlich den tatsächlichen Einsatz, nämlich das Buch, um das es dabei geht, gar nicht oder nur vom Hörensagen kennen«.

Einen neuen deutschen Rekord in der Disziplin hat Bertelsmann aufgestellt: für die deutschen Buchrechte der - noch ungeschriebenen - Marlene-Diedrich-Memoiren zahlt er rund 800.000 Mark (geplanter Erscheinungstermin: Herbst 78). Allein für die Vorabdruckrechte mußte der »Stern« 500.000 Mark zahlen. Für die Kissinger-Memoiren - ebenfalls für Herbst 78 vorgesehen - soll Bertelsmann sogar blind eine Million rübergeschickt haben.

Die »Lizenzverwirtschaftung« - wie die Branche so schön sagt - ist erst die eigentliche, die ganze Rationalisierung, die totale Uniformierung des Buchmarkts, das wahre Geschäft, und die Bestsellerei ist von allem nur der erste, freilich auch entscheidende Schritt. Im Idealfall: Vorabdruck in einer Zeitschrift, dann mit der hard-cover-Ausgabe (Bestsellerei) die »Auswertung des ersten Marktes«; dann mit den Buchgemeinschaften die Auswertung des zweiten Marktes; Taschenbuchausgabe: dritter Markt; dann Film oder Fernsehen.

Bertelsmann zum Beispiel hat den Goldmann-Taschenbuchverlag nicht einfach aus Freßgier geschluckt, sondern um endlich - Branchenjargon - »seine Lizenzkette zu schliessen«, übersetzt: um nun - wie schon die Konkurrenz - auch den dritten Markt restlos selber ausmelken zu können und sich dort nicht mehr mit bloßen Lizenzeinnahmen begnügen zu müssen.

Dafür ist Bertelsmann auf der internationalen Ebene weit voraus und hat in diesem Jahr neben dem Goldmann-Erwerb auch in Spanien seine Lizenzkette geschlossen. Für den »Buchreport« Anlaß genug für die Vorausschau: »Die Internationalisierung im Buchhandel schreitet immer mehr fort und wird in naher Zukunft nicht mehr bei Lizenzgeschäften und Koproduktionen tuende sein. Am Ende der jetzt gekommenen Entwicklung könnten eines Tages einige mächtige Konzerngebilde stehen, die ihre Rechte nicht mehr für einzelne Länder, sondern zur Auswertung in einem weltweit verzweigten Verlagssystem erwerben«.

Dafür ist Bertelsmann auf der internationalen Ebene weit voraus und hat in diesem Jahr neben dem Goldmann-Erwerb auch in Spanien seine Lizenzkette geschlossen. Für den »Buchreport« Anlass genug für die Vorrausschau: »Die Internationalisierung im Buchhandel schreitet immer mehr fort und wird in naher Zukunft nicht mehr bei Lizenzgeschäften und Koproduktionen tuende sein. Am Ende der jetzt gekommenen Entwicklung könnten eines Tages einige mächtige Konzerngebilde stehen, die ihre Rechte nicht mehr für einzelne Länder, sondern zur Auswertung in einem weltweit verzweigten Verlagssystem erwerben«.

Literatur-Konkret 1977, S. 22

Peter O. Chotjewitz

Der Einzelne und sein Verband

Die Einsicht in die Zwänge und Mangelkrankheiten der Branche wächst. Mehr und mehr Autoren halten es nicht mehr für eine Folge persönlichen Versagens, wenn Funkhäuser, Verlage, Zeitungen und Zeitschriften ihre Manuskripte lieber ungesendet und ungedruckt lassen.

Was vor nicht so langer Zeit zu den bestgehüteten Geheimnissen einer Dichterseele gehörte - die Frage nach den Abhängigkeiten von Verlegern, Funkhäusern und Redaktionen und die Einkommenssituation - ist in letzter Zeit diskutabel und damit verbesserbar geworden. Autoren haben den Schritt vom »freien« Schriftsteller zur »arbeitnehmerähnlichen Person« (§12 a Tarifvertragsgesetz) getan. Der Zusammenschluß zum Verband Deutscher Schriftsteller (VS) im Jahre 1969, der reit dein Beitritt zur IG Druck und Papier seine endgültige Organisationsform und Arbeitsmethode fand, beginnt Wirkung zu zeigen.

Seit nicht mehr nur literarische Clubs und Gruppen die Literaturszene bestimmen (sei es der »Verband Fränkischer Schriftsteller e.V.«, den es noch gibt, oder die »Gruppe 47«, deren Knöchelchen zur Zeit publizistisch verhökert werden), hat unter den im VS organisierten Autoren ein Erfahrungsaustausch und Meinungsbildungsprozeß stattgefunden, der es gestattet, heute einen Katalog von Grundforderungen aufzustellen, auf die wohl fast alle Autoren sich geeinigt haben: -

Erhebliche Anhebung der Honorarsätze und Verbesserung der Vertragsklauseln; -Verbesserung des Sozialversicherungssystems zugunsten der Autoren; -

Bereitstellung von Haushaltsmitteln zur Literaturförderung; -

Wiederherstellung der demokratischen Verhältnisse, die die Literatur braucht, um sich zu entfalten, und Schaffung eines humaneren Wirtschaftssystems, das die fortschreitende Kulturvernichtung stoppt und den Aufbau einer alternativen Kultur und Literatur fördert.

Die Geschlossenheit und Reife, die sich in diesen Ansätzen ausdrückt, sind jedoch nur ein Aspekt der augenblicklichen Lage des Schriftstellerverbandes der Bundesrepublik. Aber da gibt es noch viele Mängel. Einerseits steckt der Verband noch in den Kinderschuhen, andererseits zeigt er bereits typische Alterserscheinungen.

Laut Geschäftsordnung hat der Verband »den Zweck, die kulturellen, rechtlichen, beruflichen und sozialen Interessen seiner Mitglieder zu fördern und zu vertreten sowie die internationalen Beziehungen der Schriftsteller zu pflegen«. An anderer Stelle heißt es: »Der VS kann als berufsspezifisch selbständige Gruppe innerhalb der IG Druck und Papier in den Belangen, welche die Autoren betreffen, von sich aus tätig werden. «

Die Vielzahl der Aktionsmöglichkeiten, die sich aus dieser Aufgabenstellung ergibt, erzeugt Wünsche, die rasch ihre Grenze finden. Einer der Gründe dafür ist das breite politische Spektrum, das der Verband repräsentiert, und ein relativ großer Anteil weitgehend unpolitischer Autoren. Von aktiven Christdemokraten, Freidemokraten, über rechte und linke Sozialdemokraten, bis zu Trotzkisten, Anhängern des »Sozialistischen Büros«, Spontis und Mitgliedern bzw. Sympathisanten der DKP - ganz zu schweigen von Naturlyrikern und Pfarrern - soll der Verband so gut wie alle politischen Strömungen der Bundesrepublik verkraften.

Nach wie vor gibt es auch im Schriftstellerverband Autoren - und es sind merkwürdigerweise nicht nur »rechte«, sondern auch solche, die sich selber für »links« halten -die zu glauben scheinen, die größere Gefahr für Demokratie und Meinungsfreiheit gehe nicht vom Großkapital, seinem Staat und seiner Presse aus, sondern von der Gewerkschaftsbewegung. Während andere Berufsgruppen und Gewerkschaften in Jahrzehnten gewerkschaftlicher Praxis gelernt haben, sich von der Gegenseite, den Kapitaleignern, nicht spalten zu lassen, liegt hier noch eine Kinderkrankheit des VS. Vor allem die Linken im Verband sind nach wie vor anfällig für die Versuchung, ihre störrischen Fraktionskämpfe in den Verband hineinzutragen. Und nach wie vor besteht die Tendenz einzelner Gruppen, die ganze Berufsgruppe zum Treibsatz partikularer politischer Zielsetzungen zu machen.

Die Geschäftsordnung versucht dem einen Riegel vorzuschieben, wenn sie - aus alter gewerkschaftlicher Tradition - dekretiert: »... insbesondere Fragen von allgemeiner gesellschafts- oder gewerkschaftspolitischer Bedeutung, werden - auch mit Rücksicht auf die bessere Durchsetzbarkeit gemeinsam getragener Beschlüsse - mit den satzungsgemäß zuständigen Organen der IG Druck und Papier abgestimmt.« Ganz so einfach ist das nicht.

Der Prozeß der Selbstbestimmung des VS ist noch lange nicht beendet. Ansprüche von Mitgliedern treffen sich hier mit Ansprüchen, die aus der Gesellschaft gestellt werden. In einer Gesellschaft, deren demokratische Rechte und Grundfreiheiten immer weiter eingeschränkt werden, konzentrieren sich die Hoffnungen auf die Berufsgruppe, die traditionell noch am ehesten zur Kritik bereit war. Enttäuschung macht sich nicht nur unter den Kollegen breit, wenn der Verband ihnen nicht politisch und kämpferisch genug ist.

Fast jeder, der dem VS angehört, verbindet damit auch persönliche Wünsche: Der Autor, dessen Artikel von einer großen Wochenzeitung abgelehnt wird, sucht ebenso Hilfe, wie der unbekannte Schriftsteller, der keinen Verleger findet. So falsch es ist, derartige Ansprüche von der hohen Warte des etablierten Autors aus als geringfügig abzutun, so wenig kann der Verband sie allesamt befriedigen.

Recht hat der Autor, der nach der Mitgliederversammlung wissen möchte, wie man eigentlich einen Roman schreibt und doch kann kein noch so fleißiger Vorstand seine Frage beantworten. Recht hat der Strafgefangene, der sich über das mangelnde Angebot an kulturellen Veranstaltungen in seiner Strafanstalt, die militaristische und gewaltverherrlichende Literatur in der Anstaltsbibliothek beklagt; Recht haben mag der Schreiber linker Lyrik, der wegen eines angeblichen Rauschgiftdelikts verurteilt wird und den naheliegenden Verdacht hat, seiner Gedichte wegen habe der Richter den schönen Küchenvers »im Zweifel für den Angeklagten« übersehen. Doch kann ein Verband wie der VS mit diesen Aufgaben fertig werden?

Schon der politische Minimalkonsens ist in Gefahr, wenn es darum geht, dem »Komitee für Frieden, Abrüstung und Zusammenarbeit« eine Grußbotschaft zu schicken. Hier entsteht plötzlich eine Front zwischen dem Maoisten, dem ökologischen Materialisten und dem Sozialdemokraten, der Parteidisziplin auch im Schriftstellerverband zu wahren versucht. Der Satzungsauftrag, die internationalen Beziehungen der Schriftsteller zu pflegen, gerät zwangsläufig in Gefahr, wenn einzelne Kollegen den VS zur Hilfstruppe von Komitees machen wollen, die um die Wahrung der Menschenrechte in den sozialistischen Staaten bemüht sind.

Aber ein so heterogener Verein wie der VS ist nicht nur politisch überfordert, wenn er sich von den klassischen Zielen gewerkschaftlicher Arbeit weiter entfernt. Künstlerverbände werden immer unter der Diskrepanz zwischen dem weitreichenden Wollen ihrer Mitglieder und der minimalen Bereitschaft zu aktiver Mitarbeit in Verbandsangelegenheiten leiden. Das Interesse an den unbezahlten (und wenn man sie ernst nimmt, überaus arbeitsintensiven) Posten der VS-Landesbezirksvorsitzenden zum Beispiel ist so gering, daß in der Regel derjenige gewählt wird, der am meisten drängelt. Was natürlich auch dem Prestige der Posten geschadet hat. Als ich 1975 VS-Landesvorsitzender in Hessen wurde, fragte ein angesehener Kollege unverblümt, ob man den literarischen Autor Chotjewitz nun wohl abschreiben müsse. Tatsächlich haben sich bisher fast nirgends überregional bekannte Literaten bereitgefunden, den Vorsitz in einem VS-Landesbezirk zu übernehmen.

Kaum mehr als zehn Prozent der Mitglieder sind im Verband aktiv und oft läßt die Aktivität schlagartig nach, sobald einer in einen Vorstand gewählt wurde. Noch kleiner dürfte die Zahl der sachlich kompetenten Verbandsmitglieder sein. Urheber-, Verlags- und Tarifrecht, Sozialversicherungswesen und Steuerangelegenheiten, Verwertungsgesellschaften und Haushaltsrecht sind kaum die Sachgebiete, die einen Autor faszinieren. Das Tippen von Rundschreiben, Adressieren und Eintüten, Anlegen von Mitgliederlisten und der Versand von Beitragsmahnschreiben auch nicht.

So entspricht die Forderung, der Verband müsse sich stärker allgemein-politisch engagieren, der Ruf nach mehr literarischer und kultur-politischer Relevanz sicher auch dem Wunsch nach publikumswirksamen Ersatzhandlungen und der Abneigung, sich etwa mit dem geplanten Künstlersozialversicherungsgesetz zu beschäftigen.

Der VS wurde aber gegründet, um dergleichen Gesetzesvorhaben zu fordern und mitzugestalten. Ein anderes Beispiel: Jahrelang bemängelten Autoren, daß der DGB kein Kulturprogramm hat. Jetzt, da der DGB dabei ist, sich ein solches Programm zu geben, wartet er vergeblich auf Vorschläge aus dem Kreis der organisierten Autoren. Es ist heute auch unter Autoren Mode geworden, den Gewerkschaften die Organisationsstruktur und ihren angeblichen Mangel an innergewerkschaftlicher Demokratie vorzuhalten. Aber nicht einmal jeder zehnte der organisierten Autoren ist bereit, im gewerkschaftlichen Ortsverein mitzuarbeiten.

Die aktivsten, und das läßt immerhin hoffen, sind meist junge, noch unbekannte Autoren. Die großen der ersten VS-Kongresse und Konferenzen lassen sich nur noch selten sehen, jetzt, wo die Fernsehkameras nicht mehr auf sie gerichtet

sind. Und bittet man sie um einen Vortrag, sind ihre Honorarforderungen hoch. Oft zu hoch für einen armen Verband wie den VS. Das wäre nicht so bedauerlich, wenn das Prestige und damit der Einfluß eines Schriftstellerverbandes nicht auch vom Gewicht der Namen seiner berühmten Mitglieder abhinge. Hier kann man nicht mehr tun, als immer wieder an die Solidarität zu appellieren - an die Kollegialität der privilegierten Autoren.

Am Geld aber scheitert nicht nur so mancher Schriftsteller-Vortrag. Vor allein scheitert allzu oft die zentrale Aufgabe, die kulturellen und beruflichen Interessen der Mitglieder zu fördern. Denn kulturelle Förderung hieße doch wohl: Veranstaltungen, Seminare, publizistische Intervention, hieße, den Verband zu einem literatur- und kulturpolitischen Instrument zu machen, das den Forderungen und der Arbeit von Autoren wieder in größerer Breite Gehör verschafft und sie aus ihrem Ghetto befreien hilft. Das aber erfordert ebensoviel Geld wie die angestrebte berufliche Förderung: Autorenausbildung, Reise- und Arbeitsstipendien, Literaturpreise, die nicht immer nur dieselben bekommen und die nicht die Funktion haben, durch einen zusätzlichen PR-Effekt die Werbeetats der Verlagshäuser zu entlasten.

Das alles kann der VS aus eigener Kraft nicht finanzieren. Und wirksame Hilfe von Bund, Ländern und Kommunen gibt es nicht. - Schwierigkeiten, die den Verband nicht attraktiver machen. Wodurch sie sich vergrößern:

Betrachtet man die Anwesenheitslisten der ersten Schriftstellerkongresse und Konferenzen, die Mitgliederlisten des VS, als er (von 1969 bis 1973) noch ein eingetragener Verein war, so wird deutlich, daß zahlreiche westdeutsche Autoren zumindest organisationspolitisch noch im 18. Jahrhundert leben, weil sie berufständische, korporative Zusammenschlüsse offensichtlich bevorzugen.

Auch finden sich auf den Anwesenheitslisten der Mitgliederversammlungen und Kongresse weit weniger illustre Namen, seit der VS eine gewerkschaftliche Berufsgruppe ist. In manchen Landesbezirken haben etwa 60 Prozent der einstigen VS-Mitglieder den Übertritt zur gewerkschaftlichen Berufsgruppe vollzogen.

Besonders krass war der Meinungsumschwung in der Presse. Die Berichterstattung ist unfreundlicher geworden seit dem Gewerkschaftsbeitritt. Die Aversion von Zeitungs- und Zeitschriftenverlegern gegen die IG Druck und Papier ist bekannt und verständlich. Unverständlich ist jedoch, daß auch Redakteure und freie Mitarbeiter, die selbst gewerkschaftlich organisiert sind, die Abneigung ihrer Herren derart verinnerlicht haben, daß sie beispielsweise zum Druckerstreik im letzten Jahr pure Unternehmerpropaganda in Satz gehen ließen. Und es muß Setzer gegeben haben, die derselben Gewerkschaft angehören, die diese Artikel setzen mußten.

Nicht immer klafft ein so großer Widerspruch zwischen Organisationszugehörigkeit und Bewußtsein. Ein Sonderfall unter den gewerkschaftlichen Berufsgruppen wird der VS aber wohl immer bleiben.

Selbstportrait mit peinlichen Angaben

Ein Beitrag zum Lebens- und Berufsbild des Autors Peter O. Chotjewitz

Zur Person

Wohnhaft in Osthessen (Kruspis, 127 Einwohner), 43 Jahre alt, verheiratet, zwei Kinder (13 und 14 Jahre alt), kein Vermögen, eigenes Haus (ehemalige Dorfschule, ca. 150 Jahre alt), Auto, Waschmaschine, Geschirrspülautomat, Eisschrank, Gefriertruhe, Fernseher (schwarz-weiß), drei Radios, ein Plattenspieler, ein Tonbandgerät UHER stereo-record, im Obergeschoß Gasheizung, im Untergeschoß Kachelöfen, Telefon mit Nebenanschluß, drei Schafe, 15 Stallhasen, vier Fahrräder, Mobiliar aus Haushaltsauflösungen und vom Trödelmarkt (Porta Portese), keine Vorhänge, kein gemeinsames Schlafzimmer, Luxusgüter: Cubanische Zigarren, eine pro Tag (2,50). Im Spätherbst wird ein Dreizentnerschwein verwurstet

Ausbildung

Malerlehre und Gehilfenprüfung (1951), Abendabitur (1955), rechtswissenschaftliches Studium (Frankfurt/Main, München), erste juristische Staatsprüfung (1961), Referendarzeit und Zweitstudium in Westberlin (Publizistik, Philosophie und Geschichte), zweite juristische Staatsprüfung (1965). Seither freiberuflicher Schriftsteller. Seit 1975 auch als Anwalt zugelassen beim Landgericht Fulda.

Mitgliedschaften und Ämter

Mitglied im PEN-Zentrum der BRD, Männergesangverein Holzheim-Krupsis, Ortsbeirat und freiwillige Feuerwehr. Mitglied des Bundesvorstandes des Verbandes Deutscher Schriftsteller in der IG Druck und Papier und Ortsvorsteher von Krupsis.

Beirat des »Pressedienst demokratische Initiative« und des »Informationsdienst zur Verbreitung unterbliebener Nachrichten«.

Literarische Arbeitsgebiete

Fünf Romane (Rowohlt, Melzer, März, Claassen), ein Sachbuch (Kiepenheuer und Witsch), fünf Bändchen Broschur (Prosa, Lyrik - Eremitenpresse), ein Erzählungsband (Claassen), zwei Kinderbücher (Fackelträger Verlag), mehrere Übersetzungen aus dem Italienischen (Prosa, Sachbuch, Theater), 16 Hörspiele (davon 15 gesendet), zahlreiche »Funkfeatures«, Artikel, Aufsätze, Rezensionen in Zeitungen und Zeitschriften. Das nächste Buch, »Der dreißigjährige Friede«, Roman, erscheint im Herbst im Claasen Verlag.

Auflagen

Die Auflagen der gebundenen Buchausgaben betrugen bisher weniger als 5.000 verkaufte Exemplare pro Titel. Der erste Roman (1965) und der 1976 erschienene Band Erzählungen aus zehn Jahren liegen knapp unter 1.000 verkaufte Exemplare. Die durchschnittliche Auflage pro Titel dürfte etwa 2.000 betragen. Einige Hörspiele und Funkfeatures wurden von mehreren Rundfunkanstalten gesendet. Zwei Hörspiele (1969 und 1971) wurden von sämtlichen ARD-Anstalten übernommen. Davon wurde das Haus bezahlt (40.000 Mark).

Einkommensentwicklung

Das Einkommen ist seit mehreren Jahren fast konstant. Die Preissteigerungsrate fällt also voll auf den Autor zurück. Über das Jahr ist die Einkommensverteilung sehr uneinheitlich. Manchmal hat der Autor acht bis zehn Wochen lang überhaupt keine Einkünfte; dann können auf einen Schlag fünf- oder sechstausend Mark kommen. Die Honorierung erfolgt oft erst fünf oder sechs Monate nach Ablieferung eines Manuskripts; bei Büchern kann es 1 ½ bis 2 Jahre bis zur Honorierung dauern. Daher die Bedeutung des Vorschusses. In manchen Jahren sind die Einkünfte aus Verlagsverträgen überaus gering, die Funkhonorare steigen dann prozentual an. In anderen Jahren kann der Anteil der Verlagshonorare am Gesamteinkommen bis zu 25 % betragen. Da diese Faktoren vom Arbeitsgebiet eines Autors bestimmt werden, können hierzu kaum allgemeinverbindliche Angaben gemacht werden.

Preise und Stipendien

Literaturpreise: keine

Stipendien: Je ein drei- und ein sechsmonatiges Arbeitsstipendium des Westberliner Senats (1968 und 1975), Stipendium der Deutschen Akademie, »Villa Massimo«, 1967/68, in Rom.

Steuerliche Veranlagung

Gemeinsam mit der Ehefrau, da diese 50°/a der Einnahmen erzielt; teils durch eigenes Schreiben und Übersetzen, teils durch Recherchen und Zuarbeit (Ideation, Redaktion), teils durch Hausarbeit, die zu etwa 80% von der Frau geleistet wird.

Versicherungen

Barmer Ersatzkasse (freiwillige Mitgliedschaft ohne Arbeitgeberanteil), 192; -- monatlich; Bundesversicherungsanstalt für Angestellte (freiwillige Weitersicherung), monatlich 234,--- (werden einmal jährlich zu 50% vom Autorenversorgungswerk der Verwertungsgesellschaft WORT erstattet); Lebensversicherung vierteljährlich 168,80; Familienschutzversicherung (Hausrat, Glas, Haftpflicht, Unfall), monatlich 101,70; Bausparkasse, monatlich 125,--; Versicherungen insgesamt, monatlich 591,96 Mark.

Umsatz laut Umsatzsteuererkärung 1975

Umsatzsteuerpflichtig nach §19 UStG 33.126,49

Freibetrag nach §19 Abs. 2 UStG 12.000,00

Summe 21.126,49

Umsatzsteuerschuld 1975, 4% 845,00

Nachzuversteuernder Umsatz aus 1975 4611,30

Umsatzsteuernachzahlumg 1975, 4% 184,45

Umsatzsteuerschuld 1975 insgesamt 1.029,45

Werbungskosten laut Einkommensteuererklärung 1975

Postgebühren 958,00

Telefonkosten 3.124.73, davon 70% beruflich 2.187,31

Büromaterial, Fotokopierkosten 1.522,98

Schreibkraft 621,00

Bücher und Zeitschriften im Handel 1.196,89

Zeitungen, Zeitschriften im Abonnement 546,50

Reparatur der Schreibmaschine 19,98

20°/« Abschreibung Tonbandgerät »UHER« 245,49

Mitgliedsbeiträge Schriftstellerverband 228,00

Bewirtungsausgaben 1.325,41

Kfz-Kosten Opel Kadett 3.628,76, davon 70% beruflich 2.540,13

Arbeitsraumkosten

- Stromkosten 1.077,13, davon 25°/0 269,28 -

Heizkosten 1.758,77, davon 25°/d 439,69

Berufsbedingte Reisen 8.483,90

Kosten für Anwaltskanzlei 1.377,90

Einkommensteuerschuld 1975 lt. Steuerbescheid: 1.174,00 DM

(In den Werbungskosten waren 2.753,20 Kosten der Geschäftsstelle des Verbands Deutscher Schriftsteller, Landesbezirk Hessen enthalten, die erstattet wurden, wodurch sich die Werbungskosten entsprechend verminderten.)

Einkommensschlüssel

Die Umsätze verteilten sich 1975 wie folgt: -

aus anwaltlicher Tätigkeit ca. 5% -

aus Verträgen mit Buch-, Zeitungs- und Zeitschriftenverlagen ca. 15%

Rundfunk- und Fernsehhonorare ca. 65% -

aus Vortragstätigkeit ca. 10% -

sonstige ca. 5%

Literatur-Konkret 1977, S. 24

Peter Maiwald

PREISREDE

Hab nichts zu essen.
Wie soll ich schreiben?
Aus hohlem Bauch?
Mit schwacher Hand?
Euch tät es gut
die Dichter zu beleiben.
In vollen Leibern sitzt
statt Religion, Verstand.

Literatur-Konkret 1977, S. 27

Rudi Bergmann

Etwas Idylle, etwas Realität

Vor vier Jahren erwirbt der Maler Wolf Dietmar Stock, Ex-Student der Theologie und Zeichenlehrer an einer Bremer Grundschule, eine große leerstehende Scheune, baut sie zum Atelier aus - in Fischerhude bei Worpswede. Seine neoimpressionistischen Werke ernähren ihren Mann. Schnell wird sein Atelier zu einer Mischung aus Salon und Künstlerkneipe, vielleicht auch einfach nur Palaver. Das erste Verlagsprodukt, eine freundliche Geste des Künstlers an Freunde und Zufallsbesucher: die Reproduktion einer Grafik zur Erinnerung. Hand- und Kopfarbeit im Postkartenformat, gedruckt auf einer alten Kleinoffsetmaschine.

Bald wird es ernster. Die Protokolle einer Chile-Veranstaltung des Demokratischen Kulturbundes, in dem das SPD-Mitglied Stock mitarbeitet, ein kleiner Katalog einer Chile-Ausstellung im Atelier werden gedruckt: von Hand, selber geschnitten, selber gebunden. Ein Verlag entsteht, ungewollt fast, mit unkonventionellem Programm. Die Branche staunt, verfolgt interessiert das Projekt, die neue Konkurrenz. Einige warnen, andere, besonders jene, die es nötig haben gedruckt zu werden, ermuntern, helfen.

Die Arbeitsbedingungen sind beschissen: Das Verlagsbüro ist im ehemaligen Hühnerstall untergebracht, in der Reprokammer steht die Waschmaschine, irgendwo dazwischen haust der Verleger. Die Plattform wird entworfen: Wir wollen, so Stock, an die Worpsweder und Fischerhuder Künstlertradition anknüpfen. Heinrich Vogelers Barkenhoff-Modell -über diesen Großmeister des deutschen Jugendstils und späteren Kommunisten erschien unlängst eine Monografie im »Bauernhaus« - steht Pate: Der Verlag will die isolierte Spartentätigkeit von Malern, Grafikern, Schriftstellern und Musikern aufheben, produktiv zusammenfassen.

Im Schutz der Stille der Umgebung, der beruhigenden bäuerlichen Architektur des Dorfes, die selbst Sparkasse und Leichenhalle nicht ausnimmt, scheinen Bekenntnisse nach Idylle und Idealismus zu klingen, setzt man sie ins Verhältnis zur bundesdeutschen Verlagsrealität. Sei's drum, im ersten Verlagsjahr erscheinen fünfundzwanzig Bücher. Statt dem von manchem beschworenen Einbruch kommt der erste Durchbruch, einem innerdeutschen Thema zu verdanken: Berufsverbote! Achtundachtzig Maler, Grafiker, Schriftsteller folgen Stocks Bitte und schicken Beiträge zu Bundesdeutschlands jämmerlichster Demokratie- und Freiheitsdemonstration. Klangvolle Namen dabei, Repräsentanten unterschiedlichster politischer Ansichten (politische und ästhetische Breite als Verlagsprinzip): Andersch, Böll, Chotjewitz, Degenhardt, Drewitz, Engelmann, Fried, Herburger, Kroetz, Zwerenz, Grieshaber, Staeck.

Der Verlag riskiert eine Startauflage von 10.000 und muß nach drei Monaten die zweite Auflage in Druck geben: Im Buchhandel ist der Band vorübergehend vergriffen. Lobende Kritiken in Zeitungen, Rundfunk und Fernsehen unterstützen und bestätigen den verlegerischen und politischen Erfolg. »Berufsverbote. Ein bundesdeutsches Lesebuch«, bibliophil aufgemacht, im schwarz-rot-goldenen Chromolux-Umschlag, ist heimlicher Bestseller der Buchmesse 76, weiß das Börsenblatt des Deutschen Buchhandels zu berichten. Verkaufsbilanz: 30.000 Exemplare.

Dieser Bucherfolg ist finanzielle Grundlage der Programmerweiterung. Es erscheinen in kurzer Folge Kerkers »Verhältnisse«, die ins Neugriechische übertragen wurden, mit Zeichnungen von Gölzenleuchter, Wolfgang Bittners »Probealarm«, zusammen mit der Grafikerin Ulrike Evezard, von Stössel und Zingerl »Der Grund zum Leben« und sechs Hörspiele von Ingeborg Drewitz. Seit Stock im vergangenen Jahr meine zehn Variationen über Nerudas Liebesgedicht FARWELL, die der Augsburger Maler Jörg Scherkamp mit Linolschnitten

tionszeit veröffentlicht, steh' ich, wer kann's verübeln, vollends auf'm Atelier.

Null Mark Startkapital, ein Freundschafts-Kredit der Druckerei mit einem sechsmonatigen Zahlungsziel, Auflagenhöhen zwischen 1.000 und 3.000 pro Band, zwei bis drei Mitarbeiter und jede Menge Helfer: Gründung und Erfolg dieses Verlags sind wohl in den letzten Jahren ziemlich einmalig in diesem Gewerbe.

Heute sind die »Bauernhaus-Bücher« in rund 800 Buchhandlungen zu beziehen, werden von Libri in Frankfurt und dem Düsseldorfer Brückenverlag ausgeliefert. Auch Platten produziert Stock. Norddeutscher LP-Hit ist Helmut Debus mit »Wo ik herkam« und »Wat ik meen«.

Überhaupt ist »Heimat« (so auch der schlicht anspruchsvolle Titel einer Buchreihe) Stocks Lieblingsthema. Dauer-Schreiber Klaus Dede (er hat schon drei Bücher in der Heimat-Reihe) formuliert das Programm:

»Ja, Heimat ist für mich zunächst einmal ganz konkret der norddeutsche Küstenbereich. Und genau da ist ja der Rückzug in die Idylle eben nicht möglich. Denn wir haben nicht die berühmten alten Schlösser, wir haben ein Gebiet, das ständig neu kolonisiert worden ist, wo man also ständig mit dem Neuen konfrontiert wird. Wir setzen uns sehr deutlich ab von der Blut- und Boden-Theorie. Was wichtig ist, ist die richtige Darstellung unserer wirklichen Geschichte. Um zwei Komplexe zu nennen: die Geschichte der Arbeiterbewegung insgesamt, die ja in der traditionellen Heimatbewegung nicht vorkommt, und die Geschichte des Widerstandes, der Opposition. Ich meine jetzt nicht nur den Widerstand im Naziregime, sondern die gesamte demokratische Volksbewegung, die bei uns seit 500 Jahren und noch länger vorhanden ist.«

Einziger Nachteil der Reihe ist die regionale Begrenztheit der Themen, die sich wohl spätestens dann aufheben sollte, wenn jeder norddeutsche Grashals beschrieben und besungen ist. Es könnte doch beispielsweise endlich einmal geklärt werden, warum es am Rhein so schön ist.

AGAV

Der Zwang zur Solidarität

In einer kapitalistischen Gesellschaft unterliegt auch die Produktion von Büchern den Gesetzmäßigkeiten eben dieser Ordnung. So entfielen bereits 1972 auf 1,7% aller Verlage (=30) über 40% des Gesamtumsatzes, und die Konzentrationsbewegung setzt sich zwangsläufig fort. Klein und Kleinstverlage, so witzig oder exaltiert sie auch benannt sein mögen, haben dabei kaum Überlebenschancen gegenüber den Werbe- und Vertriebsgiganten der Branche und dem von diesen abhängigen Buchhandel.

Diese Erfahrung, verbunden mit der Erkenntnis, nur gemeinsam sei man stark, veranlaßte vor gut einem Jahr 30 Verleger, sich in einer 'Arbeitsgemeinschaft alternativer Verlage', kurz AGAV, zusammenschließen. Lange hatten sie gezögert, zaghafte Ansätze versucht und wieder verworfen. Sollten sie das risiko eingehen, ihre bis dahin sorgsam gehüteten Kundenkarteien der Konkurrenz zu öffnen und dadurch vielleicht Käufer zu verlieren? Andererseits hatte gerade dieser Protektionismus der Geschäftsentwicklung enge Grenzen gesetzt, denn (bezahlte) Werbung lassen die Mittel eines Kleinverlages kaum zu.

Den Zusammenschluß erschwerte, daß Verleger, erst recht die kleinsten, häufig sehr eigenwillige und nicht immer grundsolide Menschen sind. Die Protokolle der AGAV-Arbeitstagungen lassen die Schwierigkeiten ahnen: sie berichten von Verlagen, die noch nie Beiträge bezahlt haben und daher ausgeschlossen werden mußten, und von Verlegern, die oft destruktiv-ironisch ihr Genie, kaum aber Solidarität einbringen.

Trotz einer großen Fluktuation unter ihren Mitgliedern scheint die AGAV jedoch eine Konsolidierungsphase erreicht zu haben. Sie hat sich als Verein konstituiert (c/o windhueter-verlag, Neckarstr. 214, 7 Stuttgart 1), gibt einen Gemeinschaftsprospekt heraus, organisiert Wanderausstellungen, verlegt ihr erstes gemeinsames Buch und veranstaltet vom 10. bis zum 16. Oktober in den Räumen des Frankfurter Volksbildungsheimes/Theater am Turm eine Gegenbuchmesse mit Lesungen, Diskussionen, Auftritten von Musikgruppen und Liedermachern ete.

Das dort ausgestellte Programm der in der AGAV zusammengeschlossenen Verlage reicht von Lyrikbändchen bis zu klassischen und neuen Werken des Anarchismus. Die gemeinsame ideologische Basis freilich ist recht vage: »... die von der AGAV oder von AGAV-Verlagen/Zeitschriften herausgegebenen Publikationen und Texte sollen keine antidemokratischen Tendenzen haben (also z. B. nicht bibliophil-elitär, konservativ oder gar reaktionär), müssen nicht, können aber einer Ideologie verpflichtet sein, sollen nicht spezifische Parteiliteratur sein, sollen eine demokratisierende Funktion haben: ein offensives(!) Demokratieverständnis aufweisen, d. h. Engagement!«

Das Syndikat

Ehrenwert und doch nicht ganz erfolglos

Das 'Syndikat', von Walter Boehlich in konkret 3/77 ausführlich vorgestellt, erregt Aufmerksamkeit nicht mehr nur seiner Gesellschaftsform wegen. Bis zur Buchmesse erschienen in der 'Syndikat Autoren- und Verlagsgesellschaft' 50 Titel, sowie über 100 Lizenzausgaben in der 'Syndikat Buchgesellschaft für Wissenschaft und Literatur'. Abgesehen von dieser

durchaus beeindruckenden Quantität überrascht -zumindest Skeptiker - die Qualität des Programms, in seiner Vielfältigkeit und Konsequenz vergleichbar nur dem der VSA.

Während Mitarbeit und Mitbestimmung der Autoren im Syndikat (102 Autoren, Freunde und Lizensgeber zeichneten bislang Anteile) bereits erste positive Ergebnisse zeigten vor allem in den Arbeitskreisen (sie ähneln relativ unabhängigen Lektoraten), scheint das Buchclubmodell weniger erfolgreich: 1700 Mitglieder haben sich verpflichtet, für jährlich DM 60 Bücher aus dem Buchclub zu kaufen.

Die Ursachen für diese relativ geringe Bereitschaft, dem Club beizutreten, dürften vielfältig sein. Einigen Verängstigten mag derseits der Name 'Syndikat' (griech. syndikein = Sachwalter sein, j-n verteidigen, j-s Rechte verfechten) Zurückhaltung auferlegen, doch wesentlicher scheint mir ein anderer Aspekt: Gerade die Leser fortschrittlicher wissenschaftlicher Literatur sind es gewohnt, aus einem nahezu unbegrenzten Buchangebot des Handels gezielt und häufig spontan auszuwählen. Sie unterscheiden sich darin sowohl vom Bildungsbürgertum, das liest, war gerade aktuell gemacht wird, wie auch vom orientierungslosen und daher Titelvorschläge dankbar akzeptierenden Klientel der großen Buchgemeinschaften.

Es wäre schade, wenn der Buchclub an seiner Qualität scheitern sollte.

Literatur-Konkret 1977, S. 29

Verlage Verleger Verlegtes

Taschenbuchmarkt

Als *Bertelsmann, fünft größter* Medienkonzern der Welt, mit Gold*mann* einen der umsatzstärksten Taschenbuchverlage der BRD auf kaufte, kam Bewegung in die Branche. Auch Dr. Herbert *Fleissner,* Großverleger aus München (Amalthea, Bechtle, Herbig, Langen-Müller, Limes, Mary Hahn, Nymphenburger, Safari, Universitas, Wirtschaftsverlag Langen-Müler/Herbig) plant den Einstieg in das Taschenbuchgeschäft. Das Markenzeichen seines neuen Verlages ist schon gefunden: Der Panther.

Und Raubtierqualitäten braucht, wer sich auf diesem Markt behaupten will: Seit 1950 als *Rowohlt* sein erstes Taschenbuch auslieferte, erschienen ca. 28.000 Titel, von denen noch ca. 14.000 lieferbar sind, und jeden Monat werden es ca. 200 Titel mehr. Damit vollzog sich eine Strukturveränderung: Erschienen früher weniger Titel mit hohen Auflagen, findet nun ein immenser Titelausstoß bei reduzierten Auflagen statt. Ein erhöhter Anteil an Originalausgaben vergrößert das Gewinnrisiko.

BRD-Umsatzstärkster Taschenbuchverleger ist Rolf *Heyne* (1976 34,2 Millionen DM), gefolgt von *Rowohlt* (34 Millionen) und Fi*scher (22* Millionen). Tatsächlich marktbeherrschend ist hierzulande jedoch Fischer-Verleger *Holtzbrinck,* da er sowohl an Rowohlt wie Knaur beteiligt ist. Nicht zu den Taschenbuchverlagen zählt *Reclam* mit seinen 1.353 Titeln in einer Gesamtauflage von 192 Millionen Exemplaren. Mag der Verteilungskampf die Konkurrenz erschüttern, so profitiert Reclam von seiner Solidität: Allein 3,2 Millionen Exemplare wurden bislang von Schillers 'Teil' verkauft, und die nächste Millionenauflage ist nur eine Frage der Zeit.

Bertelsmann hingegen scheint sich nun auf dem bundesrepublikanischen Taschenbuchmarkt keine ungewöhnlichen . Steigerungsraten mehr zu versprechen, solange nicht das lästige Kartellamt aufgelöst und die Gefahr einer Anti-Mohn-Kampagne gebannt ist. Doch in seinem Bemühen, riesige Gewinne gewinnbringend anzulegen, ist Reinhard Mohn wieder einmal im Ausland fündig geworden. Nachdem er erst im Juli 48% des spanischen Verlages Plaza y Janes gekauft hatte, überraschte er mit einem neuen Coup. Für mindestens 200 Millionen Mark erwarb er von der Agnelli-Holding `Instituto Finanziario Industriale' 5107o der Bantam

Books (New York) und 30% des italienischen Verlages Fratelli Fabri. Bertelsmann wurde damit bei gleichzeitiger Beteiligung am viertgrößten Taschenbuchverlag Englands, Corgi, zum größten Taschenbuchproduzenten der Welt.

Der teure Ruhm

Von 1.500 unverlangt eingesandten Manuskripten erschienen im Münchner Bertelsmann Verlag in den vergangenen drei Jahren ganze zwei (Nikolenko, Wie Staub aus der Steppe; Niels, Wüstenfieber). 1.498 vorgedruckte Absagebriefe aber schufen ein Frustrationspotential, das einige 'Verleger' gut verdienen läßt.

Der Europäische Verlag in Wien z.B. druckt jedes Buch, dessen Autor 200 Subskriptionen beibringt, in der Regel also die Gesamtauflage von 200 Exemplaren aufkauft. Die Kalkulation ist einfach, der Gewinn sicher. Den Anschein eines Vertriebes hingegen wahren der Bläschke-Verlag, Darmstadt und der Kölner Verleger Dr. Ellenberg (»Wir geben heraus, was von der Sprache her richtig geschrieben ist.«). Sie drucken die Werke von Hausfrauen, Rentnern, leitenden Angestellten etc. in einer Auflage bis zu 3.000 Exemplaren; entsprechend hoch ist die Selbstbeteiligung der Autoren. Wer seiner 'Berufung' folgen und seine Werke publizieren möchte, maß bis zu 9.000 Mark zuzahlen. Schreibende Arbeiter haben somit kaum eine reelle Ruhmes-Chance ihnen bleibt nur die Möglichkeit, für ganze 150 Mark in einer Anthologie vertreten zu sein.

Um Manuskripteingänge brauchen diese Selbstbeteiligungsverlage nicht zu bangen: 1.500 Bundesbürgern ist es mindestens 1.000 Mark wert, in sogenannten 'Instituten zur Förderung von Schriftstellern' das Schreiben zu lernen

In unserer Gesellschaft gibt es eben keine psychische Deformation, aus der nicht Profit zu schlagen wäre für Einige.

»Siegfried, Du bist hier!«

1976 gewährte Suhrkamp-Verleger Dr. Siegfried Unseld dem 'Germanic Language Bulletin' der 'University of Texas at Austin' ein Interview, dessen Kernaussagen *Literatur Konkret* in wörtlicher Übersetzung nun auch allen Suhrkampfreunden und sonstig literarisch Interessierten in der BRD zugänglich macht.

»Bis zu einem gewissen Punkt im Leben geschehen die Dinge zufällig. Doch dann ereignet sich dieses eine wichtige Geschehen, und der Rest deines Lebens wird zu einer Folge dieses Geschehens«, .sagte Dr. Siegfried Unseld, der empfindet, daß der Wendepunkt seines Lebens Kam, als er Hermann Hesse las.

Dr. Unseld kennt keine Freizeit. »Meine Arbeit ist mein Hobby«, sagt er, »den ganzen Tag über arbeite ich im Büro, am Abend lese ich. Nach Mitternacht lese ich einige alte Bücher oder korrespondiere aber die Beziehungen von Autoren und Verleger.«

Dr. Unseld schwimmt jeden Tag 600 Meter in einem offenen Schwimmbecken. »Der hübscheste Swimmingpool, den ich je gefunden habe in meinem Leben, ist in Barton Springs«, sagte er, »wir haben nichts vergleichbares in Deutschland.«

Dr. Unseld war schon mehrfach in den Vereinigten Staaten. Zum ersten Mal kam er 195-5 als Mitglied des Internationalen Seminars von Harvard, das damals von Henry Kissinger geleitet wurde. Dr. Unseld wurde mit Kissinger bekannt und besuchte ihn später dreimal im weißen Haus.

Zwanzig Jahre später, im Juli 1975, war Dr. Unseld auf einer Party hei Bundeskanzler Helmut Schmidt. »Ich bemerkte, daß Dr. Kissinger anwesend war und wollte ihn begrüßen, aber es waren zu viele Leibwächter um ihn«, sagte Dr. Unseld.

»Später sah er mich zufällig und sagte: 'Siegfried, Du bist hier!' Dr. Kissinger sagte zu Kanzler Schmidt: 'Kennen Sie diesen Mann?' Und Kanzler Schmidt sagte: 'Ja, er ist einer der bedeutendsten Verleger in Deutschland.' Dr. Kissinger sagte: 'Nicht einer der bedeutendsten, der beutendste!'«, erzählte Dr. Unseld freudig.

Auszug

Unter Hinweis auf § 16 UWG nehmen wir Titelschutz in Anspruch Für:

DAS GESETZ DES WESTENS
EIN KILLER SPIELT FALSCH
BLUT AUF DER WEIDE

SCHRITTE IN DER NACHT
STURZ IN DEN ABGRUND
STIMME AUS DEM GRAB
EIN KRANZ FÜR JENNYS GRAB
GESUND LIND SCHON DURCH KRÄUTER
LIND SÄFTE
JULIE- DIE EWIGE JUNGFRAU
GEFÄHRLICHE VERSCHWÖRUNG
VERBOTENE FRUCHTE
DIE SCHWACHHEITEN EINER ARTIGEN
FRAU
DER GROSSE GENIESSER
GLÜCKLICHE NÄCHTE
LIEBESGLÜCK
DIE FREUDEN DER LIEBE

DIE VENUSGROTTE
DIE RECHNUNG OHNE DEN WIRT
AUF EIGENE FAUST
LIEBE, DIE VERBOTEN IST
IM ZEICHEN DES EINHORNS

Wilhelm Heyne Verlag
Türkenstraße 5-7
8000 München 2

Auszug aus einer Titelschutzanzeige im 'Börsenblatt' vom 17.5.77, S. 50

Literatur-Konkret 1977, S. 30

Karl Hoche

Das Hoche Lied

Interview des KONKRET-Mitarbeiters Karl Hoche mit dem Satiriker Karl Hoche über den Fall Hoche

KONKRET: Herr Hoche, von Ihnen gibt es keinen Bestseller. Warum nicht?

Hoche: Weil die mich nie rangelassen haben. Ich bin einfach zu gut, wissen Sie. Das ist natürlich eine große Gefahr.

KONKRET: Und was haben Sie gemacht, um ranzukommen?

Hoche: Die Frage allein ist schon ein bodenloser Zynismus. So fragt nur jemand, der nie Dichter war, der nie gefühlt hat, wie es aus ihm hinausschreien will. Geschrieben habe ich natürlich! Tag und Nacht! Was sonst? Und immer das, was die anderen auch geschrieben haben. Aber die haben es geschafft. Ich nie! Da, sehen Sie (er zeigt ein leeres Blatt). Völlig leer. Und warum? Wissen Sie warum?

KONKRET: keine Ahnung.

Hoche: Ganz klar. Kahlschlagliteratur, gleich nach dem Krieg. Ich war der Kahlste unter allen Kahlen. Ich hatte nämlich überhaupt nichts. Meinen Sie, daß irgendjemand das gedruckt hätte? Diese korrupten Säue! Dann gings los. Mein erster Roman *»Das Hoche Lied».* Eine gnadenlose Abrechnung mit dem »Horst-Wessel-Lied«. Rücksichtslos habe ich den latenten Faschismus des deutschen Kleinbürgertums entlarvt. Gleichzeitig war es auch der letzte bürgerliche Roman. Thomas Mann wurde damit automatisch zum zweitletzten bürgerlichen Romancier. Aber das hat damals niemand begriffen.

KONKRET: Wer hat es gedruckt?

Hocke: Niemand! Verstehen Sie das, niemand! Die Verleger haben gesagt, es würden schon genug Leute den Faschismus des Kleinbürgertums entlarven. Ich frage Sie, warum durften alle anderen entlarven, nur ich nicht?

Nebenher schrieb ich dann noch etwas Lyrik

»Glashalme singen ihr hohes Lied faulendes Chlorophyll... «

Das Chlorophyll war Gottfried Benn, der uns alle damals stark beeinflußte.

KONKRET: Von dieser Lyrik haben wir nie was gehört.

Hocke: Die Lyrik-Leser waren schon immer sehr beschränkt, zahlenmäßig. Meine Leser waren noch beschränkter, es waren eigentlich nur die Lektoren, die mir das Manuskript zurücksandten. Der Titel war vielleicht etwas unglücklich gewählt. Das Bändchen - schmal aber gewichtig - sollte heißen *»Das Hocke Lied«.* Aber dann kam was ganz Tolles...

KONKRET: Sie haben den Büchner-Preis gekriegt.

Hocke: Bin ich Zwerenz?

KONKRET: Der hat ihn auch nicht bekommen.

Hocke: Aber der will ihn immerfort kriegen! - Nein, das Tolle war die große Kulturrevolution von 68. Wir jungen Dichter alle weg vom Schreibtisch, weg von der bourgeoisen Kultur und rein in die Strahlen der Wasserwerfer, dort wo sie am dicksten waren. Daß heimtückische Verräter am Schreibtisch blieben und weiterschrieben, konnten wir Frontkämpfer

damals ja noch nicht ahnen. So hat die Konterrevolution unsere Literatur unterwandert.

Und dann »Literatur ist tot«, Kursbuch 15, wissen Sie noch? Ich natürlich wieder mittendrin. Jeder, der mich kennt, weiß: So tot wie bei mir war die Literatur bei keinem. Außerdem war ich damals noch ziemlich erkältet und konnte sowieso nicht schreiben.

KONKRET: Aber mit »Literatur ist tot« bekommen Sie doch kein Buch voll.

Hoche: Doch. Da gibt es zwei Möglichkeiten. Entweder man füllt ganze Bibliotheken mit Theorien über den Tod der Literatur. Das ist meine Sache nicht. Ich bin kein blutleerer Theoretiker, ich bin Dichter! Oder man zeigt den Tod der Literatur, indem man Vorgefertigtes montiert. Ich habe damals die Preistafel meines Stehausschanks mit dem Wetterbericht collagiert. Der Gedichtband sollte heißen »Vorgefundene Montagen«, Untertitel *»Das Hoche Lied«*

KONKRET: Und warum wurde es nichts?

Hoche: Sie nahmen im letzten Moment statt mich den Horst Bienek, der damals das gleiche machte. Heute murkst er wieder unverdaulich dicke Romane zusammen. Immer die Nase im Wind, der Bursche.

KONKRET: Vielleicht waren Sie immer zu spät dran.

Hoche: Überhaupt nicht wahr! Ich war der erste, der diese ungeheure new sensibility runtertippte, dieses wahnsinnige feeling. Das schrieb ich damals (liest vor): *» Der Anblick des Nudelsalats erinnerte mich an ein Gefühl, das ich einmal hatte, als ich mich an ein Gefühl erinnerte, an das ich mich vor fünfzehn Jahren nur sehr undeutlich erinnerte...«* Ein halbes Jahr später hat mir das der Handke nachgemacht, und ich wieder hinten runtergefallen. Es ist zum Verzweifeln.

KONKRET: Ein Mann wie Sie verzweifelt nicht. Was haben Sie gemacht?

Hoche: Ich habe mir gesagt, jetzt ist Schluß mit den schönen Gefühlen, jetzt produziere ich Realismus. Jetzt wird die Studentenrevolte in einem Tatsachenroman literarisch aufbereitet. Ich damit zur AutorenEdition bei Bertelsmann, die sagten, »großartig, genau das Richtige für uns, aber wir sind leider schon voll«. Die Genossen saßen da schon dicke drin. Habe ich die Figuren geändert, der revolutionäre Student wurde Arzt, seine Freundin Dienstmädchen, jetzt ist es ein Arzt-Roman im Bastei-Verlag, so ein Heftchen für 60 Pfennig. Stilistisch konnte ich alles so lassen, wie es war.

KONKRET: Na also. Da haben Sie ja doch den Durchbruch geschafft.

Hoche: Nicht ganz. Das Heftchen läuft natürlich unter Pseudonym. Und es heißt jetzt auch nicht mehr »Das *Hoche Lied«,* sondern »Wie Uwe Timm sein großes Glück fand«.

Aber jetzt bin ich nicht mehr aufzuhalten. Jetzt schlage ich erbarmungslos zu. Jetzt kommt mein großer Superroman. Und der ist haargenau auf Wirkung getrimmt. Obertitel *»Das Hoche Lied«.* Untertitel »Der geheimnisvolle Fall und Aufstieg des EI Suro Campesino«.

Dann kommt Trick 17. Ich wedle das Manuskript durchs Elbwasser und tue so, als käme es von drüben. Von regimefeindlichen Binnernschiffern ans freiheitliche Ufer geschmuggelt. DDR-Samisdat oder das, was die Leute dafür halten. Die Kunze-Power. Ich möchte nicht wissen, was los wäre, wenn alle diese Leute *hier* rumstänkern würden.

Und innerlich werde ich wieder. Nichts mehr mit dem sozialistischen Realismus. Ich gehe soweit rein in mein Inneres bis dorthin, wo überhaupt nichts mehr ist. Und komme dann völlig geschockt, leeres Zeug stammelnd, wieder raus. Damit kriege ich den Jörg Drews. Sprachzerhacke, konkrete Poesie, da ist der doch ganz geil drauf.

KONKRET: Wenn Sie immer alles besser wissen und können, wieso schreiben Sie dann nicht einfach einen Parodieband. Na ja, so viele Parodien sind ein bißchen viel auf einmal. Also sagen wir, einen Satiren- und Parodienband. Sie können ihn

ja trotzdem *»Das Hoche Lied«* nennen, wenn Ihnen so viel daran liegt.

Hoche: Habe ich schon gemacht. Ist im Herbst 76 bei Zsolnay herausgekommen, kostet 24 Mark und heißt tatsächlich *»Das Hoche Lied«* (Anm. der Red.: Stimmt). Aber die Gefahr ist, daß man mich jetzt wieder zum Satiriker abstempelt. Können Sie das denn nicht verstehen: Ich will *auch* mal ein richtiger Dichter sein!

Literatur-Konkret 1977, S. 32

Peter Maiwald

DER GEDICHTESCHREIBER

Ich schrieb mein Brot in vielen langen Nächten.
Die kurzen Tage haben's restlos aufgebraucht.
Ich hab Gedichte ausgetrunken und geraucht.
Und was ich schrieb gehört nicht zu den schlechten.

Ich schrieb was einbringt uns ein bessres Morgen.
Das brachte mir ein warmes Ansehn bei den Leut.
Das Volk, das für die Zukunft keinen Pfennig scheut.
Die Geldleut wollten mir darauf nichts borgen.

Ich wirkte weit mit enger Gürtelschnalle.
Die Frau, die Jahre mit mir aushielt, sei bedacht.
Ich hab ihr viele Verse, doch kein Kind gemacht.

Die Menschen, die ich machte, liebt ich alle.
Die Verse hielten länger noch als ich mich hielt.
Kein Kunstfreund, wer auf sie und nicht mein Leben schielt.

Literatur-Konkret 1977, S. 32

Christoph Rodig

Modell Schweden

Wirtschaftliche Größe und politische Macht der Bundesrepublik stehen längst wieder in einem grotesken Mißverhältnis zu ihrer kulturellen Potenz. Nicht Vermögen bestimmt die Kulturpolitik, sondern der Umverteilungskampf. Und da Kultur nur selten verteilungsfähigen Profit abwirft, laßt man sie verkommen.

Anders ist es - noch immer - in Schweden, wo weniger über Reformen geschwätzt als Reform praktiziert wird, auch in der Literaturpolitik. Untersuchungen über das Leseverhalten der schwedischen Bevölkerung hatten ähnlich wie in der BRD eine allgemeine Unlust am Lesen nichttrivialer Literatur festgestellt. Eine Kommission von Schriftstellern und Politikern sah die Ursachen dieser Leseunlust in den hohen Buchpreisen (zwischen 18 und 36 Mark; in der BRD liegt der Durchschnittspreis eines gebundenen Buches bei 23,67 Mark) und in den auf wenige Buchhandlungen beschränkten Vertrieb. Sie entwickelten das Projekt »Ein Buch für alle«, das - vom schwedischen Staat mit 1,43 Millionen Mark, also dem Gegenwert eines einzigen Panzers, subventioniert - seit einem Jahr mit großem Erfolg durchgeführt wird.

Insgesamt zehn Titel, darunter Max von der Grüns »Stellenweise Glatteis«, wurden bisher in jeweils 50.000 Exemplaren (das entspricht einer BRD-Auflage von 400.000) an Arbeitsplätzen (28 Prozent), im Buchhandel (26 Prozent), in Konsumläden (25 Prozent) und an 2.700 der 13.000 schwedischen Kioske zum Preis von 2.80 Mark verkauft. Das Experiment wird drei Jahre laufen, insgesamt 50 Veröffentlichungen sind vorgesehen.

Derartige Initiativen sind nicht zufällig, sondern entsprechen den Wertvorstellungen einer Gesellschaft. In der BRD, deren Schriftsteller von höchsten Repräsentanten des Staates als Pinscher oder Terroristenfreunde diffamiert werden, in diesem Land der 'Dichter und Denker', in dem Dichten und Denken seit je ein höchst gefährliches, jedenfalls konfliktträchtiges Unterfangen war (es sei denn, jemand tut nur so, als würde er denken), unterscheidet sich der gesamte Literaturbetrieb gründlich von dem Schwedens.

Während hierzulande ein Autor froh sein muß, wenn er 10 Prozent des Buchpreises als Tantieme erkämpfen konnte, erhält sein schwedischer Kollege ohne individuelle Verhandlungsstrategie 16,66 Prozent. Darüber hinaus stehen ihm 15 Öre pro verkauftem Exemplar als Beitrag für soziale Leistungen zu. Für jede Buchausleihe in einer öffentlichen Bibliothek bekommt er drei Öre zugesprochen; zwei Öre werden ihm ausbezahlt, ein Öre geht an einen Solidaritätsfonds für Schriftsteller, der mit dieser Abgabe längerfristige Arbeitsstipendien oder Alterspensionen finanziert. Für jede nichtprivate Photokopie eines seiner Werke erhält ein schwedischer Schriftsteller schließlich vom Staat 72 Öre jährlich. 9,2 Millionen Kronen jährlich gibt der schwedische Staat für ein »Sanierungsprogramm Buch« aus (Zum Vergleich: Das ist zwanzig mal soviel wie der Etat des Kultusministeriums Nordrhein-Westfahlens für Schriftstellerförderung).

Dieser Förderung von Literatur entspricht die Achtung vor dem Literaturproduzenten. Ein bundesdeutscher Autor, der mit einem Verlag einen Vertrag abschließt, liefert sich fast immer aus; kaum ein Recht bleibt ihm an dem gelieferten Werk. In Schweden erhält ein Verleger nur das Recht auf die Erstauflage. Über folgende Auflagen kann der Autor frei disponieren, selbstverständlich auch über alle Nebenrechte, sogar die Übersetzungsrechte liegen bei ihm.

Wenn Schriftsteller hierzulande ähnliches fordern sehen sich Verleger dadurch schon vom Konkurs bedroht. Angeblich gibt es nicht mehr den geringsten Spielraum für solche »Utopien«, und grundsätzlich scheinen bundesrepublikanische Verlage nur Verluste zu erwirtschaften.

Das müssen schon Magier sein, die schwedischen Verleger, und zaubern ihre recht ansehnlichen Gewinne wohl aus dem Hut.

Literatur-Konkret 1977, S. 33

Bücherklau

Manche Buchhändler blicken nur mehr resigniert-lächelnd in die Kasse, andere fühlen sich in ihrer Existenz bedroht: Zwischen einem und fünf Prozent des Umsatzes holt sich der Bücherklau

Eine Literatur-Konkret-Umfrage bei 30 Buchhändlern ergab: Der Bücherklau ist immer noch unterwegs. Was manchem als Begleiterscheinung der Waren-das-noch-Zeiten-Studentenrevolte galt und überwunden schien, erwies sich als aktuell und zumindest für einige Händler bedrohlich. Durchschnittlich zwei Prozent aller von einer Buchhandlung georderten Bücher wechseln ihren Besitzer, ohne über den Ladentisch zu gehen.

Klauen tun Männer, Frauen, Kinder und Greise aus den unterschiedlichsten Motiven. Einige suchen billige Geschenke für gebotene Anlässe. So steigt in der Weihnachtszeit die Diebstahlsquote an, aber auch manch besinnliches Buch für Mutters Geburtstag dürfte nicht bezahlt worden sein.

Andere Bücherliebhaber suchen gezielt Fachliteratur für den Eigenbedarf, wobei hier zwischen Zwangs- und Lustdieben unterschieden werden muß. Vor allem in Universitätsnähe sind wissenschaftliche Bücher gefragt, deren Besitz so notwendig wie kostspielig ist. Der studentische Bücherklau tritt zunächst als potentieller Käufer auf, erkundet den Standort des benötigten Werkes, greift aber erst in den folgenden Tagen zu. Anders verhält sich der Lustdieb, wenn er eine Fachbuchhandlung aufsucht. Sein Klaumotiv ist nicht der hohe Preis, allein der Inhalt läßt ihn seine bürgerliche Erziehung -und um Bürger handelt es sich bei Bücherdieben allemal - vergessen. Er klaut manchmal sogar Broschüren, die regulär gekauft nur 50 Pfennige kosten würden.

Wirklich gefährlich für den Buchhandel aber sind nur die professionellen Diebe wie jener junge Mann, der sich innerhalb kurzer Zeit eine medizinische Fachbibliothek im Wert von DM 12.000 zusammenstahl und sie dann an Interessenten verkaufte. Ihm ging es ausschließlich um den Warenwert von Büchern.

Kaum zu unterscheiden von den Profis schließlich sind die Liebhaber teurer Kunstbände, Gesamtausgaben und ledergebundener bibliophiler Bücher. Manche mag der Wiederverkaufswert reizen, andere erfüllen sich im Akt des Stehlens ihren Traum. Am unverfrorensten ging dabei ein unbekannt gebliebener Mensch in Hamburg vor. Peu á peu legte er sich eine 12händige Propyläen Kunstgeschichte zu. Nach dem vierten Band wurde der Seriendiebstahl bereits entdeckt, dennoch gelang es ihm unter den kritischaufmerksamen Blicken der Verkäufer, auch die restlichen 8 Bände zu entwenden.

Eine Bestenklauliste kann keine doch recht zufälligen Titel, nur Gattungen verzeichnen. Am Gefragtesten sind eindeutig Lexika, wissenschaftliche Literatur und Kunstbände, gefolgt von Rilke-, Benn- und Proustausgaben. Während Belletristik weniger gesucht scheint, erfreut sich ein Konkret-Autor schier hemmungsloser Beliebtheit: Günter Wallraff. Seine Bücher zählen zu den bestgeklauten.

-

Literatur-Konkret 1977, S. 37

Alfred Andersch

WEGWERE-LITERATUR

»Alles, was den Namen Literatur überhaupt verdient, kristallisiert sich um einen linken Kern.«

Drei bis vier Monate, so las ich unlängst in einem Bericht über die Buchmesse von Nizza, beträgt die durchschnittliche »Laufzeit« eines Buches in Frankreich. In diesem Zeitraum muß es »gelaufen« sein. Wenn es nicht »ins Laufen kommt«, verschwindet es nach drei bis vier Monaten spurlos, verflüchtigt es sich, als sei es überhaupt nie da gewesen. Und sein Verleger kommt in Verlegenheit, wenn irgendein Rezensent, der mit den Usancen des Marktes nicht vertraut ist, es ein halbes Jahr später bespricht und bewirkt, daß ein paar Leute es plötzlich lesen wollen, denn das zwingt ihn zu Vertriebsvorgängen, die er nicht vorgesehen hat, bei denen er »zusetzt«, und das hat er nicht gern.

Ich möchte Statistiker sein und die exakten Ziffern kennen. Wieviele Titel aus der Gesamtproduktion literarischer Waren - ich denke nur an die sogenannte schöne Literatur - kommen jährlich »ins Laufen«? Ich habe keine Ahnung, greife einmal hoch und setze eine runde Zahl: hundert. Hundert Romanen, Essay- und Gedichtbänden pro Jahr räume ich, in sträflichem Optimismus, die Chance ein, sich nach den Gesetzen der kapitalistischen Produktionsweise zu rentieren. Und nun greife ich niedrig, setze die Gesamtzahl belletristischer Titel in Frankreich pro Jahr auf tausend fest; das ist natürlich über den Daumen gepeilt, doch einigermassen realistisch. Anzunehmen, daß neun Zehntel der Jahresproduktion eines Verlages nach drei bis vier Monaten wieder aus dem Buchhandel verschwinden, entspricht einer allgemeinen Erfahrung, nicht nur in Frankreich, sondern auch in Deutschland.

Vielleicht ist die »Laufzeit« in Deutschland einstweilen noch eine Spur länger als in Frankreich. Die Probleme der Lagerhaltung, welche die Buchhändler und Verleger für diesen Vertriebsmechanismus verantwortlich machen, sind die gleichen. Aber welche Gründe auch immer dafür angegeben werden - der Zustand ist phantastisch. Es gibt also jetzt eine Literatur, die »ins Laufen gekommen« ist, und eine, die sofort nach Erscheinen wieder verschwindet, eine Art Wegwerf-Literatur. Der Ausdruck stimmt nicht ganz, denn die Ein-Weg-Flasche wird immerhin erst ausgetrunken, ehe sie weggeworfen wird, während das weggeworfene Buch nicht einmal gelesen worden ist. Dennoch - neun Zehntel der Jahresproduktion eines Verlages »hält« sich ein halbes Jahr, fällt dann der Vergessenheit anheim, lagert in Lagern, wird verramscht oder eingestampft.

Ich vermute, daß es Darwinisten gibt, die diesen Vorgang für natürliche Zuchtwahl halten, Überleben des Stärkeren im Kampf ums Dasein. Und zweifellos ist der auf den Besteller programmierte Titel, auf den so mancher Buchhändler sein Lager hat heruntertrimmen lassen, »stärker« als ein Werk, welches in einem Verlagsprogramm nur eben angezeigt wird. Nur ist Auslese, die nach solchen Kriterien erfolgt, das Ende von literarischer Kultur.

Ich möchte kein Mißverständnis aufkommen lassen. Durchaus nicht vergleiche ich die Auflage des neuen Habe, des neuen Simmel mit der Auflage eines Essay-Bandes von Edmund Wilson. Habe und Simmel haben ihre Auflagen verdient. Die Ungerechtigkeit liegt im Vergleichbaren: daß der neue Lenz, der neue Böll eine riesige Öffentlichkeit finden, der neue Geissler aber nicht, ist mir unerklärlich. Denn Leute, die »Einstein überquert die Elbe« und »Gruppenbild mit Dame« gut finden - ich gehöre zu ihnen - müßten von »Wird Zeit, daß wir leben« eigentlich begeistert sein. (Ich spreche nur von der *literarischen* Qualität dieser Bücher, verkenne nicht, daß Geissler, im Unterschied zu Böll und Lenz, ein revolutionäres Buch geschrieben hat.)

Im vergangenen Jahr, in dem, wenn ich mich nicht irre, »Die linkshändige Frau« und » Montauk« das Rennen gemacht haben, erschien bei Piper der Erstlingsroman einer Autorin namens Renate Schostack, »Zwei Arten zu lieben«. Das Buch ist ein kleines Meisterwerk: In Sprache, Komposition, Leitmotivtechnik von einsamer Perfektion, thematisch als moderne Parabel von himmlischer und irdischer Liebe hochoriginell. Hat man es wahrgenommen? Ich glaube nicht. Ein solcher Hinweis bringt mich in den Verdacht, ich wolle behaupten, nur ich hätte es gemerkt. Doch merkt jeder es, der dieses Buch liest. Die Frage ist nur: wie erreicht man, daß es überhaupt erst einmal gelesen wird?

Ein bürgerliches, ja geradezu ein bourgeoises Kunstwerk, völlig privat, völlig individualistisch und ein kulinarisches Vergnügen. Ein paar Wochen später las ich »Die Verweigerungen der Johanna Glauflügel« von Birgit Pausch. Das ist gar nicht kulinarisch, sondern hart, schwierig, die Geschichte eines linken Mädchens. Erzählt wird eine Entwicklung aus Spießigkeit und Liberalismus zu politischem Bewußtsein, neueste Erfahrungen in der Spannung zwischen historischem Kompromiß und Spontaneität werden mitgeteilt. Das klingt trocken, das Buch ist aber vollkommen dichterisch, im freizügigsten Gebrauch surrealistischer Technik, in wilden Zeitverschiebungen den Leser eher fordernd als erobernd. Es steht in unbewußter Nachbarschaft zu Wolfgangs Koeppens herrlicher »Jugend«, zieht, wie Koeppens Text, die Grundlinien einer Literatur der Zukunft. Ein kleines

Buch aus einem kleinen Verlag. Wird man seine Bedeutung erkennen? Oder wird es zur Wegwerf-Literatur gehören? Zu neun Zehnteln der deutschen Buch-Produktion? Ich hielte mich über Unabänderliches auf, wird man sagen, es sei immer so gewesen, daß es wenige Bücher gebe, die »sich durchsetzen«, und viele, die »untergehen«. Doch hat sich nichts so verändert wie die Art und Weise der Aufnahme von Literatur. Bis tief ins 19. Jahrhundert blieb als Literatur-Müll zurück, was tatsächlich auf die Kehricht-Deponien gehörte; das hat vor allem soziologische Gründe - ein aufsteigendes, teilweise revolutionär gestimmtes Bürgertum, welches noch wirklich las, setzte die richtigen Wertungsakzente, ließ nur wenig aus (immerhin: Hölderlin und Kleist). Das ist heute anders. Heute gehen bedeutende Werke glatt unter, während peripheres Zeug sich durchsetzt. Auch das hat gesellschaftliche Gründe. Nicht mehr eine Klasse trägt die Literatur, sondern eine amorphe Konsumentenschicht, die durch Propaganda manipuliert werden kann.

Dagegen gibt es eine Bewegung der kritischen Kultur. Alles, was den Namen Literatur überhaupt verdient, kristallisiert sich um einen linken Kern. Alle triftigen Bücher der letzten Jahre sind nicht nur von linken Autoren geschrieben, sie sind auch von einem linken Publikum »gemacht« worden. (»Links« ist in meinen Augen nicht nur ein Bewußtsein, sondern ein Sein, und deshalb ist Beckett ein linker Autor.) In der Bildung und Gebildetheit eines linken Publikums sehe ich heute die einzige Chance dafür, daß aus der Verlagsproduktion die richtige Auswahl getroffen wird. Bis es dahin gekommen ist, wird es weiterhin eine Wegwerf-Literatur geben. Von einem Buch wie Jean Amérys »Lefeu«, das im Frühjahr erschienen ist, wird im Herbst kein Mensch mehr sprechen, und Martin Walsers » Sauspiel«, eines der größten Stücke der deutschen Nachkriegsdramatik, wird nach einem einzigen mißglückten Versuch von der deutschen Theaterszene verschwinden. Unabänderlichkeiten? Ja, wenn man für unabänderlich hält, daß eine Kultur wie diese gar nichts anderes kann, als sich hoffnungslos blamieren.

Literatur-Konkret 1977, S. 38

Peter Maiwald

SCHWÄCHE

Nehmt mir den Dichter ab.
Ich will aus dieser Haut.
Das Gras wächst übers Grab.
Der Himmel drüber blaut.
Die Vögel pfeifen drauf.
Der Regen hört nicht auf.
Die Züge fahren stets.
Die Menschheit sagt: wie geht's?
Die Mörder laufen frei.
Die Diebe stehn dabei.
Die Schläger schlagen zu.
Die Opfer geben Ruh.
Das Gras wächst übers Grab.
nehmt mir den Dichter ab.

Literatur-Konkret 1977, S. 40

Friedrich Ernst

Das Kochbuch und seine Zukunft

Nahezu unbemerkt von der literarisch interessierten Öffentlichkeit hat sich in den letzten Jahren eine Buchsparte ins Unermäßliche aufgebläht: Das Kochbuch. Auf diesem Markt sind 25 Auflagen (z.B. »Ich helf Dir Kochen«) keine Seltenheit, und selbst die Verleger scheinen zufrieden: »Eine 100.000er Auflage folgt der anderen. Wir haben inzwischen aufgehört mitzuzählen, irgendwann werde ich aber jetzt auch mal wieder anfangen.« (Pawlak über seinen Hit `Schuler, Mein Kochbuch') Die Nymphenburger Verlagshandlung (Autoren u.a. Kishon, Siebeck, Anais Nin, Hoegner etc.) erzielt mit einem einzigen Kochbuch 10% ihres Jahresumsatzes. Das Geschäft scheint risikolos. So brachte der Heimeran-Verlag einen Band über »Buffets und Empfänge in der internationalen Küche« heraus. Trotz seines Preises von DM 115 waren die 5.000 Exemplare der ersten Auflage nach drei Monaten verkauft. Kochbücher finden sich auch in den großen Taschenbuchreihen bei Heyne (250 Titel), Rowohlt, Humboldt, Fischer, Goldmann, Lübbe, dtv und Knaur. Unangefochtener Spitzenreiter ist allerdings immer noch Oetker. Sein Kochbuch hat inzwischen eine Auflage von 26 Millionen Exemplaren erreicht.

Fazit: Die immense Verbreitung von Kochbüchern, in vielen Haushalten das einzige Buch, beruht auf ihrer erkennbaren Nützlichkeit. Dabei sind Kochbücher nichts anderes als Lehrbücher, vergleichbar Bastelanleitungen, Grammatikfibeln, Mathematikbüchern, Philosophiegeschichten, dem `Kapital' von Karl Marx. Und was spricht eigentlich - abgesehen von unzählig viel Überwindbarem - dagegen, daß irgendwann auch die Menschen hierzulande die Nützlichkeit des Marxschen Werkes erkennen werden. Dann mag es vielleicht keinen Oetker mehr geben, aber immer noch werden Kochbücher in den gewiß nicht mehr so buchleeren Schrankwänden stehen, neben Marx und - horribile dictu - vielleicht Mandel? Und niemand wird sich darüber wundern, weil dann nur mehr die Nützlichkeit den Wert von Büchern bestimmt.

Literatur-Konkret 1977, S. 41

Pawel Klinger

Lohn der Bescheidenheit: Literaturpreise

Das Klagenfurter Literaturmarathon und Herbert Achternbuschs Verweigerung des Petraca-Zeremoniells brachten Literaturpreise wieder ins Gerede. Doch lange schon waren sie ein Ärgernis nicht nur für jene, die leer ausgingen

Ein Arbeiter arbeitet und erhält einen Teil des von ihm geschaffenen Wertes in Geld ausbezahlt. Die Höhe seines Lohnes hängt u.a. ab von der Quantität der von ihm produzierten Waren. Wer mehr herstellt, bekommt in der Regel mehr ausbezahlt.

Ein Dichter dichtet. Das Erdichtete stellt noch keinen materiellen Wert dar. Diesen erhält es erst, wenn ein von Arbeitern hergestellter Gegenstand Buch zwecks Verkäuflichkeit mit Erdichtetem veredelt wird.

Im Gegensatz zum Arbeiter also schafft der Dichter keine Werte, es sei denn hehre; erst sein Verleger nutzt Dichtung zur Profitgewinnung. Einen Teil dieses Profits überläßt er dem Dichter. Dieser Teil heißt folgerichtig nicht Lohn oder Preis, sondern wird Honorar (»Ehrensold«) oder Tantieme genannt. Gleichgültig, die Höhe reicht für einen durchschnittlich bekannten Dichter kaum zum Leben. Als Arbeiter würde er mehrt verdienen.

Doch im Gegensatz zum Arbeiter darf der Dichter hoffen. Auf Ruhm. Früher erlangte ein Dichter Ruhm durch die huldvolle Zuneigung höchster Personen, durch Auszeichnungen, Preise. Heute ist Ruhm mehr eine Funktion der public relation, doch Literaturpreise gibt es immer noch.

Es gibt zwei Preiskategorien: Mit den Preisen der ersten Kategorie werden Dichter dafür belohnt, daß sie über lange Zeit und wahrscheinlich verstärkt nach der Verleihung dazu beitrugen, den veredelten Gegenstand Buch verkäuflich zu machen. Zu diesen Preisen zählen der *Nobelpreis,* der *Europäische Literaturpreis* (DM 33.000), der *Goldene Adler* (DM 15.000), der *Büchner-Preis* (DM 20.000), der *Nelly-Sachs-Preis* (DM 20.000), der *Freiheitspreis* (DM 10.000) etc.

Die zweite Kategorie soll Dichter motivieren, auch weiterhin ohne Bezahlung zu produzieren. Die Zahl dieser Preise ist kaum übersehbar. Da gibt es Gattungspreise und Themenpreise, regionale und schließlich obskure Preise. Neben einer Produktionssteigerung sollen auch diese Preise die Verwertbarkeit der Prämierten steigern.

Dazu dient z.B. der *Buchpreis des deutschen Alpenvereins* (2 x 2.500), der *Egon-Erwin-Kisch-Preis (25*.000/15.000/10.000), der *Wilhelmine-Lübke-Preis* (Insgesamt DM 20.000), der *IADAM* (= Internationale Assoziation Deutschsprachiger Medien)-Preis (2.000), der *Tukanpreis, der Bodensee-Literaturpreis,* der *Leonce-und-Lena-Preis* (2.000), der *Xylos-Preis,* der *Janusz-Korczack-Preis* (5.000), der *Christian-Felix-Weisse-Preis,* der von der `Energieversorgung Ostbayern' gestiftete *Kulturpreis Ostbayern* (2 x 6.000), der *Preis der Literarischen Union e. V. Mauern,* der *Bachmannpreis (14.000),* der *Preis der deutschen Akademie* für *Sprache und Dich*tung mit der diesjährigen, uns alle berührenden Preisfrage »Ist freier Ausdruck in Rede und Schrift ohne Sprachnormen möglich?« (3.000) und auch die *Silberne Feder,* verliehen vom Arbeitskreis für Jugendliteratur innerhalb des deutschen Ärztinnenbundes. Bei diesem Preis ist allerdings keine Gewinnsumme, nur eine Meldegebühr von DM *40* genannt.

Spezifisch bundesrepublikanisch sind die Chauvinistenpreise. Für sie gilt das bisher Gesagte, doch ist ihre Funktion umfassender. Sie sollen eine regionale, aber territoriallose Literatur künstlich am Leben erhalten, etwa durch den *Niedersächsischen Kul*turpreis für *schlesische Künstler (10*.000/ 2 x 5.000), den *Dank-an-Deutschland-Preis* (insgesamt DM 11.000), den *Aus-meiner-Heimat-zwischen-Ostsee-und-Waldkarpaten-Preis* (insgesamt DM 1.000), den *Wie-es-daheim-war-Preis* (insgesamt DM 1.800) usw.

Letztgenannte Preise stehen selbstredend nur Flüchtlingen und Dissidenten zu. So erhielt 1977 den *Andreas-Gryphius-Preis* (besser bekannt als Ostdeutscher Literaturpreis) neben Rose Ausländer der Schriftsteller Reiner Kunze (DM 10.000), dessen literarische Qualität (was denn sonst?) auch von der Akademie für Sprache und Dichtung durch die Verleihung des *Büchner-Preises* (aus gegebenem Anlaß auf DM 20.000 verdoppelt) gewürdigt wurde.

Die Summe all dieser Preise würde zwar eine bescheidene, aber im Gegensatz zur bundesrepublikanischen Praxis doch sinnvolle Literaturförderung ermöglichen. Und gleichgültig, in welcher Form die Mittel verteilt werden, finanziert werden Preise wie Fördermittel direkt oder indirekt durch uns Steuerzahler.

Nur auf Fördermittel hätten Schriftsteller ein Anrecht, Preise hingegen schaffen Wohlverhalten, lassen hoffen auch jene, die ohne Hoffnung vielleicht fordern würden. Preise befriedigen zudem die Eitelkeit, verhindern häufig Solidarität und sind

nicht zuletzt gut für das Geschäft.(Wenn jemand, wie kürzlich Herbert Achternbusch, diese Domestizierung verweigert, ist die Branche daher auch irritiert.)

Letztlich entspricht die Alternative Preisverleihung oder Förderung dem hundsföttischen Gegensatzschwindel von Freiheit oder Sozialismus, richtiger: pervertiertem, aber systemtragenden Individualismus oder gegenseitiger Hilfe und Unterstützung auf der Grundlage gleichen Rechtes für alle.

-

Literatur-Konkret 1977, S. 42

Reich-Ranickis gesammelte Sprüche zu Fragen der Kunst und Politik

»Ich halte den 'Stillen Don' für ein Meisterwerk der Literatur. Wer ihn geschrieben hat, weiß ich nicht ... Er stammt von einem Kommunisten, von einem argen Stalinisten, der damals und auch später abscheuliche Reden gehalten hat, übrigens auch antisemitische. Dieser Scholochow ist mir, weiß Gott, zuwider.«

»Ich kenne keine literarischen Werke, die ich als wirklich hochbedeutend empfunden hätte, deren Weltanschauung mir jedoch tief zuwider wäre.«

»Die Aufgabe des Schriftstellers ist in erster Linie die Diagnose.« »Der Schriftsteller ist nicht verpflichtet, sich Gedanken über die Ursachen der Phänomene zu machen, die er darstellt.«

»Die richtige Weltanschauung ist noch gar nichts. Ich kann nicht einmal sagen, daß sie dem Schriftsteller wirklich hilft. Sie vergessen offenbar das entscheidende Element: Das Talent. Wenn der Schriftsteller Talent hat, wird auch seine falsche Weltanschauung korrigiert.«

Die Zitate sind entnommen dem Buch von Klaus Konjetzky, Was interessiert mich Goethes Geliebte? Bertelsmann, München, DM 24, 00.

Frankfurter Allgemeine

Linke Autoren gesucht

»Wir drucken doch in der FAZ häufig linke und auch kommunistische Autoren. Schicken Sie mir Manuskripte, und wir werden sie gerne bringen - nur eine Bedingung: Sie müssen gut sein.«

Marcel Reich-Ranicki

Literatur-Konkret 1977, S. 43

Kaspar Maase

Was liest der Prolet?

Einige Zeitungen brachten die Notiz: Volkshochschulkurse »Deutsch für Deutsche« zur Vermittlung von Grundkenntnissen in Sprache und Rechtschreibung stoßen auf überraschend große Nachfrage. Analphabetismus hierzulande - im Modell Deutschland? Zwar wissen wir seit einigen Jahren, daß viele Ausländerkinder die Schule nicht oder praktisch ohne Erfolg besuchen. Aber erwachsene Deutsche unter uns, die nicht oder kaum lesen und schreiben können...! In den USA gibt es bereits Millionen Analphabeten aller Hautfarben. Hat nicht unsere Zukunft schon oft in Amerika begonnen?

Nein, noch ist nicht zu befürchten, wir müßten in zehn Jahren Alphabetisierungs-Experten aus Vietnam oder Angola erbitten. Aber: Was fangen denn die, die in unseren Schulen brav das Schreiben und Lesen gelernt haben, damit an? Was lesen sie außer Wegweisern beim Wochenendausflug, Boulevardblättern und Warenhauskatalogen? Müssen wir als Angehörige der kulturtragenden Schicht nicht den Problemen des Neo-Analphabetismus in der audiovisuellen Industriekultur mehr Aufmerksamkeit widmen? Eindringlich mahnt Rolf Keller, der Vorsteher des Börsenvereins: »Kann man in unserer technisierten Gesellschaft ohne den gehörigen Umgang mit Büchern überhaupt noch Mensch sein?«

Dann wollten wir mal sehen, wie viele Menschen es in dieser Republik noch gibt.

Die entsprechenden Befragungen legen nahe, ca. 40 Prozent der Bevölkerung ab 18 Jahren als halbwegs regelmäßige Buchleser zu betrachten. Das heißt, sie konsumieren pro Jahr im Schnitt rund 10 Bücher; gegenwärtig steht das Verhältnis Belletristik -Sachbuch bei 2:1, aber der Trend steht gegen die schöne Literatur. Wenn wir notgedrungen die grobschlächtigen und irreführenden Kategorien (der Manager als Angestellter) der vorliegenden Untersuchungen übernehmen, dann gibt es unter den Landwirten keine 25 Prozent Leser, bei den angelernten und Hilfsarbeitern weniger als 30 Prozent und unter den Facharbeitern 35 Prozent. Aber fast jeder zweite selbständige Geschäftsmann und Freiberufler liest, bei den einfachen und mittleren Angestellten sind es sogar etwas mehr als die Hälfte. Am weitesten auf dem Weg der Menschwerdung vorangeschritten ist offensichtlich die Gruppe der Leitenden Angestellten und der gehobenen und höheren Beamten mit einer Leserquote über 60 Prozent.

Die Leserpyramide ist im Kern eine Bildungspyramide - langes Lernen macht Lust zum Lesen. Etwa 35 Prozent der Volksschüler, 65 Prozent der Realschüler und 75 Prozent der Abiturienten finden Spaß an Büchern. Die große Kluft verläuft also zwischen denen, die nur die Grund- und Hauptschule besuchen (gegenwärtig ca. 70 Prozent aller Schulabgänger) und dem Rest. Wer nach der Schule keine Berufsausbildung durchmacht, bleibt in seinem Informations- und Leseverhalten deutlich hinter dem Schnitt der Volksschüler zurück. Heute verläßt beinahe jeder Vierte die Grundschule ohne Abschluß - und vor allem aus dieser Gruppe werden sich wohl die 1,5 Millionen Jugendlichen rekrutieren, für die selbst nach staatlicher Prognose bis 1985 keine Lehrstelle abzusehen ist.

Als Beispiel für die ungefähre Proportion zwischen Schulbildung und Lese-Häufigkeit seien hier die Zahlen aus einer Untersuchung von 1973 angeführt:

Anzahl der in den letzten 12 Monaten gelesenen Bücher

	pro Leser	Pro Erwachsenen
Volksschule ohne Lehre	6,2	2,1
Volksschule mit Lehre	6,9	3,2
Mittlere Reife	9,8	7,4
Abitur	18,6	16,2

Im Durchschnitt wird pro Arbeitswoche nicht länger als zwei Stunden in einem Buch gelesen.

Die Statistik zeigt: Das Lektüreverhalten verläuft im Rahmen unserer Gesellschaft völlig programmgemäß. Lesen ist nur ein Teil aktiver, vielseitiger und offener Lebensgestaltung insgesamt. So spielt es auch bei denen die geringste Rolle, die durch Herkunft aus dem Arbeitermilieu und entsprechende Erziehung, ungenügende Bildung und Ausbildung, untergeordnete und geistlose Arbeit, Akkordhetze, einengende Wohnbedingungen und beschränktes Konsum- und Freizeitbudget am stärksten an der Entfaltung selbstbestimmter und interessenbezogener Tätigkeiten, Bedürfnisse und Genußmöglichkeiten gehindert sind. Dieser Gesamtzustand - und nicht allein der Ausschluß der großen Mehrheit vom » guten Buch« - zwingt allerdings zu der Feststellung: Das in Artikel 2 unserer Verfassung niedergelegte Menschenrecht auf freie Entfaltung der Persönlichkeit ist Aufforderung, nicht Realität.

Das bisher gezeichnete Bild stellt nur das Verhältnis zur Literatur in Buchform dar. Daß dazu die meisten brauchbaren Forschungsergebnisse vorliegen, leuchtet ein, denn Verlage und Handel wollen an der Ware Buch verdienen und nicht das Lesen fördern. Aber vielleicht läßt sich in der Beschränkung auf das Buch auch das Bewußtsein am besten aufrechterhalten, man gehöre einer auf besonderer geistiger Offenheit gegründeten kulturellen Elite an und nicht der Masse, die träge ist und nur grobsinnlichen Bedürfnissen anhängt. Beziehen wir nämlich in die Betrachtung auch die sonstigen Medien und Präsentationsformen fiktionaler Texte im weitesten Sinn ein (Glossen und Gedichte, Kurzgeschichten und Fortsetzungsromane in Zeitungen und Zeitschriften bis hin zur »Bäckerblume«, nicht zu vergessen die Romanhefte), dann sieht die potentielle Leserschaft in den unteren Schichten schon anders aus. Sie umfaßt etwa 50 - 60 Prozent der angelernten und Hilfsarbeiter, 55 - 65 Prozent der Facharbeiter und 65 - 75 Prozent der einfachen und mittleren Angestellten und Beamten; im Schnitt wenden sie vier Stunden pro Woche für die gesamte fiktionale Lektüre auf.

Hier erscheinen die auf Literatur gerichteten ästhetischen Bedürfnisse, die sich selbst unter restriktiven Lebensbedingungen bilden. Sie könnten Grundlage einer vielfältigen, auf demokratischer Kommunikation beruhenden Literaturentwicklung sein - aber sie werden sogleich herrschaftlich aufgefangen, entschärft, vereinnahmt und verkrüppelt durch das dominierende Angebot an Massenliteratur.

Was unter Begriffen wie Kitsch oder Trivialliteratur schon Generationen von Germanisten und Soziologen beschäftigt, ist aber nicht allein für Heft- und Illustriertenromane kennzeichnend: Quer durch alle Genres von der Buchclubware bis zum aktuellen Bestseller in Hardcover dominiert die seichte bis »gehobene« Unterhaltungsepik, schichtspezifisch auf Sprachebenen und Wertsysteme der Zielgruppe zugeschnitten.

Diese realen Massenprozesse der Literaturrezeption bieten ein recht eintöniges Bild der herrschenden Literatur. Herrschend meint mengenmäßig vorherrschend; aber es charakterisiert zugleich die durchgängige inhaltliche Tendenz: zu beschönigen und gesellschaftlichen Problemen auszuweichen, Aberglauben und Ergebung ins vermeintlich Unabänderbare zu fördern, rassistische und antisozialistische Feindbilder tief zu verankern. Herrschend heißt letztlich: gegen erfolgreiche Interessenwahrnehmung der abhängig Arbeitenden gerichtet.

Sicher: Ein großer Teil der Unterhaltungsbelletristik ist harmlos und erfüllt im wesentlichen notwendige Reproduktionsfunktionen nach harter Arbeit: Erholen. Und man sollte auch nicht in den Fehler grenzenloser Ideologiekritik verfallen und glauben, die arbeitenden Leser nähmen die heile Welt der Massenliteratur für Wirklichkeit und richteten ihr Handeln danach. Aber eindeutig reaktionäre Tendenzen in allen verbreiteten Genres sind nicht zu übersehen: das Anheizen dumpfer Emotionen gegen Minderheiten und sozialen Fortschritt, gegen den Sozialismus, das Abstumpfen gegen Gewalt und Unrecht? Flemings James Bond-Saga und Konsaliks Russland-Machwerke sind keine Randerscheinungen.

Als Gegenpol hierzu versteht sich die avancierte Gegenwartsliteratur. Aber können ihre esoterischen, realitätsverweigernden oder radikal subjektivistischen Strömungen wirklich von Arbeitern und Angestellten auf ihre Welt und deren Probleme bezogen werden? Sind solche Texte reale Alternativen zur oberflächlichen Verständlichkeit und klischeehaften Vertrautheit der Kolportage? Kann über sie der Prozeß eingeleitet werden, an dessen Ziel auch Arbeiter Brinkmann oder Achternbusch mit subjektivem Gewinn lesen?

Betrachten wir unabhängig von solchen Fragen jetzt noch die Gegenwartsliteratur, die der Kritik diskutabel erscheint und spätestens ab einer verkauften Auflage von 20.000 schon als Bestseller gefeiert wird: Ihre Verbreitung ist auf wenige, vielleicht nicht mal ein Prozent der Bevölkerung beschränkt. Namen wie Böll, Lenz, Grass sind die Ausnahmen zu dieser Regel; so gab bei einer lokalen Umfrage jeder zehnte Arbeiter an, schon einen Text von Böll gelesen zu haben.

»Gute Literatur« im Sinne unserer Schulkanons erreicht höchstens 10 Prozent der potentiellen Leser. Sie werden in erster Linie über die Buchclubs und preiswerte Sonder- und Taschenbuchausgaben versorgt: mit der klassischen Literatur seit Homer bis hin zur formal traditionellen, breit verständlichen Epik der Brüder Mann, Hemingway oder eben Böll und Lenz oder Frisch.

Wertet man dieses Ergebnis aus Rolf Kellers Perspektive, kommt man zu dem Schluß: 9 von 10 Bürgern unseres Landes pflegen nicht den »gehörigen Umgang mit Büchern«, sind also nicht als Mensch im höheren Sinne anzusehen.

»Na hören Sie mal, so war das doch nicht gemeint!« - Um so besser, dann können wir ja die Frage neu und diesmal richtig stellen:

Darf »der gehörige Umgang mit Büchern« entscheidender Maßstab sein, wenn bekannt ist, daß hunderttausenden die Grundlagen menschenwürdigen Lebens in Ernährung, Bekleidung, Behausung, Arbeitsmöglichkeit, sozialer Mindestintegration fehlen? Man sollte nicht über wichtige Aufgaben wie Leseförderung sprechen, wenn man von Bildungsmisere, Ausbildungsverweigerung, Arbeitslosigkeit, Sozialabbau schweigt. Wahrscheinlich war der Anteil der deutschen Ganz- und Beinahe-Analphabeten vor 20 Jahren nicht kleiner - aber diese fehlende Qualifikation ist heute ein

weitaus größeres Hindernis im Bemühen um Arbeit und Brot.

Die nüchterne Bestimmung als kapitalistische Erbschaft ist hier produktiver als humanistisch drapierte Empörung über 'angeblich neue, schreckliche Erscheinungen, die dann den audiovisuellen Medien, der Unterhaltungsindustrie, der Überflußgesellschaft, dem sozialistisch gesteuerten Verfall des Leistungswillens oder den Gewerkschaften als Verursachern der »neuen sozialen Frage« angelastet werden können.

Wahrscheinlich verfügen zwischen 15 und 20 Prozent unserer Bevölkerung nur über eine äußerst beschränkte Lese- und Schreibfähigkeit. Aber existenziell bedrohlich ist doch für sie nicht, daß ihnen der Weg zu Goethe, Grass oder Struck abgeschnitten ist. Sie werden nicht fertig mit gedruckten Anleitungen zur Bedienung von Maschinen oder zur Bewältigung komplexer Arbeitsprozesse, sie können keine Bewerbungen schreiben, Weiterbildung und die schriftliche Vermittlung von Erfahrungen bei der Stellensuche sind ihnen ebenso verschlossen wie Flugblätter oder Zeitungen der Gewerkschaften, die Gründe für und Auswege aus ihrer Lage erörtern. Eingeschränkte Lese- und Schreibkompetenz mindert die Fähigkeit, die eigene Lebenssituation erkennend und handelnd zu bewältigen - darin liegt der Skandal.

Wenn auch die Zugangsmöglichkeiten zur Buchliteratur für die abhängig Beschäftigten und ihre Familien in den beiden letzten Jahrzehnten nicht geringer, sondern eher größer geworden sind - Staat kann man mit unserer Literaturgesellschaft nicht machen. Kulturstaat schon gar nicht. Jetzt will aber mit kräftiger Starthilfe von Bertelsmann und Klett die völlig unabhängige »Deutsche Lesegesellschaft« dieses steinige Feld beackern. Staats- und Konzerngelder sind hier sicher besser angelegt als etwa in Brokdorf. Wenn aber aufmerksames, produktives, genußreiches und interessenbezogenes Lesen nur Teil eines entsprechend gearteten Gesamtverhaltens zur Umwelt ist, dann sind wohl doch tiefergreifende soziale Veränderungen nötig. Schließlich ist es ja kein Naturgesetz, daß die guten Bücher von Arbeitern mit anspruchsvollster Technik gedruckt, von Angestellten unter Nutzung modernster Elektronik verwaltet und ausgeliefert werden - um dann aus ihrem Lebensumkreis zu verschwinden. Peter Maiwald: »Ein Autor sagte stolz: / Ich schreibe nur / für wenige. / Ich weiß, sagte der Arbeiter B., / für die Verleger.«

Literatur-Konkret 1977, S. 46

Hartmut Schulze

Matière Grasse im Kulturbetrieb

Warum der »Butt« ein Bestseller ist

Welch ein Buch! Fünf Zentimeter (=700 Seiten) dick, zwei Pfund schwer. Fünf Jahre lang hat der Dichter dran gearbeitet, es wird ihm reich gelohnt: Eine Woche nach Erscheinen sprang es vom nullten auf den ersten Platz der regierenden Seller-Liste des »Spiegel«, und da steht es nun; acht Wochen nach Erscheinen wurde es 250.000 mal verkauft. Warum?

Die vulgär-marxistische, weil mechanistische, Antwort aus der lockeren linken Hand heißt: weil der Verlag Unsummen in die Werbung steckt. Falsch. Bis Jahresende wird das Luchterhand-Marketing nicht mehr als 180.000 Mark für »Butt«-Reklame gezahlt haben - ausgesprochen wenig im Vergleich zu den Werbe-Etats anderer Bücher, die zu Bestsellern gemacht werden sollen. Üblich sind in solchen Fällen 7 bis 8 Prozent vom Umsatz, bei »gewöhnlichen« Titeln 3 bis 4 Prozent. »Der Butt» kostet im Laden 34 Mark. Werden bis Ende 77, knapp gerechnet, 300.000 Bücher verkauft, liegt der Reklame-Aufwand unter zwei Prozent.

Dieses Geld allerdings wird klug eingesetzt. Ziel: die Multiplikatoren, also Journalisten und Buchhändler. Fast jeder Sortimenter liest zum Beispiel den »Buchreport«, und (relativ billige) Anzeigen hier machen ganze Reklamefeldzüge »draußen« wenn nicht überflüssig, so doch weniger wichtig. Wird einem Buchhändler von seinem Fachblatt nur oft genug gesagt, daß ein Titel ein Bestseller ist, braucht's nur noch die eine oder andere Annonce in »Zeit« und »FAZ«, damit er dran glaubt und entsprechend ordert. Und ist erstmal geordert, wird in der Regel auch verkauft.(Was sonst noch zu der Regel gehört, davon später.)

Schon im April bereitete »Buchreport« die Sortimenter in einem redaktionellen Beitrag darauf vor, »daß `der neue Grass' schnell ins Gespräch kommt«, und schon im Juli, also fünf Wochen vor dem Erstverkaufstag, wußten die Buchhändler, daß der »Butt« ein Bestseller wird. »Buchreport« -Überschrift: »Der neue Grass und die Lust am Verkaufen - Anatomie eines kommenden Bestsellers«.

Die Vor-Lust am Verkaufen wurde so groß, daß den »Buchreport« -Lesern (per redaktioneller Notiz und Luchterhand-Anzeige bereits einen Monat später mitgeteilt werden konnte: Die Erst-Auflage von 100.000 Stück ist durch Vorbestellungen vergriffen, die zweite Auflage im Druck und die dritte in Vorbereitung. Auf daß sie weiter orderten. Noch ehe das Buch auf dem Markt war.

Endlose Vor-Lust auch bei den Journalisten und anderen sehr wichtigen Leuten. Viertausend von ihnen erhielten schon im Mai »Lese-Exemplare« (ein Begriff, nebenbei, der erfrischend offen den späteren Leinenband als Möbelstück denunziert. Viertausend gratis verteilte Paperbacks, billig mitgedruckt bei der kostbaren Hardcover-Erstauflage - fast soviel wie derselbe Verlag von Günter Herburgers neuem Roman »Der Flug ins Herz« verkauft hat. Dazu eine hundertseitige Presse-Mappe mit alten Grass-Kritiken und einer weiteren »Butt«Leseprobe, in der jedem, der es nicht glauben will, nochmal bewiesen wird, welch bedeutender Dichter hier gehandelt wird.

Auch »Butt« -Rezensionen werden schon zitiert, obwohl doch der Verlag auf dem Cover des »Lese-Exemplars« warnt: » Erstverkaufstag: 10. August 1977 - Besprechungen nicht vor diesem Termin«. Aber erstens sind Sperr-Fristen nicht dazu da, eingehalten zu werden, sondern eine Sache interessant zu machen, und zweitens schreiben Kritiker, damit andre Kritiker von ihnen abschreiben, oder doch wenigstens das Gegenteil vom Vor-Schreiber schreiben. Dennoch, wer wagt schon ein Widerwort gegen die »Neue Zürcher Zeitung«: »...zu gleichen Teilen Phantasie, Sprachgewalt urid Kunstverstand...elementare Eigen-Art...literarisches Ereignis«. Weniger zitierfähig, aber immerhin: Auch der Kunst-Kritiker des »Bonner Generalanzeiger« » weiß wieder, was das ist« und meint » große Prosa«. Nur, *woher* weiß er das, wenn er den » Butt« doch noch nicht gelesen haben kann?

Er hat ihn gehört. Als einer von weit über zehntausend Freunden großer Prosa, denen Grass in den letzten Monaten eigenhändig aus seinem neuen Roman vorgelesen hat. Wozu sich der Schnauzbart nicht lange bitten ließ. Er hatte seinen großen Auftritt in Krähwinkels Dorfschule und - zu nächtlicher Stunde - in Hamburgs Schauspielhaus (hier natürlich lieber und noch lieber im Fernsehn).

Selffulfilling prophecy: Der »Butte kam ins Gespräch. Und Wie!

Ins Verkaufsgespräch bei den Buchhändlern, die ihre »Butt«-Halden, gleich in Tausender-Fuhren angeschafft, abtragen müssen (ihre Auslagen gleichen eher denen von Fischgeschäften, weil Luchterhand - viel hilft viel - auch noch einen Schaufenster-Wettbewerb veranstaltet hat).

Ins Party-Gespräch, denn Grass ist ein »must«. Zumal es in dieser Saison kein auch nur annähernd vergleichbares literarisches »Ereignis« gibt.

Ins Rundfunk-Gespräch, bei »Bücher im Gespräch« zum Beispiel. Gleich mehrfach, weil die Redakteure dieser sonntäglichen Deutschlandfunk-Sendung (wohl mangels Masse) ein Preisausschreiben veranstaltet haben, bei dem »vor allem noch nicht professionell hervorgetretenen Rzensenten Gelegenheit gegeben werden soll, sich literarisch zu äußern«. Natürlich über den »Butt». (Eine entsprechende Pressemitteilung hatte den werbewirksamen Nebeneffekt, daß der Roman neben den Besprechungen einmal mehr ins Zeitungs-Feuilleton rutschte; wie auch bei den Meldungen über die von Luchterhand veranstalteten Seminare für »Butt«-Übersetzer). Na, und dann natürlich die Rezensionen selbst. Unerwartet diszipliniert hielten sich fast alle Groß- und Klein-Kritiker an die Sperr-Frist. So muß, wer Mitte August für eine Woche fernab von » Zeit« , » FAZ«, »Süddeutscher« und »Frankfurter Rundschau« Urlaub gemacht hat, den » Butt« schon selber lesen, wenn er mitreden will. Denn die Michaelis, Reich-Ranicki, Kaiser und Schütte legten auf Kommando gleichzeitig los. Ganzseitig, und wer zu Hause geblieben war, konnte sie nicht übersehen.

Der .»Butt« kam natürlich auch ins Fernseh-Gespräch. Etwa bei »Aspekte«: Der weniger erfolgreiche Luchterhand-Dichter Härtling redet und redet mit dem erheblich erfolgreicheren Luchterhand-Dichter Grass (»Nach den vielen tagespolitischen Äußerungen wollte ich etwas Episches machen«) und hofft, etwas von seiner Sonne abzubekommen.

Schließlich: ins literarische Gespräch ganz allgemein. Damit es im Herbst nicht verstummt, wurde sicherheitshalber die Frankfurter Buchmesse auf den 16. Oktober, den 50. Geburtstag des Dichters, gelegt.

Aber das alles erklärt den Erfolg des »Butt« noch nicht hinreichend. Die Genese dieses Verkaufs-Schlagers ist nicht vergleichbar mit der des Buchs von Max Schmeling oder mit dem Retorten-Erfolg von weiland Hilde Knef. Die gleiche Reklame und PR im weitesten Sinne hätten aus einem »Plattfisch« von Günter Stroh keinen Bestseller gemacht. Hier jedoch war Günter Grass an der Feder, und das - wie nicht oft genug betont wird - fünf Jahre lang.

Der »Butt«-Erfolg wird seit ein paar Monaten »gemacht«, aber der Grass-Erfolg seit zwanzig Jahren. Seit 1959, seit der »Blechtrommel«, spricht *man* von ihm: ein großer, sprachgewaltiger Romancier und Lyriker dazu; mit dem Schauspiel klappt's ja noch nicht so recht, dafür kann er wieder hübsch zeichnen.

Stimmt, Grass hat der liberalen Nachkriegs-Intelligenz gute Geschichten erzählt, antifaschistische, antimilitaristische. Hat damit die Tabus der Restauration angegriffen und auch die verlogene Sexual-Moral der Adenauer-Herschaft. Grass hat mitgeholfen, in den sechziger Jahren ein aufklärerisches Bewußtsein zu schaffen, durfte Erhardts Ehrentitel auf sich beziehen. Zu den einflußreichsten seiner unfreiwilligen Förderer gehörten die Saubermänner um den Unions-Abgeordneten Süsterhenn, den heute niemand mehr kennt.

1977 jedoch kann auch ein CDU-Vorsitzender lesen ohne aufzustoßen (ein zulässiger Gedanke, denn der »Butt« ist auch ein politisches Buch, auch ein Buch über Politik): Günter Grass ist mit der »Schnecke« stehen geblieben, mit dem »Butt« wurde er selber restaurativ, politisch und literarisch, so restaurativ wie diese Zeit. Der »Butt« ist *der* Roman der postbrandt'schen siebziger Jahre, weitschweifiger Ausdruck einer enttäuschten Hoffnung, weil sie geschichtslos unmaterialistisch war.

Pseudo-geschichtlich und pseudomaterialistisch ist auch der »Butt«. Grass über seinen Plot: »Die Geschichte der Küche, die Frage der Ernährung ist die zentrale.« Eine Historien-Schau, hopplahopp über viertausend Jahre - aber keine Geschichte, nur Geschichten. (Ganz abgesehen davon, daß die zentrale Frage nicht die der Ernährung, sondern die der Herrschaft des Menschen über die Natur ist, die die Befriedigung *aller* Grundbedürfnisse und die Aufhebung der Herrschaft des Menschen über den Menschen bedingt; und der Kampf darum spielt sich nicht in der Küche ab.

Doch selbst beim eigenen Wort genommen, scheitert Grass in seinem Vorhaben, Küchengeschichte zu schreiben - es sei denn, er hätte den Beweis antreten wollen, daß auch die sich nicht weiterentwickelt: Glumse bei der neolithischen Aua, Glumse in vier Jahrtausenden immer wieder, Glumse im West-Berlin der Gegenwart, Glumse von neun oder elf Köchinnen, Glumse, Glumse, Glumse und ab und an eine Kalbskopfsülze.

Jahrelang hat sich Grass für seine Espede abgerackert, hat für seinen Willy die Blechtrommel gerührt, wäre so gern Minister geworden; die Reformpolitik ist gescheitert (wenn sie je gewollt war), was bleibt ist Resignation, Frustration. Und wie kompensiert man einen Frust? Durch Essen. Als komme de lettres durch einen Roman übers Essen.

Und weil ihm nicht nur das Bonner Amt, sondern auch die Würde des Literatur-Nobelpreises versagt blieb wußte es doch ein epochales Werk werden. Viertausend Jahre, drunter geht es nicht. Zur literarhistorischen Einordnung seines Schaffens gibt Grass auch gleich selbst die wichtigen Hinweise, wenn er zum Beispiel seinen Oskar Matzerath in die Reihe von Don Chichotte, Tristam Shandy und Falstaff stellt. (Im nächsten Roman ergänzt durch den Butt in seiner Wanne?)

Nein, nein, das ist keine Selbst-Ironie: und wenn, dann ist es die Pseudo-Ironie als Krücke für das, was man gerade heraus nicht zuzugeben wagt. Wie auch in diesen Sätzen, die Grass Sieglinde Huntscha, die Anklägerin beim Frauen-Tribunal gegen den Butt, sagen läßt, als der Ich-Erzähler (unverkennbar: Grass) um Teilnahme an den Verhandlungen bittet: »Der

Herr Schriftsteller suche wohl Stoff, wolle siel anbiedern, mal wieder schmarotzen, seine Komplexe in Literatur ummünzen ...«

Genau das ist es, der Herr Schriftsteller suchte Stoff, will sich anbiedern, schmarotzen und seine *Komplexe in Literatur ummünzen.* Derer scheint er reichlich zu haben: Neben den durch Liebesentzug von Baracke und Nobel-Komittee genährten gibt's da auch wohl so manches, was aufgegeben - vielleicht meint Grass, das sei Satire - und ihre Protagonistinnen werden derb beschimpft - vielleicht meint die Kritik, das sei Sprachgewalt -. Alice Schwarzer (die selbst im »Butt« mit einer Anspielung bedacht wird) reagiert prompt und ernennt Grass in »Emma« zum »Pascha des Monats«. Der hat sich jedoch, wohl auch wieder traurige Ironie, einen Fluchtweg offen gehalten; den an die Rockschöße seiner Frau. »Ich lief ihr nach«, heißt der letzte Satz auf Seite 694, nachdem die 684 Seiten davor von männlichem Chauvinismus steif werden.

Zu diesem männlichen Chauvinismus gehört die Zote, gehören die »Stellen«, für die Grass bekannt und beliebt ist. Aber eben, das haben wir alles schon gehabt, und nur einen Grad deftiger - das bringt's heutzutage auch nicht mehr; ein bißchen Sadomaso möcht' schon sein. Stattdessen liefert Grass nur öde Kot-Beschau und die liebevolle Beschreibung der »Winde« seiner Ilsebill. Für alle, die trotzdem nach den »Stellen« suchen, hier der Hinweis auf den »Arsch der dicken Gret« auf Seite 257, der so groß war »wie zwei volkseigene Kollektive«.

Womit wir auch andeutungsweise nach dem Fressen und den Frauen beim dritten großen Thema des Günter Grass wären, das ebenfalls so recht zur geistigen Hauptströmung dieser Jahre gehört und ohne das kein (pardon für das verspätete Modewort) Tendenzwend-Roman auskommt: beim Antikommunismus. Der ist beim Sozialdemokraten Grass natürlich nicht plump, sondern eher subtil. In Indien zum Beispiel (ja, ja, der Butt führt uns nicht nur durch die Jahrhunderte, er führt uns auch bis nach Kalkutta) tritt ein Kommunist auf; allerdings gehört der »zur marxistischen kommunistischen Partei und nicht zur moskauhörigen«. Selbstverständlich gebührt, wenn das ganze schon hauptsächlich in Danzig abläuft, auch den polnischen Arbeiter-Aufständen breiter Raum, nachdem zuvor bereits Bebel gegen Luxemburg ausgespielt wurde. Liebe (zur Sozialdemokratie) macht nun mal blind. Aber enttäuschte Liebe kann blindwütig machen. Dann schlägt auch mal die Tagespolitik (wenn der Zettelkasten nichts mehr her gibt) in ein Jahrtausend Buch durch:

»Ist doch vor wenigen Tagen der jetzige Vorsitzende der SPD als Bundeskanzler zurückgetreten, nur weil ihm die Kommunisten einen Agenten ins Amt gesetzt hatten. Man kann es nicht fassen, flucht, `Diese Schweine!'« Überhaupt: allzuviel hat weder die, nach der Großkritiker Urteil, sagenhafte Fabulierkunst des Herrn Schriftstellers noch dessen Zettelkasten zutage gebracht . Jedenfalls nicht so viel, daß er sich auf seinen 700 Seiten nicht wiederholen müßte. Die Story von der Nonne Rusch zum Beispiel, die einem Pfaffen ein Ei abbeißt, wird im Abstand von 130 Seiten gleich zweimal erzählt. (Oder spekuliert Grass auf Diagonal-Leser, oder hält er gar sein Buch selbst für so langweilig, daß er seinen Konsumenten nicht zutraut, mehr als ein Drittel zu lesen? Das wäre unredlich.) Durchaus möglich, daß auch dies wieder auf persönliche weniger übertragen gebrauchten »Liebesentzug« zurückgeht. Die Midlife-Crisis grüßt auf jeder zweiten Seite.

Weiter: *Schmarotzen will* Grass bei der herrschenden Ideologie, beim Nihilismus, den er als »Recht auf die Resignation« verteidigt und in billigen Feder-Allegorien verklärt. Grass als Thomas Bernhard im Neckermann-Format, der immerhin erzählen kann (heißt es). Aber was? Döntjes. Der Herr Schriftsteller hat seinen Stoff nicht gefunden.

Die Rahmenhandlung des Erzählers, der seiner schwangeren Frau neun Monate lang von den Köchinnen, die seit der Jungsteinzeit in ihm hocken, berichtet, ist kein Stoff. Die Geschichte vom Butt aus dem Grimm-Märchen vom Fischer un syner Fru der, zum Weltgeist erhoben, mit dem das Ewig-Männliche, der Ich-Erzähler, einen faustischen Pakt geschlossen hat, nun vom Weiblichen, das schließlich doch auch nur das Ewig-Weibliche ist, vor ein Tribunal gezerrt wird - auch das ist kein Stoff. Jedenfalls keiner, den Grass bewältigt hätte. Aber ein Thema, immerhin.

Mit diesem Thema will sich der Herr Schriftsteller - letztes Stichwort -*anbiedern.* Feminismus ist im Gespräch, mit Feminismus kommt man in's Gespräch. Frauen-Emanzipation (hier auch gleich stellvertretend für andere politische Emanzipations-Bewegungen wird der Lächerlichkeit preis-

Schwierigkeiten, einen Komplex, eine Neurose zurückzuführen ist: Grass läßt gern ein Foto verbreiten, auf dem er in einem Stapel überdimensionaler handbeschriebener Manuskript-Folianten blättert, und das sieht bedenklich nach einem ernsten horror vacui aus.

Doch was immer Grass dazu brachte, diese Seiten vollzuschreiben - die Lektüre des fertigen Romans (der ja rein formal mit seinen lyrischen Versatzstücken und seiner mangelhaft durchgeführten Struktur gar keiner ist, und den Grass selbst am liebsten ein Märchen genannt hätte) - die Lektüre ist in der Tat außerordentlich ermüdend. So ermüdend, daß sie die den Generalthemen zuzuordnenden Vokabeln im Kopf des Lesers vermischen. Da wird dann eine Reiseimpression zur Reis-Impression, ein Beischlag zum Beischlaf, und wenn irgendetwas irgendwo beigelegen hat, fragt man sich auch schon wieder, was das für eine Schweinerei sein könnte.

Der »Butt« - sprachlich, literarisch und ideologisch ein Zeugnis der Restauration. Solche Bücher werden gebraucht, solche Bücher haben Erfolg: scheinbar realistisch und doch so weit weg vom wirklichen Leben, von wirklicher Geschichte. Günter Grass könnte hierin keinen Vorwurf sehen. In einem Interview, das er Klaus Konjetzky für dessen soeben bei Bertelsmann erschienen Band »Was interessiert mich Goethes Geliebte« gab, sagte Grass über den Realismus, das sei ein Wort, das entweder überhaupt keine oder aber eine schreckliche Bedeutung habe. Denn es gebe keine Wirklichkeit, sondern nur Wirklichkeiten. Grass untersagte die Veröffentlichung dieses Interviews. Macht nichts, der »Butt« ist Beweis genug, daß der Autor Grass heute unfähig ist, seine Wirklichkeit zu erfassen.

Es wäre leicht, seine Poesie-Alben-Philosophie der Lächerlichkeit preiszugeben (zum Beispiel Grass über zerbrochene Gläser: »Die sind kaputt heiler als wir«), wenn es da nicht auch wirklich gefährliche Ideologien gäbe, vor denen zu warnen wichtiger ist:

Eine Schlüssel-Erzählung des »Butt« ist die Geschichte von der neolithischen Aua, der dreibrüstigen Urmutter, die den Menschen das Feuer bringt (natürlich nur, damit sie kochen können, nicht etwa, damit sie lernen, Eisen zu schmieden, um sich Werkzeuge zu schaffen). Der Himmelswolf ruft eines steinzeitlichen Tages einen Menschen zu sich, aber einen mit »Tasche«. Also fährt Aua hinauf und schläft mit dem alten Wolf, der hinterher ziemlich down ist. Aua nutzt die Situation und stiehlt vom Himmelsfeuer einige Stücken Glut. Der Wolf sieht, wie sie die Glut in ihrer »Tasche« versteckt, warnt sie noch, daß sie dort eine ständig juckende Narbe behalten werde, doch Aua, die in der noch feuchten »Tasche« keinen sengenden Schmerz spürt, verlacht ihn und pißt sein himmlisches Feuer aus. Zurück auf der Erde, fängt's in der Tasche an zu brennen, Aua schüttelt die Glut heraus, und von jetzt ab wird mit Juckreiz befriedigender Lust gefickt und gekocht.

Das wird dann meisterlich erzählt genannt, aber vor lauter »Sprachgewalt« wird der antiaufklärerische, frauenfeindliche und menschenfeindliche Charakter dieser Persiflage auf die griechische Mythologie übersehen: Der Geist-Bringer Prometheus wird zur geistlosen geilen »allesfressenden Großmöse« karikiert, zu einem »Ausbund geschichtsloser Weiblichkeit«, dem die Menschheit trotz männer-beratendem Weltgeist-Butt auch heute noch hörig ist.

Und »Sprachgewalt«: Etwa das verklemmt - mokante Wort von der »Tasche«? Oder die platten Kalauer von »bebelkundig« bis zum »Spalt, der offen blieb, als uns die schöne Aussicht vernagelt wurde«?

Da sei ein Gegenschlag erlaubt: matière grasse! Und als Erläuterung das Stichwort »gras, grasse« aus Langenscheidts Französisch-Wörterbuch: fett; dick; fruchtbar; schwer; zotenhaft; zähe; schlüpfrig.«

Wie blind oder wie »befangen« müssen Kritiker sein, wenn sie angesichts solch reaktionärer Mittelmäßigkeit schwelgen wie Rolf Michaelis in der »Zeit«: »schon lang nicht mehr so Schönes gelesen. Ein Buch, mit dem man lange leben kann« oder sich wie Joachim Kaiser in der «Süddeutschen Zeitung« zumindest fragend an den »Zauberberg« erinnert sehen.

Gut, also »Zauberberg«. Der Dichter gab uns seinen »Butte zu lesen; was er, für Geld, verschweigt, die Wahrheit wär's gewesen. Ziemlich viel Geld ist hier im Spiel. Grass selbst behauptet, er verdiene nicht mehr als ein Schlachter mit `ner Filiale am Stadtrand. Dem deutschen Handwerk scheint's recht gut zu gehen. Rechnen wir nach:

Luchterhand-Verleger Altenhein sagt über Grass' Honorar, es liege »an der Spitze dessen, was heute im Verlagswesen möglich ist«. Üblich sind 12 Prozent vom Ladenpreis eines Buches. Leicht möglich und von anderen erreicht sind 15 Prozent. An der Spitze des Möglichen dürften 20 Prozent liegen. Macht 6 Mark 80 pro »Butt« für Günter Grass. Allein durch die Hardcover-Auflage ist Grass dreifacher Millionär, wenn der »Butt« 450.000 mal verkauft sein wird. Bis zum kommenden Frühjahr dürfte es soweit sein. Dann kommen Auslands- und Taschenbuch-Lizenzen, vielleicht Honorare für Lesungen und Interviews oder Film- und Fernseh-Gelder hinzu: Für fünf Jahre Arbeit kommt der Dichter also leicht auf ein siebenstelliges Salär per anno.

Soll er. Denn immerhin wuchert er mit seinem Erfolg, auch um Mitbestimmungsrechte für seine Kollegen bei Luchterhand zu ertrotzen. Und auch diesem Verlag, der sein Belletristik-Programm sonst mit Einnahmen aus dem Druck von Steuertabellen und Logarithmen-Tafeln stützen muß, sei dieser platte Goldfisch gegönnt. Sein Erfolg könnte ja besseren Büchern zugute kommen.

Literatur-Konkret 1977, S. 51

Hermann Peter Pi□ itt

Fra□ enbe□ eg□ ng □ nd Linke in der BRD

Vor einiger Zeit traf ich in Italien einen Fre□ nd □ ieder. Er steht politisch links □ nd lebt mit einer italienischen Feministin □ □ sammen. □ Wie ich mich f□ hle?□ sagte er, □ sa□ □ ohl! Keine La□ nen, keine H□ sterien mehr im Ha□ s! Kein Kettenge einem Sch□ ldgef□ hle □ □ □ erpassen. Endlich eine Fra□ , die man ernstnehmen kann.□
Re□ ensionen

Ist mein bekannter ein Softie? Einer, der das Patriarchenkostüm mit dem Büßergewand vertauscht hat? Einer von den Schlaumeiern, die von den Frauen erwarten, daß sie uns zeigen, wo's lang geht? So als hätten Frauen nichts besseres zu tun als für uns den Scout zu machen?

Nichts von alledem. Mein Bekannter ist nur Marxist. Und als Marxist hat er gelernt, nach seinem Interesse zu fragen, nach dem Vorteil, den eine Sache hat oder nicht. Frage eins: Welcher Vorteil liegt in einer hilflosen, launischen, hysterischen, unlogischen, dummen, willensschwachen oder sich selbst verleugnenden Frau? Antwort: Keiner - es sei denn ein sadomasochistischer. Frage zwei: Was spricht für eine selbstständige und unabhängige Frau, mit der sichs kräftesparend und ohne Schuldgefühle leben läßt? Antwort: Alles. Charles Fourier vor fast zweihundert Jahren: »Die Unterjochung der Frau gereicht den Männern keineswegs zum Vorteil. Wie betrogen ist doch der Mann, der sich verpflichtet hat ein Joch zu tragen, das ihm Entsetzen einflößt, und wie ist der Mann durch die Widrigkeiten dieser Bindung dafür gestraft, daß er die Frau zur Sklavin gemacht hat!«

Weshalb diese Einleitung? Weil ich keine Mißverständnisse aufkommen lassen möchte darüber, weshalb ich mir wünsche, daß sich feministische Erkenntnisse herumsprechen. Ein Mensch ist umso freier, je unabhängiger sich andere (zum Beispiel Frauen) von ihm fühlen. Simone de Beauvoir in »Das andere Geschlecht«: »Man würde ihn (den Mann) befreien, wenn man sie (die Frau) freimachte! «

Warum gegen solche Einsichten sich nicht nur `gemachte Männer' wehren, sondern auch Frauen, die als ihre eigenen Hintermänner fungieren, schildert *Elena Gianni Belotti* in ihrem Buch: *»Was geschieht mit kleinen Mädchen«.*

Was passieren muß, damit ein Mädchen die Abrichtung, die es erleidet, später als `Natur der Frau' selbst verteidigt - hier steht es: Mütter sehen weniger nach neugeborenen Mädchen, halten sie seltener im Arm, sprechen weniger mit ihnen. Mädchen werden kürzer gestillt, müssen früher selbstständig essen lernen, früher sauber sein; ihr Körper, ihre frühkindliche Sexualität ist der Mutter nicht geheuer, jedenfalls weit weniger als die des Jungen. Später, im Kindergarten, in der Schule geht die Dressur weiter: Jungen dürfen toben und sich schmutzig machen, Wildheit bei Mädchen wird der Lächerlichkeit preisgegeben, Bereitschaft zur Fürsorge belobigt. Mütter, Kindergärtnerinnen, Lehrerinnen erziehen Mädchen so, wie sie glauben, daß es das Beste für sie ist in der patriarchalischen Gesellschaft, die sie erwartet: zu Passivität, Opferbereitschaft, Hilflosigkeit - aber auch zur List, aus dieser Hilflosigkeit das Beste und Bequemste zu machen, sobald sie auf jenes Wesen stoßen, das kraft Erziehung seinerseits zum Mann geworden ist:

»Wie ein Mann gemacht wird« schildern die beiden französischen Soziologen *G. Falconet und N. Lefaucheur* in ihrem gleichnamigen Buch. Daß der Männlichkeitswahn der Warenwerbung nur plausibel macht, was Männern aller politischen und apolitischen Bekenntnisse von früher Kindheit an kulturgemäß aus der Seele spricht, zeigen sie anhand von 32 Interviews mit vorwiegend jüngeren Männern. Wieder einmal bestätigt sich der Verdacht, daß Gleichheit im Umgang der Geschlechter untereinander durch `sozialistisches Bewußtsein' allein nicht gewährleistet ist, solange Frauen nicht Dampf machen, und zwar kompromißlos.

Sollen Frauen in der BRD deshalb einen `feministischen Weg zum Sozialismus' gehen? Nach all dem, was ich in den letzten Monaten gelesen und studiert habe, meine ich: unbedingt ja. Denn unmißverständlich ist zwar die Marxsche Generallinie, wonach allein die Berufstätigkeit der Frauen »innerhalb gesellschaftlich organisierter Produktionsprozesse... eine höhere Form des Verhältnisses beider Geschlechter« schaffe. Aber, um Lasalleaner oder Sozialdemokraten um 1900, ob SPD nach dem ersten Weltkrieg oder Gewerkschaften in den fünfziger Jahren: Die Geschichte ist voll von mehr oder minder erfolgreichen Versuchen, diese Generallinie im Namen von Arbeiterbewegung und Sozialdemokratie zu revidieren.

Vollends der traurige Zustand der westdeutschen Linken legt autonomes politisches Handeln den Frauen nahe: Denn was hieße Unterordnung unter

die heillos zerstrittenen, Männerbevormundeten linken Gruppen anderes, als die Interessen der Frauen unter diesen aufzusplittern und deren Ohnmacht und Sektiererei zu teilen? Soll »Emma« aufhören, in 130tausend Exemplaren über `La

Pasionaria' oder türkische Gastarbeiterfrauen zu berichten, nur weil sechs verschiedene `Arbeiterpartei-Zeitungen mit zusammen nicht einmal der gleichen Auflage um ihre `Monopol-Sozialismen' bangen?

»Daß wir alles hassen, jawohl, hassen und beseitigen wollen, was die Arbeiterin, die Arbeiterfrau, die Bäuerin, die Frau des kleinen Mannes, ja in mancher Beziehung sogar die Frau der besitzenden Klassen demütigt und quält« (Clara Zetkin). Frauen können den politischen Parteien im Moment offenbar nur Beine machen, wenn sie nach diesem Grundsatz als selbstständige politische Kraft auftreten. Das lehrt das Schattendasein der Frauen in Gewerkschaften und SPD ebenso wie das Selbstbewußtsein, mit dem im Augenblick italienische Feministinnen Bewegung in die KP Italiens bringen, nachzulesen bei *Carla Ravaioli: »Frauenbefreiung und Arbeiterbewegung«.*

Daß `proletarischer Antifeminismus' nicht nur ein historisches Schlagwort war und ist, belegt *Claudia Pinl* in ihrem Buch *»Das Arbeitnehmerpatriarchat«,* einer Untersuchung der gewerkschaftlichen Frauenpolitik nach dem Krieg bis heute. Die Beweislast ist deprimierend: Frauen bewerben sich als Installateur, Elektriker, Schlosser oder Kraftfahrzeugmechaniker - Betriebsräte und Unternehmer bedauern ablehnen zu müssen, wegen der fehlenden Damentoilette ...Eine Putzfrau ist in Lohngruppe 2, ein Mann, der den Hof fegt, bekommt Lohngruppe 4, weil solche Arbeit »aus Pietätsgründen« einer Frau nicht zuzumuten ist. Gewerkschaftler beklagen das mangelnde Interesse von Frauen an gewerkschaftlicher Arbeit - und hindern ihre Ehefrauen daran, Seminare zu besuchen, »weil sie dann auswärts übernachten müßte«. Es gibt gewerkschaftliche Programmaussagen, es gibt Beispiele guten Willens - aber insgesamt scheint ein stillschweigendes Übereinkommen zu herrschen zwischen Gewerkschaften und Unternehmern, was Frauenarbeit betrifft: Männer werden besser bezahlt, weil sie kräftiger sind. Frauen werden schlechter bezahlt: weil sie am Band geschickter sind als Männer? Frauenlöhne' werden nur heraufgestuft, wenn die Facharbeiterlöhne oben mitziehen. Die alte Unterscheidung von `Familienlohn (des Mannes) und `Individuallohn' (der Frau) hat mindestens unterschwellig noch immer Geltung. Das Wort `Doppelverdienerin' gehört zum vertrauten Wortschatz. Der `Doppelverdiener' ist für das Arbeitnehmerpatriarchat offenbar nicht einmal vorstellbar.

Aber Claudia Pinl untersucht auch einige der wenigen reinen Frauenstreiks der letzten Jahre und kommt zu dem überraschenden Ergebnis: Frauen machen in ihren Streiks die Erfahrung ihrer eigenen Stärke nicht nur als Lohnabhängige, sondern auch als Frauen, eine Erfahrung, die voll auf die private Geschlechterbeziehung durchschlagen und einhergehen kann mit einer ganz neuen Qualität politischen Erlebens. (»Wenn wir uns bisher stritten, mein Mann und ich, sagte ich nichts, ich heulte im Schlafzimmer. Wenn er jetzt schreit, schreie ich doppelt so laut wie er. Wenn er mir eine Ohrfeige gibt, gebe ich ihm zwei. Ich lasse mir nicht mehr auf den Fuß treten, seit wir streiken.«)

Daß diese `neue Qualität' nicht so ohne weiteres aus einer weiblichen Biologie herzuleiten ist, liegt auf der Hand. Sie verdankt sich eher der historischen Vorgabe, die Frauen haben: die bei Männern schon fast `erbliche' Anpassungsbereitschaft an Erwerbsleben, Leistungsdenken und Vorgesetzte ist für viele Frauen offenbar noch nicht inneres Gesetz: So können neue Verkehrsformen sich durchsetzen, bei denen Phantasie, spontane Reizbarkeit, fruchtlose Emotion und Bereitschaft, etwas zu riskieren, eine ganz andere Rolle spielen als bisher.

Von einer `weiblichen Qualität' zu sprechen ist nicht ungefährlich - entsprechend umstritten ist der Begriff in der Frauenbewegung selbst. *Ulrike Prokop (»Weiblicher-Lebenszusammenhang«)* entwickelt ihn am Beispiel des romantischen Feminismus zu Beginn des 19. Jahrhunderts und bejaht ihn ebenso wie *Gisela Dischner* in ihrer *»Sozialbiographie Bettina von Arnims«.*

Die `weibliche Qualität' ist dagegen für *Jutta Menschik* eine `romantische Illusion'. Überhaupt läßt sie in ihrem Buch *»Feminismus - Geschichte, Theorie, Praxis«* manches nicht gelten, was bereits zum geistigen Besitzstand der Frauenbewegung gehört. So sind für sie Hausarbeit und Kindererziehung keine 'produktiven' Tätigkeiten, zumal im Sozialismus der Großküchen und Kinderkrippen Hausarbeit ohnehin überflüssig werde. Nur: wir wird diese `Hausarbeit außer Hauses' dann erfahrungsgemäß verrichten müssen, wenn nicht wiederum Frauen? Überflüssig ist für Jutta Menschik auch die Diskussion um den Hausarbeitslohn, unter dem sie sich bezeichnenderweise nur einen Lohn für *Hausfrauen vor*stellen kann. Tatsächlich droht der Hausarbeitslohn die traditionelle Rolle der Frau zu zementieren. Aber nur, solange nicht auch Hausarbeit für Männer zur Selbstverständlichkeit geworden ist. Das wiederum wird erst der Fall sein, wenn durch Abbau der künstlichen, der `ideologischen' Vollbeschäftigung auch im Sozialismus Männer gezwungen sind, Hausarbeit und Kindererziehung als lohnende Beschäftigung ernst zu nehmen.

Die Kritik Jutta Menschiks am feministischem Weg zum Sozialismus scheint mir typisch für eine bestimmte Art von `Vorzeige-Frauen' in unseren politischen Gruppierungen. Sie habet, oft unter großem Kraftaufwand, bewiesen, daß sie ihren Mann stehen können - jetzt sollen sie begreifen, daß es darum gar nicht geht. Daß plötzlich viele Frauen auf einmal solidarisch zu sich selbst kommen, gefährdet nicht nur ihre Rolle, sondern schmälert auch ihre Einzelleistung. Entsprechend grob sind ihre Reaktionen, grober und uneinsichtiger oftmals als die von Männern: Unter den KPI-

Funktionären zum Beispiel, die Carla Ravaioli interviewt hat, ist es just eine Frau, Adriana Seroni, die am wenigsten mit sich reden lassen will.

Es ist unter Männern derzeit ein beliebtes Spiel, sich als die wahren Unterdrückten hinzustellen. Darin liegt ein bißchen Wahrheit: Wer sich ein Haustier anschafft, hat es an den Hacken. Wer sich eine häusliche Frau halten will, um den Rücken freizuhaben, wird sie bei Laune halten müssen, will er es nicht mit ihren Launen zu tun kriegen. Ist eine Frau von Männern um ihre Chance gebracht, wird ihr jedes Mittel recht sein, einen Mann in die Pflicht zu nehmen. Die Unterdrückung des Mannes durch die Frau beginnt, wo eine Frau nicht länger als totale Sklavin fungiert. Man kann unter einer Sklavin sowenig leiden wie unter einer selbständigen Frau. Erst die Zwischen- und Krüppelstufen der weiblichen Emanzipation - die Launische, die mit ihren Ketten spielende Tagträumerin, die Lulu, der Klammeraffe, das unersättliche Opfertier - nötigen uns ins traditionelle Joch: Wir sollen ihren Selbstbehauptungsversuchen genauso gerecht werden wie dem Idol männlicher Selbstherrlichkeit, das zu verwirklichen wir der Gesellschaft, mithin nicht zuletzt den atavistischen Kellergeistern der Frauen selbst schuldig sind.

Krüppel- und Zwischenstufen zur Emanzipation gibt es auch unter Männern. Auf einer der letzten, bevor der Knoten platzt, steht der hörige Mann. Im Gegensatz zum 'normalen', angepaßten hat ihn die Botschaft, daß eine Frau frei sein könnte, schon erreicht, er wird nur noch nicht damit fertig. Ein Mann wird hörig, wenn es ihm nicht gelingt, eine Frau so stillzulegen, daß er vor sich selbst -will sagen: vor seinen Kollegen - bestehen kann. Von Born, über Moravia, Josè Cabanis zu Italo Svevo haben Autoren wider schlechteres Wissen diesen Konflikt stets sehr genau beschrieben, am klassischsten wohl *Strindberg* im *»Plädoyer eines Irren«,* das in diesem Herbst in einer neuen, erstmals authentischen Übersetzung erscheint.

Vielleicht gibt es nur zwei Arten von Männern, die unter Frauen nicht leiden: der klassische Gewalttäter, heiße er nun Henry Miller oder John Wayne - oder der neue Mensch, der sich aus der Rolle des lebenslangen patriarchalischen Säuglings befreit hat. (Man sehe sich nur einmal unsere führenden Männer in Politik und Wirtschaft an : Wem paßte nicht der Schnuller in die feudalen Züge?) Wie der neue Mensch aussehen könnte, schildert *Charles Fourier* in dem Band »Aus *der neuen Liebeswelt«.* Fourier (1772-1837) nimmt so gut wie alles vorweg, was die moderne Frauenbewegung diagnostiziert hat, bzw. fordert. Ja, er macht vieles, was heute von Frauen gedacht und geschrieben wird, überflüssig, weil sichs bei ihm plausibler, lapidarer liest. Was Fourier über die gesellschaftliche Rolle der Frau, über Ehe und Familie schreibt, seine Entwürfe zur Organisation der Arbeit und der menschlichen Beziehungen - das ist materialistische Traumarbeit von der Kraft eines Traktors. Fourier: ein Beweis für die intellektuelle Überlegenheit des Mannes sogar in Sachen `Frauenemanzipation'? Nein. Denn wie Fourier zu denken und zu handeln, konnten sich Frauen damals nur unter äußerstem existentiellen Risiko erlauben. Toleriert wurde - wie heute - allenfalls die gelehrte Frau, die mit den Männern um die Wette politisierte und Romane wie Männer schrieb. Fourier über sie: »Sie hat die Augen verschlossen vor der Unterjochung ihrer Genossinnen, deren traurigem Los sie zu entrinnen verstanden hat«.

»Der soziale Fortschritt vollzieht sich entsprechend den Fortschritten in der Befreiung der Frau, und der Verfall der Gesellschaftsordnung vollzieht sich entsprechend der Abnahme der Freiheit der Frau.« Wie wahr dieser Satz Fouriers bis heute geblieben ist, haben die Jahre des Faschismus in Europa gezeigt. Der Faschismus, *so Eva Maria Macciochi* in ihrem Buch *»Jungfrauen, Mütter und ein Führer«* läßt von der Frau nur noch die Mutter und die Hure gelten, allenfalls das Foto der Braut im Tornister. Er entzieht ihr den Mann, macht ihn zum Krieger, zum ewig abwesenden Parteigänger und bietet ihrer Sexualität als Ersatz die Weltanschauung, personifiziert im Führer, dem sie sich hinzugeben hat wie die Heilige Therese dem himmlischen Geliebten. Solche Aushöhlung der Geschlechterbeziehungen trifft aber den Mann nicht minder. Denn wo die Frau nur noch als Mutter, Hure oder, ferne Braut existiert, wird der Tod attraktiv. Frauenfeindlichkeit und Todestrieb. Eviva la morte! Es ist die 'Leistung' des deutschen Faschismus, uns auf ein katholisch-romanisches `Niveau' gebracht zu haben, das im Ursprungsland des Faschismus selbst nie erreicht wurde...

Wer klassisch-romantische Romane liest, dem wird irgendwann auffallen, daß Mütter darin so gut wie keine Rolle spielen. Gang und gäbe ist dagegen das Dreieck 'Junger Held' - `ehrwürdiger Greis' - `schöne Tochter'. Seit ich *Lena Christs »Erinnerungen einer Überflüssigen«* gelesen habe, glaube ich eine Erklärung dafür zu haben: Mütter wurden nicht alt. Sie wurden totgequält, als Gebärmaschinen verbraucht, wenn sie nicht im Kindbett starben, von ihren Männern zusammengevögelt, kaum daß sie entbunden hatten. Lena Christ in ihren Lebenserinnerungen schildert eines dieser oft hochangesehenen Exemplare von Männern, einen reichen Viehhändler, der in seinem Leben 14 Frauen verbrauchte. Von der fünften schreibt sie: »Ihr eingebrachtes Vermögen war gleich dem der andern bald verspielt, und nun mißhandelte er sie oder verfolgte sie im Rausch mit seinen Zärtlichkeiten, was das gleiche war.«

Lena Christ beschreibt hier, was auch in ihrer Ehe an der Tagesordnung war. Unehelich geboren, nach einer relativ glücklichen Kindheit bei den Großeltern auf dem Land kommt sie als Heranwachsende nach München, zur inzwischen verheirateten Mutter, in eine Gastwirtschaft, als billige Arbeitskraft. Sie wird geschlagen und gedemütigt; die Mutter

verfolgt in ihr das `Kind der Sünde', ahndet jede Spur von Unkeuschheit, die sie an den eigenen Fehltritt erinnert. Wie Lena später vom Kloster vergeblich ein Ende dieses Martyriums erhofft; wie sie schließlich dahinsiecht in der Ehe mit einem Trinker, der das Geld durchbringt und ihr ein Kind nach dem andern reinwürgt: das ergibt nicht nur ein sitten- und sozialgeschichtlich einmaliges Dokument, - es gibt auch zu verstehen, was großer Realismus sein kann, nämlich treuherzige, vorurteilslose Annäherung an die Wirklichkeit, Annäherung ohne Netz, unter dem Risiko, fürchterlich in Mitleidenschaft gezogen zu werden.

Lena Christ beging 1920, mit 39 Jahren Selbstmord. Flora Tristan, die Günderode, Silvia Plath, Flannery O'Connors, Zelda Fitzgerald: der Blutzoll, den Frauen seit der französischen Revolution als entrè zur Emanzipation zahlten, ist hoch. Heute geht die Thematik mancher Romanautorin leichter von der Hand. Der Ernst, die Leidenschaft, die Ausdruckskraft einer Lena Christ findet sich allenfalls bei *Birgit Pausch (»Die Verweigerungen der Johanna Glauflügel«)* wieder.

Dagegen kann und mag ich das ebenso gefallsüchtige wie inkonsequente, gutbürgerlich-kesse Kettengerassel bei Erica Jong nicht ernst nehmen. Und *Gael Greenes (»Blauer Himmel und kein Nachtisch»)* Strich-Erlebnisse zwischen Gucci, Pucci und Bocuse taugen nicht einmal dazu, sich beim Lesen einen runterzuholen.

Flenn Gianni Belotti: »Was Geschieht mit kleinen Mädchen«, Verlag Frauenoffensive, München

Carla Ravaioli: »Frauenbefreiung und Arbeiterbewegung«, VSA-Verlag, Hamburg

Claudia Pinl: »Das Arbeitnehmerpatriarchat«, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Ulrike Prokop: »Weiblicher Lebenszusammenhang«, Suhrkamp Verlag, Frankfurt/Main

Gisela Dischner (Hrsg.): »Bettina«, Wagenbach-Verlag, Berlin

Jutta Menschik: »Feminismus-Geschichte, Theorie, Praxis« Pahl-Rugenstein Verlag, Köln

August Strindberg: »Plädoyer eines Irren« Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Charles Fourier: »Aus der neuen Liebeswelt«, Wagenbach-Verlag, Berlin

Eva Maria Macciochi: »Jungfrauen, Mütter und ein Führer«, Wagenbach-Verlag, Berlin

Lena Christ: »Erinnerungen einer Überflüssigen«, List-Verlag, München

Birgit Pausch: »Die Verweigerungen der Johanna Glauflügel«, Rotbuch-Verlag, Berlin

Gael Greene: »Blauer Himmel und kein Nachtisch«, Rowohlt-Verlag, Reinbek

Literatur-Konkret 1977, S. 53

Ulrich Clement

Ein fortschrittlicher Bestseller

Wie geht es mir als Mann, wenn ich ein Buch lese, das ausdrücklich von Frauen für Frauen geschrieben ist? Ich gehe vorsichtig durch ein fremdes Stammesgebiet und hoffe, daß niemand kommt, um mir zu sagen, daß ich hier falsch bin. Meine Aufmerksamkeit nimmt mich ein, aber die Lektüre erleichtert mich schnell: Da schreibt keine amerikanische happy-go-lucky-Prophetin und auch keine männerfeindliche Furie, sondern eine sehr dezidierte Autorin nicht gegen Männer, sondern für Frauen.

Diese Parteilichkeit ist ermutigend, auch wenn der »Hite-Report« dadurch kein Report mehr ist, sondern eine Kampagne. Das Buch ist mehr als ein Frauenbuch, das sich ganz gut verkauft. Was es bringt, läßt sich am besten nach den Ansprüchen beurteilen, die die Autorin, Shere Hite, selbst an ihr Werk stellt, und die in sehr unterschiedlichem Maße erfüllt sind.

Das Vorwort beginnt mit der Ankündigung, erstmalig zu berichten, was »wir« (Frauen) sexuell *wirklich* empfinden und was »unsere« Probleme *tatsächlich* sind. Diese Behauptung ist gerechtfertigt für Untersuchungen dieses Umfanges (über 3.000 Frauen haben die Fragebogen beantwortet) und vor allem dieser Methode. Ganz im Vordergrund steht nämlich die *inhaltliche* Auswertung der Antworten. Die Kommentare der Frauen zur Frage, was sie von den Fragebogen halten, zeigen, daß hier tatsächlich ein Verhältnis von Untersuchern und Befragten besteht, das beispielhaft ist für eine sich kritisch verstehende sozialwissenschaftliche Methode: Viele Frauen äußern sich dankbar über diese Form, ihre eigene Sexualität zu überdenken, haben das Gefühl, anderen Frauen mit ihren Antworten etwas *zu geben* und nicht nur Individualdaten durch das Ankreuzen von Antwortalternativen abzuliefern.

Der Bericht enttäuscht diese Erwartungen sicher nicht: Zu jeder Frage sind die Antworten nicht nur nach den induktiv erstellten Kategorien summiert und auf eine sterile Zahl komprimiert, sondern für jede Frage folgen seitenlang Antwortzitate. Es ist eine lebendige Ausführlichkeit, die mich nur an wenigen Stellen ermüdet hat. Unklar bleibt dabei allerdings, und das ist zu bemäkeln, was die Anzahl der zitierten Antworten bestimmt hat, ihre Originalität, ihre Proportion zur Gesamtzahl? Für eine Untersuchung, die einen wissenschaftlichen Anspruch hat, gehört Klarheit darüber zur Sorgfaltspflicht. Auch die Zuordnung von Fragen der Erhebungsbogen und der Antwortkategorien macht unnötige Mühe.

Die Zusammenfassungen der Antworten beginnen meist: »Manche Frauen haben ...«, »Die meisten Frauen berichten ...« oder »Einige Frauen bevorzugen ...«. Daß Hite bei den Häufigkeitsangaben im laufenden Text diese Daumengenauigkeit verwendet, ist ihrer Stichprobe (s.u.) angemessen. Wo allerdings Zahlen angegeben sind, stehen einem die Haare zu Berge vor soviel Unübersichtlichkeit. Mal wird die Stichprobengröße pro Frage angegeben, mal nicht, mal Prozentzahlen, mal nicht, gelegentlich eine falsche Addition, im Anhang eine überlange Zahlenkolonne über sämtliche Masturbationstechniken und ihre Kombinationen, so differenziert, daß meist nur I-5 Personen in jede Kategorie fallen, dann eine völlig überflüssige vierzehn Seiten lange Aufzählung der Städte, aus denen die Antworten kamen. Dafür fehlen dann Zahlen, wo sie nötig wären, nämlich bei empirischen Behauptungen wie: »die meisten Aussichten auf einen Orgasmus beim Geschlechtsverkehr haben die Frauen, die auf dem Bauch liegend masturbieren, und davon wiederum hauptsächlich diejenigen, die ihre Hände nicht dazu verwenden ... Am wenigsten gute Aussichten haben die Frauen, die ihre Beine zusammenpressen oder kreuzen.« Oder: »Erwiesen ist, daß Frauen mit geschlossenen Beinen leichter aufeinanderfolgende Orgasmen haben können, als andere Frauen, weil sie ihre Klitoris nicht so direkt stimulieren. « Das Fehlen von Zahlenangaben ist besonders bedauerlich, da diese Ergebnisse neu sind. So allerdings, wie Hite ihre Daten dokumentiert hat, lassen sich viele ihrer Aussagen nicht nachvollziehen.

Eine zweite Einschränkung der wissenschaftlichen Brauchbarkeit ergibt sich aus der befragten Stichprobe. Etwa hunderttausend Fragebogen wurden per Post an Frauengruppen verschickt oder über Frauenzeitschriften verteilt. Die Rücksendequote war 3 %. Diese hochselektive Zahl ergibt zwar immerhin die beachtliche Stichprobe von dreitausend Personen, aber über deren Beschaffenheit ist wenig gesagt. Beruf, Ausbildung und Alter einiger der Befragten sind aufgezählt. Da es den Frauen jedoch freistand, diese Aussagen zu machen, gab nur etwa die Hälfte Alter und Familienstand an. Daraus ergibt sich als typische Fragebogenbeantworterin eine Frau mit hohem Ausbildungsstand, die Mitte bis Ende zwanzig, sehr verbalisierungsfähig und reflektiert ist, die genug Muße hat, den Fragebogen zu beantworten und in irgendeinem Kontakt zur Frauenbewegung steht. Gerade Häufigkeitsangaben aber, und nur solche Zahlen sind angegeben, sind besonders anfällig für diese Stichprobeneinflüsse.

Doch zum Inhalt. Der Kerngedanke des Buches läßt sich etwa so zusammenfassen: Es war historisch notwendig, die körperlichen Beziehungen zwischen den Menschen auf heterosexuellen Geschlechtsverkehr mit intravaginaler Ejakulation zu begrenzen, um damit Bevölkerungswachstum und Alterssicherung zu gewährleisten. Nachdem das Überleben von Gattung und Individuum nicht mehr auf diese Weise gesichert wird, ist damit auch die Sexualität ihrer Fortpflanzungsfunktion enthoben, und es müssen neue Formen der Sexualität gefunden werden.

Dennoch halten die Männer an den alten Verkehrsregeln fest, wie eine Frau es formuliert: »Die meisten Männer machen es so: Küssen, Knutschen, fummeln und ficken. Dann zünden sie sich eine Zigarette an.« Für Frauen ist dies Muster nicht optimal: Nur 30 % der Befragten gaben an, regelmässig bei Geschlechtsverkehr zum Orgasmus zu kommen gegenüber 96 % bei Masturbation. Demnach ist auch das Problem nicht die »Dysfunktion« der Frau, sondern die Definition von weiblicher Sexualität,' die den Orgasmus bei vaginaler Penetration als Merkmal der gesunden Frau sieht.

Das erste Kapital behandelt folgerichtig ausführlich die Masturbation, das zweite den Orgasmus, der auch im Mittelpunkt der Diskussion steht. Er stellt, wie Hite meint, ein Symbol dar: »Die Verantwortung für die eigene Stimulierung übernehmen, heißt, unseren eigenen Körper besitzen, freie und autonome Menschen sein.« Beide Kapitel sind ungemein differenziert. Es wird berichtet, wie Frauen masturbieren, wie wichtig Orgasmus für sie ist, wie sie den Orgasmus der Männer empfinden, wie die eigene Erregung, wie das »Kommen« vor dem Vaginalkontraktionen, wie die Kontraktionen selbst, wie ihr Körper reagiert, welches Gefühl sie nach dem Orgasmus haben, wie der Orgasmus bei Masturbation sich unterscheidet von dem beim Geschlechtsverkehr.

Mit dieser letzten Unterscheidung greift Hite die Unterscheidung von klitoralem und vaginalem Orgasmus wieder auf. Die Ergebnisse von Masters und Johnson, daß ein Orgasmus nur durch klitorale Reizung entsteht, bestätigt sie zwar, vergleicht aber die indirekte Klitorisstimulation durch Geschlechtsverkehr, bei dem die Schamlippen die Bewegung des Penis zur Klitoris übertragen, mit einem »Rube-Goldberg-Modelle«. (Ruhe Goldberg ist der amerikanische Karikaturist, der sich komplizierte Maschinen für einfache Tätigkeiten ausdenkt.) Stattdessen sollten Frauen sich selbst stimulieren oder von ihrem Partner mehr verlangen, oder sie sollten Erfahrungen in lesbischen Beziehungen machen. Diese haben zudem den Vorteil, nicht dem alten Rauf-Rein-Raus-Runter-Schema zu folgen und lassen mehr individuelle Gestaltungsfreiheit zu.

Auch in den späteren Kapiteln über lesbische Liebe, sexuelle Sklaverei, sexuelle Revolution preist Hite keine smarten Beziehungstechniken an, vielmehr weist sie darauf hin, wie leicht gerade Sexualität zum Surrogat für Befriedigungen im Arbeitsbereich werden kann. Im Schlußkapitel (»Auf dem Weg zu einer neuen weiblichen Sexualität«) faßt Hite nochmal zusammen, was sie bis dahin entwickelt hat: Eine neue Sexualität ist spontan, experimentierend, betont die Erregungslust, ohne unbedingt auf Orgasmus zu zielen, ist frei von festgelegten Abfolgen, Berührung und Streicheln verlieren ihre Hypothek, bloßes »Vorspiel« zu sein. So kann denn auch der Genitalverkehr wieder zu einer spielerischen *Möglichkeit* werden, ohne stereotype *Notwendigkeit* jeder lustvollen Begegnung zu sein. Dem kann »Mann« sich anschließen.

Shere Hite: HITE Report C. Bertelsmann, München, DM 38,00

Literatur-Konkret 1977, S. 54

Erich Fried

NACHRUF

Aus diesem Dichter
ist leider ein Dichter geworden.
Zuerst schrieb er Gedichte
dann wurden einige Leute
auf ihn aufmerksam
dann wurde er ein Dichter

Wenn ein Dichter ein Dichter wird
schreibt er nicht mehr von seiner Liebe
oder von seinem Zorn
oder von seiner Trauer
sondern er schreibt nur noch davon
zu welchen Gedichten
seine Liebe
sein Zorn
seine Trauer
ihn inspirieren

Wenn ein Dichter
ein Dichter geworden ist
dann untersucht er
seine Liebe
und seinen Zorn
und seine Trauer
ob sie Gedichte tragen
und zieht die Liebe die Anlaß
zu Gedichten zu werden verspricht
jeder anderen Liebe vor
und ist sofort besänftigt
wenn er bemerkt
daß sein Zorn zu einem neuen Gedicht taugt
und ist zutiefst erfreut über seine Trauer
wenn sie ihm schöne traurige Verse einbringt

Wenn ein Dichter
ein Dichter geworden ist
der zuvor
ein Dichter gewesen ist
kann man nur traurig

die Achseln zucken

Literatur-Konkret 1977, S. 55

Christian Geissler

Mitten in der herrschenden Fremde

Wie soll ich klar machen, was da ausbricht, wegbricht, aufbricht gegen was. Wie soll ich nahe bringen, was da zerstörerisch herrscht. Wie soll ich fluchen, heulen und hassen, damit wir diese Zerstörung verstehen als unsere Zerstörung, die es, durchaus aktiv, hier, jetzt, heute noch, nach vorwärts hinzuwenden gilt.

Bevor ich von diesem Buch, von dieser Menschengeschichte, von diesem Dichter Armas rede, von der Härte seines Wissens, von der Gewalt (und gewaltigen Schönheit) seiner Mittel, von der Intensität seiner Erfahrung, von der Unnachgiebigkeit seiner Phantasie, von der Genauigkeit seiner Liebe, (von der Erschöpfung seiner Hoffnung?), will ich daran erinnern, was das war: Kuba in seiner Geschichte vor 59, vor seinem Sieg der Guerilla. Denn niemand verstummt bis ins Blöde, niemand träumt seinen Tod als ein Fest, niemand sucht in der Wildnis Schutz gegen den Wunsch, sein eben geborenes Enkelkind abzustechen, niemand verbarrikadiert sich im Scheißhaus, bis er verbrannt ist, es sei denn, die Welt, in der er lebt, läßt ihn zu so einem oder zu so einem werden.

Die Welt, die Arbeitswelt, die herrschende Ordnung in Kuba weit hin und her vor 59:

Ich fand, als ich ankam, einige geriebene Burschen unter den Negern, andere, die in die Berge geflohen waren; einige habe ich ausgepeitscht, anderen die Ohren abgeschnitten; seither hat es keine Klagen mehr gegeben.

Die Kunstschmiede boten Schlösser und Halsbänder an aus Silber für Neger und Hunde. Die elegante Dame ging aus in Begleitung eines mit einem Wams bekleideten Affen und eines Negerkindes mit Turbans und Pluderhosen.

Die Aufseher schlugen die Schwangeren mit Leder- und Hanfpeitschen, aber nicht ohne vorher, das Gesicht nach unten gewendet, ihren Bauch in eine Höhlung gelegt zu haben, um das das Stück nicht zu verderben.

Es gab Sklaven, die gruppenweise Selbstmord begingen. Sie hintergingen so den Besitzer mit ihrem ewigwährenden Streik. Er verstümmelte deshalb die Leichname, damit sie kastriert, einarmig und geköpft auferstünden. Auf diese Weise erreichten die Besitzer, daß viele Sklaven (stets zugleich unter der fürchterlichen Obhut der Kirche) die Idee, sich selbst zu töten, aufgaben.

Obwohl die Hälfte der Ländereien brachlag, weil die US-Unternehmer auf ihnen nichts produzieren wollten, waren zwei Drittel der arbeitsfähigen Bevölkerung in Kuba ständig arbeitslos.

1958 gab es in Kuba mehr eingetragene Prostituierte als Minenarbeiter (Bodenschätze der Insel: Nickel, Eisen, Kupfer, Mangan, Chrom, Tungsten...) Bis zum Sieg der Guerilla war der Einflug der USA in Kuba so unwiderstehlich, daß die Bedeutung des US-Botschafters oft genug die des

überwog.

Dies nur wenige, winzige, hastige Hinweise auf die Geschichte, aus der wir kommen, in der wir immer noch sind, und aus der und *nur* aus der so entsetzliche Menschengeschichten kommen wie die von Reinaldo Armas, wie die von Jacinta und Polo und all diesen Kindern und Enkelkindern.

Erste Etappe dieser Familiengeschichte: Runtergelockt von den kanarischen Inseln (wo der Vater schon hängt, und die Mutter sagt: endlich...), in Sklavenarbeit gelockt nach Havanna, Hoffnung gehabt auf frisches Wasser.

Zweite Etappe: Kein frisches Wasser, nur Schweiß und Tränen; bis die Menschen sich selber bepissen. Polo setzt Hoffnung auf eigenen Acker, den er anders nicht kaufen kann.

Dritte Etappe: Kein Acker, nur Stein und tückische Herrschaft, Krümmung und Hunger. So wars mit dem Mord nicht gemeint gewesen. Aberglauben qualmt auf , Hoffnungsgeschwätz macht besoffen; Die Stadt wird uns retten, die Grünhökerbude neben der Konservenfabrik. Die ganze Familie steht noch einmal auf, geht los, sackt weg.

Vierte Etappe: Immer und ewig Mauern, Menschen zerklemmt zwischen Puff und Fabrik, zerfetzt in nur nächstem, nur gegenseitigem Haß, zerstoben, zerweht in den kichernden, tanzenden, strahlenden, keuchenden Traum vom Tod als Leben

werweißwo.

Die beiden Hauptfiguren in dieser Familiengeschichte, dieser Völkergeschichte, dieser Todesgeschichte aus dem Verbrechensraum 'Westliche Freiheit' - Adolfina und Fortunato - werden dem Leser von Anfang an entdeckt aus dem Moment ihres Todes, aus dem Moment letzter, schrecklichster Befreiung. Adolfina verbrennt sich selbst, bebrüllt und verflucht von der Mutter Jacinta, hexig, verspottet von zwei kleinen Schlüssellochkindern im Scheißhaus der Elendsfamilie. Fortunato rennt, über kreuzundquer Ausbruchswege, über Kistenhämmern und Onanierekorde, durch Spottschäferstündchen nachts auf dem Dach bei der toten Cousine Esther, durch lauter blitzende schäbige Nacht, auf seinem Weg zur Guerilla, in eine der herrschenden MP-Salven.

Beider Tod sticht als ein kreischender Stillstand, quirrlt im Strudel von Anfang an durch das ganze Buch. Und am Ende verstehen wir finster die Selbstvernichtung dieser beiden als die exakte Umkehr ihrer Befreiung; akzeptieren wir ihren wüsten Tod als das einzige noch Eigene mitten in der herrschenden Fremde.

Aber rings nun um diesen doppelten Tod geht es in dieser Geschichte weithin verborgen, verbogen, verwoben zu, gehts durch Gesichter und Träume, durch Haß und Kummer und große Liebe, weitquer und vor und zurück durch Geschichte und lauter Geschichten einer kubanischen Proletenfamilie. Und es reißt dabei den, der das liest, in Anstrengung, Arbeit und Angst, in Verwirrung und Wut und Entdeckung. Denn da lernt er den Schrei der Verstummten hören; da sieht er plötzlich den prächtigen Gestus der Verstümmelten, den Tanz ohne Arm und Bein, die Bilderwut dieser blinden - o nein: dieser planvoll geblendeten Massen; da schmeckt er die Genußsucht derer im Koma; da blitzt ihn Liebe an mitten im Zentrum des Hasses.

Das alles könnte - die Kursivpassagen im Buch zeigen auch diese Fähigkeiten Arenas` -wohl leichter, wohl leichtfertiger, eingängiger aufgeschrieben sein, vorbereitender, hilfreicher. Aber wo leben wir denn, wir alle und all diese Esthers und Fortunatos? Im Chaos des Imperialismus. Im Unsinn international organisierter Verbrechen. In der Unordnung, dieser Unmenschenordnung der immer noch weltweit Herrschenden (ja, weltweit: der Schah in Prag...). Und da ist nun mal nichts leicht fertig, nichts einfach, da wird uns nichts vorbereitet, da hilft uns keiner, es sei denn, wir Völker helfen uns endlich jetzt selbst.

Ich möchte mit ein paar kleinen Lesetips helfen, paar Reizblinklichter setzen in die finstere Wirklichkeit dieser Geschichte, damit ihr beim Lesen den Mut behaltet, der am Anfang vielleicht leicht abhanden kommt.

Nähert euch mal der vereinsamten Adolfina, horcht mal auf diese vergitterten Explosionen, macht mal die Augen auf für dies schwärzliche Farbenflackern, tastet mal hin bis an pestige Pfirsichhaut, seht euch mal selber an: Eure diese Ameiseneinsamkeit (23-32). Oder nehmt mal wahr, diese Liebe zur fernen Tochter und Schwester, packt das mal: diesen Haß als die nicht mehr mögliche liebste Liebe. (126-138). Oder: Wie die alte Jacinta verrückt wird vor lauter fremder Sonne (191ff). Oder die entschlossene Schönheit der Tochter Onérica, und wie sie sich ihren Fortunato machen läßt (158-163). Oder dann der Höhepunkt, diese furchtbar durchsichtige Zuspitzung auf das Ende hin, dieser Doppelausbruch ins Eigene, in den Tod: Adolfinas Suche nach einem Mann, durch alle Straßen dieser schwarzen Welt, bis mitten ins rote Feuer. Und Fortunatos Suche nach der Guerilla, bis er hängt, durchsiebt und kastriert (260-283 und weiter!). Und dies beides, in Stößen und Schritten und Schreien, zueinander in Parallele gesetzt: Wer hier rauswill aus der herrschenden Zerstörung, der riskiert unbedingt auch Zerstörung an sich selbst. Wer nicht will, nicht praktisch tatsächlich jetzt hier, bleibt am Leben, verkommt fremd, wird verrückt (drei Töchter, die Mutter, der Vater).

Ich breche hier ab.

Ich bemerke am Rande:

Dieses Buch ist mißbrauchbar. Als Schreckbuch gegen die Hoffnung des Menschen auf sich selbst. Als Fluchttext der gemütlich Erschöpften. Als Geheimtip ins endlich wieder feinböse Phantastische. (Ist es etwa darum in Kuba verboten? Ach Genossen: Wo Mörderchef Reza und seine Tussi, vermutlich unter Castros Applaus, im moskauer Prag ihr Ehrenfest feiern, da sind Verzweiflung und Elend und Ekel à la Armas kostbarer Hinweis auf die Unzerstörbarkeit des Humanen...)

Zugleich also: Dieses Buch ist leidenschaftlich brauchbar für den, der bereit ist, die reiche Verzweiflung, den üppigen

Wahnsinn, den lähmenden Widersinn seiner Szenen umzuerkennen als die entstellte Kraft der Gedemütigten und Verratenen.

Möge doch nicht nur dieser Armas, möge doch endlich auch hier der Leser entdecken: Wir Menschen sind nicht nur zerstörbar, sondern auch fähig, zu zerstören, was uns zerstört.

Reinaldo Arenas:

Der Palast der blütenweißen Stinktiere

Luchterhand Verlag,

Darmstadt, DM 32,00

Literatur-Konkret 1977, S. 56

Natias Neutert

SOFORTGEDICHT

Ein Dreher, der
nach der Arbeit
zufällig, in die

»Wolke« ging, 1
Helles trinken
oder 2, geriet

in eine Dichter-
lesung, die hier
hörte er, jeden

2. Donnerstag im
Monat ablief.
»Wasser, mit

Wasser verdünnt!«
dachte er laut
als 1 Autor seine

Sachen las von
Liebe, Tod und dem
alltäglichen Klein-

kram. -Tage später
im Betrieb, pinselt
er säuberlich, auf

jedes zylindrische
Stück, daß er, Schicht
um Schicht, aus dem

Stahl rausfräst, seinen
Namen. Die Kollegen
laufen zusammen.

Literatur-Konkret 1977, S. 57

Volker Braun

STREIT DER DICHTER

Wenn während eines Deichbruchs die Erdarbeiter über die Vorzüge und Bedenklichkeiten bestimmter Arten, die Schaufel auf der Nase zu balancieren, stritten und, möglichst in den Zeitungen, übereinander herfielen, würden sie bald tief genug im Wasser stehn, um der gemeinsamen Aufgaben ansichtig zu werden, oder sie würden mit gutem Recht im Schlamm untergehn.

In den sechziger Jahren begannen, die hiesigen Dichter, oft bis zu den Knien in der Brühe, einander am Zeug zu flicken, was heißt: keinen guten Flecken am andern zu lassen.

Bei etlichen (panegyrischen) scheint langgestauter Unwillen gegen den Aufmarsch der andern (engagierten) bösmagig durchzubrechen; sie sollten lieber zugeben, warum ihnen das Terrain streitig gemacht wurde (auch wenn es ihnen die Zeitungen scheinlich wieder einräumen).

Die andern, statt sich nun gekränkt und blindhin, von allen guten Zeitungen verlassen, zurückzuziehn, sollten, wenn schon nicht die gewissen Verdienste der ersteren, so aber die gemeinsame Sache wahrnehmen: die uns womöglich bald bis zum Halse reicht.

Diese und jene also sollten sich fragen, warum wir ins Schwimmen kommen.

Es sieht so aus, als gäbe es für sie zwei Wirklichkeiten, selbst wenn das Wasser über unsern Köpfen zusammenschlüge.

1966

Aus: Volker Braun, Es genügt nicht die einfache Wahrheit, Leipzig 1975, S. 16

Literatur-Konkret 1977, S. 57

Yaak Karsunke

Lyrisches Logbuch

In einer Selbstauskunft zu seinein ersten Gedichtband teilt Heinar Kipphardt mit: □ In erträglicher Verfassung lese ich am liebsten Gedichte, und von den Qualen des Schreibens ist mir einzig die des Gedichtemachens keine. Seit ich schreibe, mache ich in nicht zu großen Abständen auch Gedichte. Merkwürdigerweise blieb mein Impuls, diesen Teil meiner Arbeit auch zu veröffentlichen, immer klein, als wäre das meine Privatsache, mein Vergnügen, mein Nachlaß von Jugend an.□

Verständlich ist die Scheu, auch noch seine persönlichsten Gedanken und Gefühle auf den (literarischen) Markt tragen zu müssen - bei Kipphardt kommt wohl noch anderes hinzu. Mitte der 60er Jahre war er einer der Hauptvertreter des Dokumentar-Theaters, einer Literatur also, die subjektive Intention und Betroffenheit eines Autors hinter authentischen Fakten fast verschwinden ließ. Den nicht nur schützenden, sondern auch isolierenden Panzer der Protokoll-Objektivität hat Kipphardt selbst (nach Jahren des Schweigens) mit seinem □ März□ -Roman gesprengt: eine Selbstbefreiung, der wir nun auch die Publikation seiner Gedichte verdanken dürften.

Zwei der fünf Abteilungen der □ Angelsbrucker Notizen□ heißen denn auch □ März-Gedichte□ I + II, die erste enthält überwiegend die bereits in den Roman einmontierten Gedichte, die zweite sammelt vergleichbare Arbeiten aus den letzten Jahren. Aber auch in den anderen Abteilungen des Bandes finden sich Gedichte aus dem Roman - eines davon in variierter Form und mit dem (neuen) Titel □ Erinnerungen des kranken Dichters H. K, an seine Mutter E. K.□ . Auf mich wirkt dieses Verfahren wie ein lyrischer Kommentar zu einer Feststellung, die Kipphardt einmal in einer Diskussion getroffen hat: □ Der Schriftsteller versucht, in einer Welt des Habens (statt des Genießens), in einer Welt des verwalteten Kapitalismus, die Sinnlichkeit zu bewahren. Er trifft sich dabei mit den anderen Verweigeren, den psychisch Kranken.□

Der Weg zu dieser Begegnung - und zu dem Mut, sie auch als Selbstbegegnung zu begreifen und anzunehmen -ist lang gewesen. Die □ Angelsbrucker-Notizen□ lesen sich wie das Logbuch dieser Reise, deren Ausgangs- und Endpunkt weniger weit entfernt sind, als die Stationen dazwischen vermuten lassen. Schon 1946 heißt es über □ den Mann auf der Straße□ und □ die Frau meines Stadtteils□ in einem Gedicht: □ sie benötigen keine Helden /sie benötigen keine Fahnen /doch Essen und Zärtlichkeit□ . Drei Jahrzehnte später schildert die □ Angelsbrucker-Notiz 12a□ ein Gelage mit Schweinsbraten und Bier auf einer Wiese: Bauern haben den Autor dazu geladen, damit er ihnen □ den Marx erkläre in einem Zuge und /hinsichtlich der Erwartungen für die Landwirtschaft. / Als alle essen und trinken /erkläre ich dreist / dies (mal gedacht als alltäglich) / sei die Erfüllung der Lehre. / Zur Vorsicht hatte ich auch / Eine Blaskapelle bestellt.□

Zwischen dem frühen Vorgriff und dem endlich Erreichten liegen die Schwierigkeiten, die der Band nicht unterschlägt. So wenig wie andere ist Kipphardt den Poetisierungen und Lyrismen ausgekommen, die das literarische Nachkriegsprogramm zunächst bestimmten, den Genetiv-Metafern oder dem Einfluß des Dr. Gottfried Benn (etwa in □ Achtundzwanzig Jahre□ von 1950). Unübersehbar ist aber auch der Kampf, den Kipphardt in der eigenen Produktion gegen die damals gängigen Kunstideologien geführt hat, seine fortgesetzten Versuche, die elitäre Haltung in Richtung auf menschliche Solidarität zu überwinden. Die dokumentarische Nüchternheit vieler Arbeiten aus den Jahren 1955/65 erscheint in diesem Kontext wie ein notwendiges Durchgangsstadium zu jener einfachen Direktheit, die seine Gedichte heute auszeichnet.

Die eingangs zitierte Selbstauskunft schließt mit den Sätzen: □ Die Gedichte beschreiben aber seit dreißig Jahren die Zeit, in der ich lebe. Ich hoffe, sie ist kenntlich und ich in ihr.□ Der Leser wird diese Hoffnung bestätigt finden, zuweilen mit einer in deutschen Gedichten seltenen Qualität, nämlich mit Witz und Humor - aber auch in einer radikalen persönlichen Betroffenheit, Ver- und Zerstörbarkeit des Autors. Nur eine Seite nach dem listig-lustigen Wiesenfest mit Marx z. B. findet sich die Strofe: □ Hell / treibt da ein Baumstamm geschält / im schwarzen, starrenden Wasser / und ich / das Gesicht nach unten.□ Direkt und einfach, wie man sieht, sind keine Synonyma für eindeutig und simpel.

Um zur Kenntlichkeit der Zeit beizutragen, in der Kipphardt leben muß wie wir, möchte ich mit einer Fußnote zu seinem Gedicht □ Als Gast bei der Bundeswehr□ schließen. Es erschien erstmals im November 1966 in der Münchner □ Abendzeitung□ , kurz nachdem sich Günter Grass bei einem Bundeswehrbesuch im Cockpit eines - natürlich am Boden stehenden - Starfighters hatte fotografieren lassen, es enthielt Kipphardts ironischen Kommentar zu diesem Vorgang. Viereinhalb Jahre später startete Grass eine Kampagne gegen Kipphardt, die diesen seinen Posten als Chefdramaturg bei den Münchner □ Kammerspielen□ kostete. Ich notiere das hier, weil in den jüngsten Dampfwolken aus Grass' Fischbratküche ja nicht alle seine früheren Verdienste um den Staat, den wir mittlerweile haben, aus dem Blick geraten sollen -während allenthalben □ Butt□ getafelt wird, sitz ich lieber mit Kipphardt zu Tisch: □ Wenn ich einen Fisch esse / Karpfen besonders / denke ich meistens bewundernd / dieser sprach nie / dieser genüßliche Mund / suchte den Schlamm ab und schwieg.□

Heinar Kipphardt:
Angelsbrucker Notizen Autoren Edition,
München, DM 26,80

Literatur-Konkret 1977, S. 58

Gerd Fuchs

Giovanna oder das Ende der Schinderei

Der Titel des neuen Romans von Peter O. Chotjewitz scheint rätselhaft: »Der dreissigjährige Friede«. Erst nach 276 Seiten bekommt der Leser einen Hinweis: »Nimm nur mal ein Wort wie den Frieden. Das Gerede vom Frieden. Daß wir in einer glücklichen Zeit leben und froh sein müßten. So lange keinen Krieg mehr ... Aber was war das für ein Frieden? Was haben wir gehabt davon? ... Natürlich, seine glücklichen Stunden hat jeder erlebt ... Aber ich meine, im Leben sollte doch mehr herauskommen als ein paar glückliche Stunden und daß Du über die Runden gekommen bist. Daß Du satt zu essen gehabt hast und Dich fortgepflanzt hast. Das tut jedes Tier, wenn der Mensch es nicht daran hindert.«

Der das sagt, ist dabei zu sterben. Mit sechzig noch nicht alt, aber aufgebraucht, sich bereits auflösend, fertig. Ein deutscher Spießer und Kleinbürger von geradezu modellhaftem Zuschnitt, ein Malermeister, ein Selbständiger, ein Krauter, ein Patriarch, der seine Frau zerstört hat, seine beiden Söhne zerstört hat, der sich selbst zerstört hat. Und von nichts weiß. Ein Riesenzwerg also, dem man nur noch auf eine Art kommen kann, mit Haß?

Eine Seite vorher läßt Chotjewitz Adolfs Sohn Jürgen sagen: »Er hat sich eigentlich sein ganzes Leben lang wegen irgend etwas zur Wehr gesetzt.« Wovon Adolf selbst keinen Schimmer hat und sein Sohn allenfalls eine Ahnung (denn er hat gelernt), das macht Chotjewitz seinem Leser *klar.* Jene dreißig Jahre, das war ja nur die Abwesenheit von Krieg, aber nicht wirklich Frieden, denn der Kampf ging ja nach der Kapitulation des faschistischen Deutschland weiter: international als Kalter Krieg, national als Kampf für oder gegen ein Deutschland der Arbeitenden oder der Großbourgeoisie, für oder gegen die Spaltung. Eingeschüchtert machten die Anstifter und Nutznießer des großen Schlachtens zunächst Ahlener Programme. Aber sehr bald sahen sie ja wieder Land (und nicht nur mit Hilfe der amerikanischen Militärregierung), sehr bald konnten sie ihren zynischsten Vertreter wieder sagen lassen: »Lieber das halbe Deutschland ganz als das ganze Deutschland halb. « Sehr bald konnten sie dann auch so verfahren und das inzwischen halbierte Deutschland wieder in Besitz nehmen, ihre alte Macht neu festigend, ja immer weiter ausbauend. Der Kampf ging weiter.

Und das auch auf Kosten ihrer eigenen Klassengenossen, der Klein- und Mittelbourgeoisie, die sich ja immer noch in den Mittelstandsausschüssen der Bundestagsparteien vertreten glaubt. Adolf Schüttrumpf hat nie gewußt und hätte es auch nie geglaubt, daß diejenigen, gegen die er sich zeitlebens zur Wehr setzen mußte, eben jene waren, zu denen er dankbar emporblickte und zu denen er so gerne gehört hätte. Er hat sich von dem Kampf, der gegen ihn geführt wurde, keinen Begriff machen können. Denn auch das hatten sie ihm genommen. Sie haben Blindekuh mit ihm gespielt.

Was Herrschaft von Menschen über Menschen bedeutet, was es bedeutet, den unterdrückten das Unterdrücken einzupflanzen als eine natürliche Haltung, das zeigt Chotjewitz' Buch exemplarisch. Im Präsens-Stil eines wissenschaftlichen Gutachters entwickelt er aus dem Milieu einer halbproletarischen Kleinfamilie die Sozialisation Jürgens, entwickelt er, welche Bedingungen herbeigeführt sein müssen, damit die Bedingung von Herrschaft gewahrt bleibt, damit ein Mensch unfähig wird zum menschlichen Verkehr mit anderen Menschen, damit ein Mensch sich selbst ein Fremder wird.

Wenn Jürgen einmal zu dem Berichterstatter sagt, es grauste ihm, wenn er in sein eigenes Innere blicke, dann sagt er etwas, was der Leser die ganze Zeit gedacht hat. Durch Jürgen hindurch blickt er in sich selbst. In der Freilegung dieser Verwüstungen erreicht Chotjewitz eine Genauigkeit, die den Authentizitätsanspruch seines Berichtsstils voll abdeckt. Man muß sich das nicht wüst vorstellen. Was Chotjewitz hier freilegt, sind bloß die *normalen* Verwüstungen, ist das, was zerstört sein muß, damit ein Mensch in dieser Gesellschaft als *normal* gilt.

Andere Völker (die Vietnamesen, die Chilenen, die Schwarzen, denen Südafrika gehört) können sagen, was es kostet, sich gegen free enterprise und democracy zu wehren. Wir können sagen, was es kostet, an die freie Marktwirtschaft zu glauben. Was es kostet an Phantasie, Liebesfähigkeit, Glück. Was es uns einträgt an Angst, Verödung, Selbsthaß. An Dauerschäden.

Chotjewitz zeigt das an Jürgens Beziehungen zu Giovanna, einer Studentin. Zum erstenmal gelingt es Jürgen, zu einer Frau eine menschliche Beziehung zu entwickeln. Sie ist die erste Frau, die er nicht ausschließlich als Sexualobjekt sieht. Zum erstenmal ist er ohne Angst. Zum erstenmal ist er glücklich.

Doch auf Sardinien. Unter Hirten und Bauern. In beinahe archaischen Verhältnissen. Im Urlaub.

Als Giovanna ihn besucht, ist alles wieder da: seine Sexualangst und seine pornographischen Unterwerfungsphantasien, seine Schüchternheit und seine Brutalität. Also hat er nichts gelernt? Also hat er sich nicht verändert?

Giovanna ist Kommunistin, und sie ist wesentlich daran beteiligt, daß Jürgen begreift - nicht daß er veränderungsbedürftig ist (von nichts ist er ja tiefer überzeugt als von seiner eigenen Unvollkommenheit) -sondern daß er veränderbar ist. Daß es

mit ihm nicht so zu bleiben braucht. Daß dann aber auch die Verhältnisse um ihn herum geändert werden müssen.

Als sein Vater stirbt, ist es aus mit der Selbständigkeit. Jürgen tritt einen Weg an, den vor ihm schon Millionen Handwerker und kleine Selbständige gegangen sind, er muß in die Fabrik. An einer Blechschneidemaschine arbeitend, erfährt er, wie klein der Unterschied geworden ist zwischen ihm und dieser Maschine. Er erfährt auch, was hier Freiheit ist: Der Betrieb soll geschlossen werden. Aber allmählich - und auch durch den Anstoß von Kommunisten -beginnt die Belegschaft, sich der Gefahr bewußt zu werden und den Kampf um die Arbeitsplätze aufzunehmen.

Da brennen bei Jürgen -ausgelöst auch durch die Enttäuschung mit Giovanna, die ihn in seinem Normalzustand natürlich kaum wiedererkennt - die Sicherungen durch. Seine Lebenslang aufgestaute Wut kommt zum Durchbruch. Als Mitglied der Betriebsfeuerwehr legt er im Materiallager so sachgerecht einen Brand, daß die ganze Halle in die Luft geht. Einen besseren Dienst hätte er den Direktoren nicht erweisen können. Statt von dem Kampf der Arbeiter können die Zeitungen nun von Terroristen berichten, die es nicht gab. Die Arbeiter können einpacken. Der Betrieb kann in aller Ruhe geschlossen werden. Jürgen zeigt sich selber an, ein Akt nicht der Reue, sondern der Solidarität mit Freddy, dem Kommunisten, den man natürlich sofort in Untersuchungshaft nahm, gegen besseres Wissen. Jürgen bekommt zwei Jahre und acht Monate.

Bleibt Sardinien. Bleibt also nur Sardinien?

Es wird neuerdings wieder viel von Werten geredet. Die SPD legte sich sogar eine Grundwertekommission zu. Aber was da mit der Laterne gesucht wird, hat Giovanna längst. In einer Reihe von Büchern, die in der letzten Zeit geschrieben wurden, taucht eine bestimmte Situation immer wieder auf, jene Situation, die bei Chotjewitz Sardinien heißt.

Idylle, schreit es aus den Gartenlauben unserer bürgerlichen Feuilletons. Es sind aber gerade diese Stellen, die den Realismus dieser Bücher erst begründen. Indem zu zeigen versucht wird, was unverstellte menschliche Beziehungen bedeuten können, erst indem vorgegriffen wird, kann das existierende Elend

wirklich begriffen werden. Und der wirkliche Begriff des herrschenden Elends besteht darin, es zu begreifen als das von den Herrschenden erzeugte und zusammen mit ihnen abschaffbare. Er besteht in dem Wissen, daß - entgegen einem bestimmten Ascheimer-Realismus - kein Mensch so verhunzt werden kann, daß, wie schief auch immer, ihm nicht ein Bild bliebe von dem, was sein könnte, auch mit ihm noch sein könnte.

Diese Mühe machen sich allerdings meist nur solche, die, wie es in Brechts Lied vom Wasserrad heißt, keine andern Herren haben wollen, sondern keine. Die, wenn sie einmal den Löffel abgeben, sich nicht fragen wollen wie Adolf: »Und jetzt? So ein Ende. So eine Schinderei.« Die, wenn es schon sein muß, sich dann geschunden haben wollen für das Ende der Schinderei.

Peter O. Chotjewitz: Der dreißigjährige Friede Claasen Verlag,

Düsseldorf, DM 28,00

Literatur-Konkret 1977, S. 58

Peter Maiwald

RUNDSCHREIBEN

Gestern war ein junger
Schriftsteller da und klagte
den Mangel der Zeit und
den Überfluß an Aufgaben.
Gab ihm meine Schrift
»Lieber weniger, aber besser«
wo ich schrieb: in Fragen
der Kultur gibt es nichts
Schädlicheres als Hast und
Fixigkeit. Lenin.

Literatur-Konkret 1977, S. 59

Manfred Behn

Eine al□ e Dame □ ird en□ deck□

□ Anna Seghers gehört wie Bert Brecht zur ungeteilten, zur großen Literatur des geteilten Deutschland□ , heißt es im Werbeprospekt des Luchterhand-Verlages zur Werk-Ausgabe der Seghers, die jetzt in zehn Bänden vorliegt.

Einmal abgesehen von den Vereinnahmungsversuchen, die hinter dem schönen Slogan stehen, hätte es doch vielleicht genauer, weniger statisch-monumental, einfach ehrlicher heissen sollen: □ Gegen die konservativ-antisozialistische Fronde hat sich immer mehr auch die große sozialistische Literatur durchsetzen können. Der Luchterhand-Verlag trägt dem in immer höherem Maße Rechnung.□

Denn ganz sicher ist es bei der BRD-Rezeption der Seghers nicht so glatt gegangen, wie die schöne Luchterhand-Formel es nahelegt. Desto erfreulicher, wenn nun erstmals auch die letzten großen Romane der Seghers, □ Die Entscheidung□ (1959) und □ Das Vertrauen□ (1968), in einer westdeutschen Ausgabe erscheinen. Gerade über diese Romane, die einen wesentlichen Abschnitt deutscher Geschichte (1945-1953) dokumentieren, hatte sich die Großkritik in unserem Lande nicht genug erregen können.

Zur Erinnerung: Der ehemalige DDR-Bürger Peter Jokostra kam nach dem 13 August 1961 auf die Idee, daß man unseren freiheitlich-demokratischen Rechtsstaat jederzeit gegen Eindringlinge wie die damalige Vorsitzende des Schriftstellerverbandes der DDR schützen müsse. In der □ Welt□ vom 1.8. 1962 rügte besagter Lyriker: □ Es ist Anna Seghers, die Vorsitzende dieses von dem berüchtigten Staatssicherheitsdienst überwachten Schriftstellerverbandes, die die Umwandlung des unsichtbaren Eisernen Vorhanges in eine sichtbare massive und von Maschinengewehren geschützte Mauer schweigend hinnahm und als Mitglied ihrer Partei, der SED, sogar billigte und forcierte.□ Nach Jokostra drohte die totale Unterwanderung: □ Die Meute der gelehrigen Nacheiferer der so erfolgreichen Anna Seghers, die Strittmatter und Hermlin, die Kuba und Kurella drängen durch das Tor, das ... Ulbrichts Knechte bewachen und vermint haben.□ Nur konsequent, wenn Jokostra wie auch Wolf-Dietrich Schnurre vom Luchterhand-Verlag einen Boykott der Autorin verlangten. Gut, daß Verlagsleiter Reifferscheid diesem Anliegen nicht folgte.

Die Jokostra-Schelte rief u.a. Marcel Reich-Ranicki auf den Plan; denn derartige Forderungen schienen ihm wohl die BRD zu sehr in Mißkredit zu bringen: □ (Es) scheint.. Jokostras Ehrgeiz zu sein, die nicht existierende amtliche Zensur in der Bundesrepublik durch eine private Aktion zu ersetzen.□ Reich-Ranicki war gewitzt genug, ein anderes, ihm effektiver erscheinendes Verfahren in dieser Frage zu wählen: Den neueren Werken der Seghers wurde ihr künstlerischen Wert abgesprochen, die älteren Werke in charakteristischer Weise uminterpretiert. Über die □ Entscheidung□ hieß es bei Reich-Ranicki: □ ... ein erschütterndes Dokument der Kapitulation des Intellekts, des Zusammenbruchs eines Talents, der Zerstörung der Persönlichkeit.□ Und über □ Das siebte Kreuz□ : □ Das

siebte Kreuz, dieses große literarische Kunstwerk, ist heute ein Roman gegen die Diktatur schlechthin.□

Reich-Ranicki wie auch wenig später sein intellektueller Kompagnon Raddatz, Monopolinterpreten der DDR-Literatur, folgten damit getreulich einem offiziell gebilligten Interpretationsverfahren.

Wie schon in den (vom Bundesministerium für gesamtdeutsche Fragen als Sonderbände herausgegebenen) Arbeiten von Jürgen Rühle und Lothar von Balluseck wurden antifaschistische Romane sozialistischer Autoren ins Antisozialistische umgefälscht; ihre in der DDR verfaßten Romane galten als künstlerische Verfallsprodukte. Originalton Raddatz: □ Das Buch ('Das Vertrauen') fließt wie ein endloser, zäher Brei dahin, ohne jede Stilvariante, auf *einer* Sprachhöhe, grau und nuancenlos ... Dieses Buch ist nicht nur schlecht. Es ist schamlos.□ Raddatz dixit.

Bis zum Ende der 60er Jahre folgte die BRD-Kritik fast unisono diesem Verdikt. Die Publikationspolitik des Luchterhand-Verlages dürfte für den Fall der großen DDR-Romane von diesen Thesen nicht unbeeinflußt geblieben sein.

Mit der Durchsetzung der Entspannungspolitik jedoch wurden nunmehr Stimmen laut, die nach einer Revision des Seghers-Bildes verlangten (so Valentin Merkelbach, ein □ Text- und Kritik□ -Sonderheft, neuerdings das Seghers-□ Materialienbuch□ bei Luchterhand): □ Besonders bemerkenswert an solchen Stellungnahmen ist die Tatsache, daß sie zu Texten abgegeben wurden, die nur in der DDR erschienen sind und darum den meisten Lesern literarischer Feuilletons unbekannt gewesen und geblieben sein dürften, so daß auch die Möglichkeit einer Diskussion mit den eilfertigen Rezensenten nicht gegeben war. Solange das so ist, besteht die begründete Vermutung, daß die Großkritiker des

bundesrepublikanischen Feuilletons ein Seghers-Bild bei uns durchgesetzt haben, das eher einem Zerrbild gleicht ...« (Merkelbach).

Läßt man sich denn auf die Texte der Seghers ein, so stellt sich das Bild der DDR-Wirklichkeit differenzierter dar, als dies die Kritiker uns glauben machen wollten. Gerade □ Das Vertrauen□ , das die Phase vom Ende des Jahres 1952 bis zum 17. Juni 1953 behandelt, ist für diesen Aspekt aufschlußreich. Da erscheinen nicht Mitglieder, Sympathisanten der SED als die Guten; Abwartende, Kritiker der offiziellen Politik als die Bösen. Schwarz-Weiß-Malerei ist die Sache der Seghers nicht. Ein Beispiel: Nach dem Tode Stalins unterhält sich Thomas, einer der Hauptthelden des Romans, mit Lina, der als dogmatisch gekennzeichneten Freundin (□ Die war ihnen blaustrumpfhaft vorgekommen. Streng bei der Sache. Früher im dritten Reich, jetzt beim sozialistischen Aufbau□) über den Ärzteprozeß, der nach dem Tode Stalins eingestellt worden war; Lina ist mit der offiziellen Erklärung zufrieden: □ Was soll ich dazu sagen? Man hat alles gründlich geprüft, und man hat das Unrecht gefunden, und das Recht hat man bekanntgemacht.□ Linas Welt ist wieder in Ordnung; die Sympathie der Autorin aber ist auf Seiten Thomas', der mit den Hauruck-Erklärungen Linas nicht zufrieden ist: 'Warum aber hat man dann dieser Ärztin, die alle angezeigt hat, den Orden genommen? Nur weil sich das Gericht im Wortlaut geirrt hat?' Zu seinem Schrecken sah Lina ihn jetzt haßerfüllt an. Doch sie erwiderte ruhig mit ihrer schönen beruhigenden Stimme: 'Wenn ein solches Leben [Stalins, *M.B.)* gefährdet ist, dann hat man nicht die Geduld, jedes Wort abzuwägen. Doch nach dem Tod, da muß man tun, was Recht und Gesetz verlangen.' Thomas war nicht zufrieden mit dieser Antwort, aber er schwieg. Es wurde ihm klar: Lina hat sich bereits dieselbe Frage gestellt, und sie kann sie nicht ertragen. Auf ihn aber machte die Sache mit Stalins Ärzten größeren Eindruck.□

Die spätere Entwicklung Thomas' - seine Zulassung zum Studium wird wegen angeblicher Verfehlungen zurückgezogen - delegiert die Lösung der politischen Aufgaben an den Leser, denn er hat durch die Darstellung der Autorin erfahren, daß der geschaßte Thomas sich durch Intrigen und Mißverständnisse nicht hat beirren lassen.

Wie in den großen Romanen des Exils wird der hohe moralische Anspruch der Autorin deutlich. Nicht die bloße Zugehörigkeit zu einer politisch progressiven Gruppierung entscheidet über die Persönlichkeit und ihren Wert für die Gesellschaft, sondern die grundsätzliche Fähigkeit, den eigenen Standort immer wieder infrage zu stellen, die Beziehung zum vorgeblich politisch zurückgebliebenen Nebenmann immer wieder zu überprüfen. So gerät denn die Seghers auch nicht in die fruchtlose Antithetik von Volksaufstand contra Agentenputsch bei der Interpretation des 17. Juni; sie läßt vielmehr Richard Hagen, die Perspektivfigur des Romans, über die eigenen, die parteieigenen Fehler nachdenken, als er erkennt, daß viele seine Verlustgefühle in Bezug auf Stalin nicht teilen: □ Ich spreche nicht vor irgendwelchen Feinden, sondern von guten Arbeitern. Das hab ich nie so stark gefühlt wie heute; weil er stirbt, ist es herausgekommen.□

Bloße Illustration schematisierter Geschichtsschreibung? Wir sollten die Romane der Seghers nicht so schnell wegordnen. Mit der Herausgabe bei Luchterhand hat hier endlich der Leser das Wort.

Neben diesen Romanen, die nun allerdings nicht zu neuen Klassikern hochstilisiert werden sollen, finden sich die bekanntesten Arbeiten der Seghers wieder. Unter ihnen gewinnen die Romane und Erzählungen zum Faschismus gegenwärtig wieder an Aktualität. Die Schulen wären gut beraten, diese Arbeiten stärker im Lehrangebot zu berücksichtigen, anstatt Gelder für den Ankauf des Hitler-Filmes von Fest zu verschwenden.

Es soll natürlich nicht verheimlicht werden, daß Anna Seghers zweifellos nicht für die DDR-Literatur schlechthin stehen kann und wohl auch bei der interessierten Öffentlichkeit nicht mehr steht. Ihre Romane dokumentieren Geschichte, leisten einen Beitrag zur Gegenwartsbewältigung. Aber es tauchen neuartige Probleme für die DDR auf, jüngere Autoren setzen andere Akzente, widersprechen der so vielfach verehrten reiben sich an der Lebensauffassung der jetzt 76jährigen.

Im letzten Jahr ist eine für diesen Prozeß vielleicht charakteristische Äußerung von Anna Seghers bekannt geworden. Nach ihrem Urteil zum Roman der Morgner □ Leben und Abenteuer der Trobadora Beatriz□ mußte sie passen. Sie hatte ihn nicht lesen mögen. Die Literaturkritikerin Annemarie Auer beschied sie: □ Was du mir erzählst,das sind die Frauenbeschlüsse der UNO. So etwas ist doch kein Buch.□

Es ist bedauerlich, daß die vorliegende Ausgabe einige, vielleicht vermeidbare Leerstellen aufweist. Es fehlen die frühen Romane 'Der Kopflohn' (1933) und 'Der Weg durch den Februar' (1965), 'Die Überfahrt' (1971), die 'Sonderbaren Begegnungen' (1973) sowie, und das erscheint mir besonders bedauerlich, die 'Karibischen Geschichten' (1962) und 'Das wirkliche Blau' (1967), diese für die Poetik der Seghers so wichtige Geschichte. Damit gerät die Ausgabe in Gefahr, einen wichtigen Strang der Segherschen Erzählkunst unterzurepräsentieren, nämlich den märchenhaft-phdntastischen, der gerade für die neueste DDR-Literatur immer wichtiger wird.

Wie dem auch sei: 2.700 Seiten haben wir nun schon mal, und die Gesamtausgabe kommt bestimmt, und die Essayistik der Seghers wird dann sicherlich auch dabei sein.

Anna Seghers

Werke in zehn Bänden

Broschiert in Kassette. Insgesamt 2.700 Seiten.

Luchterhand-Verlag, Darmstadt (Subskriptionspreis bis 31.12.77 DM 120, danach 150)

Literatur-Konkret 1977, S. 61

Ludwig Fels

Ein Clown ohne Illusionen

Seit einigen Monaten gibt es eine Andeutung der Gesammelten Werke von Charles Bukowski. Dieser Reader, eine Papierbombe im Wälzerformat, heißt kurz und bündig »Stories und Romane«, aber schon das Inhaltsverzeichnis ist ein Gedicht für sich.

Wer Charles Bukowski ist, das erklärt sich aus dem, was er beschreibt. 1920 wurde er als Sohn deutsch-polnischer Eltern in Andernach am Rhein geboren. Mit zwei Jahren kam er nach Amerika, genauer gesagt in die Slums der Großstädte an der Ostküste, in Gefängnisse und Irrenanstalten und nebenbei zu verschiedenen Jobs wie Leichenwäscher oder Werbetexter für ein Luxusbordell. Mit 35 fing er zu schreiben an. Ich war schon immer ein Bukowski-Anhänger, aber jetzt, nach seinem 880-Seiten-Manifest, habe ich das Gefühl, ihn in- und auswendig zu kennen, schon wegen der Wiederholungen, die er sich häufig leistet.

Er, der es immer abgelehnt hat, als Dichter eingestuft zu werden, schreibt plötzlich über seine öffentlichen Auftritte vor der Fernsehkamera, als Reisebegleiter oder eben von ganz früher. Vielleicht liegt es ein bißchen daran, daß er auf die 60 zugeht, auf einmal doch noch Ruhm und Erfolg genießt, verdienten, vergönnten wohlgemerkt, nachdem er gelitten hat wie einer, für den Schmerz kein leeres Wort geblieben ist. Aber jetzt wird er vermarktet, vertrieben, wie eine seltene Pflanze, auf unseren Kunstdüngergefilden versteigert, muß exotischer Literat sein, darf sogar aphoristische Tagebuchaufzeichnungen veröffentlichen, nicht weil sie besonders gut, sondern weil sie von ihm sind. Seine Uneinnehmbarkeit in bezug auf den Kulturbetrieb, einst ein glaubwürdiges Wahrzeichen seiner Person, scheint zu bröckeln.

Ich grinse auch heute noch traurig über seine Postbotenabenteuer, die er in dem Roman »Der Mann mit der Ledertasche« aneinanderreihte, dazwischen seine Sexromanzen verstreuend, wie zerstörte Denkmäler der Zärtlichkeit. Das Elend der Liebe ist sein Hauptthema, Bukowski ein ewiger Wanderer zwischen Lotterbett und Scheißjob.

Die Kurzgeschichtensammlung »Das ausbruchssichere Paradies«, von Comicstar Robert Crumb illustriert, ist das Beste vom Neuen in diesem Band. In ihr schildert er seine Jugend, die Kämpfe um jeden Dreck. Wenn er trotz Rezession sein Taschengeld, den schmalspurigen Besitz, in Stripteaseshows trägt, dann ist das mehr als pubertäre Komik. Er besingt, verdorben jauchzend, seinen Teppich, der aus Bierdosen besteht, malt sich mit Schreibmaschine prallärschige Frauen zurecht, an denen er verzagt, weil sie versagen. Seine Leidenschaft ist mörderisch. Mit Magendurchbruch in die Klinik eingeliefert, den Katheter im »Truthahnhals«, beschäftigt er sich lieber mit seinen Hämorrhoiden, die ihm wie Gehirn am falschen Platz erscheinen. Seine Prosa, die in der Hollywood-Skidrow Los Angeles entstand, reicht von Schaufensterpuppenliebhabern bis zur Absteigenglückseligkeit.

Auf dem Collage spielte er den Nazi, aus Protest gegen die Streber, die nicht onanierten. In meiner Lieblingsgeschichte boxt er, zigarrenpaffend, mit Ernest Hemingway, wankte auch als Sieger aus dem Ring, nachdem er sinnbildlich die Vergleiche der Kritiker, die ihn gern als Nachfolger jenes Selbstmordenden Shortstory-Recken bezeichnen, zerschlagen hat.

Für mich ist Bukowski ein Clown ohne Illusionen.

Sein Roman »Faktotum« ist ein proletarisches Meisterwerk. Wie er das Kriechen von Stelle zu Stelle erzählt, Schlachthof, Gleisbau und Warten und Betteln! Das ist Arbeiterliteratur, die Mumm im Kopf hat, und Katerpoesie. Wer ihm die Kraft nimmt, dem nimmt er den Stolz; ohne Klassenkampfphatos schlägt er sich durch, die Schinder nicht als Spender verkennend.

Seine Undergroundkolumnen unter dem Titel »Anmerkungen eines Dirty Old Man«, sind unmaßgeblich erweitert worden und deswegen immer noch ein journalistisches Glanzstück aus einer in Sünde verbohrten Welt, wie es ein friedvoller Geistlicher nennen würde. »Vereist und versteinert werden wir uns weiter durch die Nächte quälen mit unseren sinnlosen Träumen...«

In das Buch ist ein Foto eingeklebt, das Charles Bukowskis Gesicht zeigt. Jeder Hochofenarbeiter oder Bergmann hat dieses Gesicht, wenn er sich nach Feierabend nicht für die Arbeit schont. Bukowski soll ein liebenswertes Ungeheuer werden.

Ich mag so was nicht. Dieser Autor nimmt zwar nur sich selbst wichtig, aber das ist sein Recht, das Recht jedes Vereinzelten, der unter Einsatz seiner ganzen Person gegen Mißstände aufbegehrt, die ihm mehr gekostet haben, als die Anerkennung wettmachen wird.

Zu den wichtigsten Utensilien seines Daseins gehören Kühlschränke und Eiswürfel, ein fiebriger Fick, das Schreiben auf der Schreibmaschine und eine gerechte Verklärung seiner Abseitshaltung. Seine »Stories und Romane« sprengen den Kopfumfang, sind der Gefühlsspanne nützlich, wertvoll für das Innenleben am Beispiel der Veräusserung, aber eben nichts für kleinbürgerliche Rufgeiler, die Buk unter Umständen zur Wiederholung des Satzes zwingen könnten: » Die amerikanische Gosse hat mich wieder.«

Charles Bukowski: Stories und Romane

Zweitausendeins. Frankfurt, DM 20,00

Literatur-Konkret 1977, S. 62

Hermann L. Gremliza

Karl Kraus und das Bürgerpack

Am 5. Februar 1977 füllte die »Frankfurter Allgemeine Zeitung« die ganze erste und ein Viertel der zweiten Seite ihrer Samstagsbeilage »Bilder und Zeiten« mit der Beschimpfung eines Schriftstellers, der seit über vierzig Jahren tot ist. Gegen ihn wurde alles Vokabular aufgefahren, zu dem besinnungslose Wut fähig ist: Komödiant -hysterische Akzente - Eitelkeit und Geltungssucht - jüdischer Selbsthaß - sadistisch - blutrünstig - monomanisch - Allüren eines Provinzdiktators - Intellektuellenclown -antisemitisch - kindisch anmutende Borniertheit - Amokläufer - unerträglich eintönig - verstaubt und vergessen - Produkt österreichischer Intrigen. Soviel ist »Bild« und »Welt« zusammen zum lebenden Heinrich Böll nicht eingefallen wie der »FAZ« zum toten Karl Kraus.

Es unterschätzte aber die »FAZ«, wer sie für fähig hielte, ihre ganze Wut und ihr aufgebessertes Beilagen-Papier auf einen zu verschwenden, der nicht nur tot, sondern tatsächlich »verstaubt und vergessen« ist. Im Gegenteil, die »FAZ« hat entdeckt, daß Karl Kraus in den letzten Jahren immer lebendiger geworden ist: »Indes sollte man nicht etwa meinen, Kraus werde heute nur noch von denjenigen gerühmt, die einst seinen Lesungen beiwohnen und vielleicht sogar gelegentlich an seinem Kaffeehaustisch sitzen durften. In seinem Banne stehen bisweilen auch jüngere Leser und Interpreten. Aber ob alt oder jung - ein Kennzeichen vereint sie alle: der Fanatismus. Daß Karl Kraus sich für unfehlbar hielt, ist belanglos. Daß er heute von manchen seiner Anhänger für unfehlbar oder doch beinahe unfehlbar gehalten wird, ist erschreckend. Sollte sich hinter der zwar numerisch unerheblichen, doch intensiven Kraus-Bewunderung die Sehnsucht nach dem Absoluten verbergen?«

Aha. Man braucht Karl Kraus nicht zu kennen, um aus diesen Sätzen zu erfahren, was los ist: Die Zahl der Leute, die lesend von Kraus lernen und das Gelernte schreibend weitergeben, scheint qualitativ groß zu sein und »numerisch« zu wachsen. Das macht die Kulissenschieber des bürgerlichen Kulturbetriebs fürchten.' Zum Beispiel eine »Sehnsucht nach dem Absoluten«, die das fidele Haus abräumt und einer Relativitäts-Pragmatik, die mit Tätern packelt und mit Opfern fackelt, das gute Gewissen raubt. Oder einen fanatischen Haß auf ein Feuilleton, das mit liberalem, manchmal linksliberalem und gar irgendwie

sozialistischem Klunker den Neutronenbomber des Leitartikels drapiert.

Was denken sie sich dabei, die Intellektuellenclowns, wenn sie Kraus plötzlich einen Intellektuellenclown nennen, anstatt auf die besser eingeführten Klischees »Konservativer« und » Austrofaschist« zurückzugreifen, die jahrzehntelang erfolgreich benutzt wurden, die jungen Linken an Karl Kraus vorbeizuschrecken? Warum fällt nach Jahrzehnten, in denen ein Wiener Mitarbeiter des Springer-Verlags den alleinverfügungsberechtigten Kraus-Erben mimte, auf einmal kein politisches Wort? Fürchtet man, die Kraus-Leserschaft sei inzwischen so groß, daß der Schwindel auffliegen müßte?

Reden wir also von Politik, lassen wir Kraus davon reden: »Ich, der allem Mißverstand zum Trotz weit von jeglicher Möglichkeit steht, es mit einer Partei zu halten, aber nie vor der Gefahr, um nicht für einen Politiker zu gelten, die Partei der Menschlichkeit zu verlassen, behaupte...

doch den einen unverrückbaren Standpunkt, das Bürgertum in allen Gestalten und in seinem ganzen Ausdruck in Presse und Staatsleben mit einem Hasse zu hassen, der ihm durch Generationen anhaften wird. «

Warum verschweigt die »bürgerliche Zeitungspest« auf eineinviertel Seiten »FAZ« diesen Haß auf die »Bürgerwelt«, auf den »Heerbann des Kapitalismus« und den »imperialistischen Wahn«?

Soll hier der tote Kraus mit »bürgerlicher Totschweigetaktik« wie der lebende vom »bürgerlichen Pressemetier« noch einmal daran gehindert werden, ein Bewußtsein jener »Kompagnie von Profit und Phrase« zu verbreiten, die beispielsweise den Kulturteil der »FAZ« ausmacht?

Dann will ich als einer, den die »FAZ« meint, wenn sie von »der Unduldsamkeit und Maßlosigkeit der Kraus-Anhänger« spricht und ihre eigene (Lohnabschlüsse betreffende) maßvolle (Kappier oder südafrikanische Rassisten betreffende)

Duldsamkeit rühmt, ein wenig nachhelfen.

Als »jene liberalen Blätter« Osterreichs, in deren Erbe die »FAZ« eingetreten ist, mit Hurra in den Ersten Weltkrieg leitartikelten als der liberale Literaturpapst der Weimarer Zeit, Alfred Kerr, Vorbild des hier zitierten »FAZ«-Autors, noch wilhelminische Kriegslyrik fabrizierte, schrieb Karl Kraus, der »Konservative«: »Ich, der keinen Augenblick seit dem 1. August 1914 sich einen anderen Endsieg als die Verwandlung der Erde in einen Dreckhaufen, keine andere Sühne als die Brandmarkung der Rädelsführer dieses größten Verbrechens der historischen Zeitrechnung vorgestellt, keinen Gedanken der Sympathie für ein Vaterland rotgestreifter Mörder und Diebe, gewalttätiger Kretins und entgegenkommender Schufte gehabt und nie, vom konservativsten, patriotischsten Standpunkt aus, einen anderen Wunsch, als daß sich die nüchterne, fibelfreie, demokratische Zivilisation der Welt mit den zur Ausrottung dieser Unzucht, zur Abkürzung dieser Blutschande leider Gottes nötigen Behelfen armiere...«

Das war fanatisch, maßlos, unduldsam, absolut. Wie gut, daß die liberale Presse mitten im Weltbrand einen kühlen Kopf behielt und - bei aller Kritik an Ausschreitungen - die Exportchancen nicht vergaß. Ob Weltkrieg oder Vietnam - nie hätte die »FAZ« geschrieben, daß sie »den wildesten Aufzug befreiter Sklaven für ein geordneteres und Gott wohlgefälligeres Schauspiel halte als den reglementierten Auftrieb von Menschenvieh zum Tod für die fremde Idiotie, das fremde Verbrechen.« Nie hätte sie Rosa Luxemburg das »edelste Opfer« genannt, weil auf die Frage »Wessen« die Antwort hätte lauten können: »Des kapitalistischen Auswurfs und seiner intellektuellen Verwandtschaft« (die heute im »FAZ«-eitartikel Rosa in die Schutzhaft des Radikalenerlasses nimmt.)

Soweit der konservative Kraus, an dessen Fackel, solange sie fremde Beiträge aufnahm, Wilhelm Liebknecht mitgearbeitet hatte. Später setzte Kraus Hoffnungen auf die österreichischen Sozialisten, wofür ihm allenfalls der Vorwurf gemacht werden könnte, ganz »konservativ« geglaubt zu haben, was sie sagten, bevor sie es durch Taten verrieten und auf die »sozialistische Umwälzung« (Kraus) zugunsten eines Pakts mit dem Bürgerpack verzichteten. Kraus:

»Pfründner des Fortschritts, die das Herz verließ,
da Weltwind in die schlaffen Segel blies, vom Bürgergift berauschte Parvenüs,
die mit dem Todfeind, mit dem Lebensfeind
Profit der Freiheit brüderlich vereint,
die freier einst und reiner war gemeint.«

Dennoch: Kraus wußte zu trennen zwischen dem Erhofften und dem Möglichen, glitt nie in moralisierendes Sektierertum ab, blieb mehr Politiker als die von ihm kritisierten. Als 1927 hundert Wiener Arbeiter im Kugelhagel von Polizei und Militär starben, stellte er sich an die Seite der Opfer und ihrer Partei. Und als, nicht zuletzt durch deren Schuld, Österreich nur noch vor der Wahl zwischen dem zwangsweisen Anschluß an Nazi-Deutschland und der Unterstützung des »Austro-Faschisten« Dollfuß stand, der diesen Anschluß bekämpfte, zögerte Kraus nicht, die gegen Dollfuß gerichteten Sabotage-Akte der Sozialisten den Selbstmord zu nennen, der er war. Auch das macht Kraus so gefährlich. Wenn schon politisierende Künstler, dann doch, bitte, solche, die »vor der Moral die Basedowsche Krankheit kriegen« und »gesinnungstreu« auch dann noch »J-accuse« rufen, wenn der Richter schon geköpft ist.

Kraus und das Bürgerpack - wir wollen das Verhältnis nicht komplizierter machen, als es ist, und es ist auch ganz einfach. Was da im Feuilleton mit »jüdischen Selbsthaß« und anderen »Psycholozelach« (Kraus) umständlich argumentiert, ist so zweckhaft gemeint wie der plumpste Leitartikel. Beweis nötig?

»Die geistige Welt des Kommunismus ...organisiert sich doch aus dem Gedanken jener letzten Hoffnung, die die Verzweiflung bildet, und der Mut seiner Bekenner, der volle Einsatz auf einer Barrikade, die die Sozialdemokratie vor der Stirn hat, verbindet ihn wie mit dem Tod auch mit dem Leben ...der Teufel hole seine Praxis, aber Gott erhalte ihn uns als konstante Drohung über den Häuptern jener, so da Güter besitzen und alle andern zu deren Bewahrung und mit dem Trost, daß das Leben der Güter höchstes nicht sei, an die Fronten des Hungers und der vaterländischen Ehre treiben möchten.«

Das reicht. Für eine Telefonüberwachung, zwei Hausdurchsuchungen und drei Berufsverbote.

Karl Kraus, »Die Fackel«, 12 Bd., 24.500 S. Zweitausendeins Versand, Frankfurt,

DM 148,00

Literatur-Konkret 1977, S. 64

Hans Platschek

KSP und die Sprache der Dinge

Der Kuckuck weiß, wenn ers weiß, warum ansonsten harmlose Kunsterzieher, kaum daß sie Schriftliches zum Druck befördern wollen, eine Sammlertätigkeit entfalten, die sich nicht etwa auf Gemälde, Zeichnungen oder bloße Farbtafeln richtet, sondern auf Aussprüche von Karl Marx, von Friedrich Engels und, als Dritten im Bund, von Wolfgang Fritz Haug. Denn Seite um Seite stopfen diese im pädagogischen Leben doch so wertvollen Menschen ihre Schreibübungen bis zum Platzen mit Zitaten voll und, dazwischen, die weitaus geringere Zeilenzahl aus eigener Feder mit Wortungetümen wie »Normenverinnerlichung«, »Rezeptionsvorgabe«, »Wirkintention« und dergleichen mehr. Zum wer weiß wievielten Mal passiert das in dem von Hubertus Gaßner und Eckhart Gillen herausgegebenen Sammelwerk, das über die Kultur, die bildende Kunst und ihren historischen Abläufen in der DDR berichten soll. Es ist wahr, das Vorhaben müßte, sachbezogen wie es sich anläßt, Aufmerksamkeit und, mehr als das, Interesse erregen, nur treibt der Seminarmarxismus immer wieder Blüten, die vorab schon fürs Herbarium bestimmt sind.

Selten, so scheint es, sind die beiden Herausgeber mitsamt ihrer vier westdeutschen Ko-Autoren darauf gekommen, daß Malerei und Plastik nicht zuletzt zum Anschauen da sind. Eine solche Anschauung in Worte zu übersetzen ist kein Kinderspiel, weil der Übersetzende in einem fort Gefahr läuft, vermeintliches, Sichtbares und Ausgedachtes zu verwechseln. Den Verfassern dieses Buchs nun ist ohnehin der Begriff lieber als das visuelle Faktum, was dazu führt, daß sie über die Kunstwerke hinweg ostexpertenhafte Ausführungen zu Papier bringen. Oder muß, wer vom »marxistischen Arbeitsbegriff« ausgeht, dem »engen, auf Kunst konzentrierten Kulturbegriff« die kalte Schulter zeigen? Marxzitate en gros und en détail jedenfalls verwandeln eine Fleißarbeit beileibe nicht in eine »materialistische Kulturtheorie« und kein Durchbüffeln aufgestapelter Drucksachen trägt zur Urteilskraft das seine bei. Auch die fortwährenden Ausflüge in die Politologie machen den Kohl nicht fett; mehr noch, Politologie machen den Kohl nicht fett; mehr noch, Politologie und Ikonographie, das heißt: die gute alte Bildbeschreibung kunsthistorischer Schularbeiten, gehen mehrmals Verbindungen ein, die man nur eine Mesalliance nennen kann. Der Maler Bernhard Heisig hat einmal erzählt, wie ihn eine Gruppe angehender Kunstwissenschaftler mit Fragen nach dem KSP zusetzte. Heisig dachte erst, die Rede sei von einer Fußballmannschaft. Die Wissendurstigen meinten jedoch den künstlerischen Schaffensprozeß.

Maler, das stimmt schon, sind die rechten Kunsterforscher nicht. Sie reagieren nämlich »in der Regel sauer oder ironisch darauf, wenn sie sich in einen Schubkasten eingeordnet und etikettiert fühlen.« Der gutgelaunte Satz stammt von Peter H. Feist, einem der drei DDR-Autoren, die der Band begrüßenswerterweise zu Wort kommen laßt. Wer sich nun der Marter entziehen will, die das Lesen der meisten Texte mit sich bringt, hält sich am besten an Feists Aufsatz, der erstens, oh Schande, fußnotenlos abgefaßt ist und zweitens kein Hehl aus dem Provisorischen der Theoreme macht. Überdies handelt es sich um einen Nachdruck aus der Zeitschrift »Bildende Kunst«, sodaß wir es hier mit einem ebenso instruktiven wie authentischen Material zu tun haben.

Feist macht deutlich, daß die Vielfalt und die Spannweite, der die Malerei in der DDR sogar im Westen ihren Ruf verdankt, Hand in Hand mit einer Steigerung der allgemeinen Seh- und Kunstbedürfnisse geht. Das hat ein paar Akzentverschiebungen zur Folge, die den Realismusbegriff aus seiner Eigenmächtigkeit entlassen. Genauer: mit der Formulierung komplexerer Inhalte kommen verschiedene Realismus-Typen ins Spiel, deren Nebeneinander Feist für unerläßlich hält. Entsprechend weist er auf die Notwendigkeit »künstlerischer Experimente« und auf die »Erprobung neuer Gestaltungsweisen und neuer Formen« hin, als deren Resultate er, vorschlagsweise wie er sagt, die Kennworte expressiver, metaphorischer und imaginativer Realismus prägt. Lesenswert sind die leider nur kursorischen Bemerkungen über den Surrealismus, über gewisse Verfahren der informellen Malerei, ja selbst über die abstrakte Kunst: Bemerkungen, die einerseits als Kontrastprogramm zur westlichen Wegwerfästhetik, andrerseits als Anleitung zur »Entfaltung küntlerischer Sensibilität« zu verstehen sind. Daß diese Sensibilität nicht Sache der Maler allein ist, hat bereits Brecht gesagt: zur Wirklichkeit des Künstlers gehöre sein Publikum. Anstandshalber muß man hinzufügen, daß in der Stolperprosa und unter den Zitatenklumpen der Westautoren ähnliche Gedanken ans Licht zu kommen trachten.

Wie ergiebig also ist die Transparenz des KSP? Oder der »ikonologische Abriß«, mit dem sich die Herausgeber des Gießener Sammelwerks abplagen? Hier bietet sich ein Beispiel an, das dank der Kontingenz im Buchgeschäft wie gerufen kommt. DuMont nämlich hat einen voluminösen Prachtband über René Magritte her-

ausgebracht, der schon beim bloßen Durchblättern KSP und Abriß vergessen läßt. Für Magritte ist Malerei eine Sprache mit eigener Artikulierfähigkeit: Er bringt seine gemalten Dinge zum Reden, kehrt aber stehenden Fußes dieses Reden gegen die Dinge selbst. Mit Begriffen kommt man solchen Zweideutigkeiten nicht bei, weil ihr Sinn und, darüber hinaus, ihr Witz in der sprichwörtlichen Tatsache liegt, daß man seinen Augen nicht traut und auch nicht trauen soll. Ein beliebtes Sujet ist der

Mann mit einem Bowler-Hut auf dem Kopf, dem auf einem Bild beispielsweise ein grasgrüner Apfel vor dem Gesicht hängt oder schwebt. Ob das der Apfel vom Baum der Erkenntnis ist oder ob er, einer Lexikonweisheit zufolge, als Liebesattribut gelten soll, ist eine müßige Frage, der zumal Magritte in Person die Antwort verweigert hat: Symbole, so sagt er, seien ein hassenswerter Gesprächsstoff und hintersinnige Spekulationen erst recht.

Das Bild gehört dem gleichen Harry Torczyner, der den Text verfaßt hat. Doch Vorsicht: keineswegs handelt es sich hier um einen jener Kunstkritiker, die sich, nach altem Brauch, für ihre Lobsprüche ein Bild erschnorrt haben. Vielmehr ist Torczyner Rechtsanwalt, einer, der zu seinen Klienten Schriftsteller und Künstler zählt, ein musischer Jurist also, wenn nicht gar mehr, denn er ist über Jahre hinweg Magritte nicht nur als Freund, sondern ebenso als Mäzen zur Seite gestanden. Daher der zwar anekdotisch gefärbte, sonst aber alles andere als kunstwelthafte Tonfall seiner Kommentare, wobei man allerdings hinzufügen muß, daß es schwer sein dürfte, über Magritte nicht schreiben zu können. Für Torczyner spricht obendrein etwas anderes: Er hat Magritte bestimmte Bilder in Auftrag gegeben.

Was ein großer Künstler ist, der malt, nicht wahr, doch nie nach Aufträgen. Dieses Vorurteil hat Magritte keinen Augenblick gestört. Seine Malerei kreist zwar um- absurd anmutende Identitäten wie Füße, die gleichzeitig Schuhe sind, diese Imagines aber sollen als Denkbilder verstanden werden oder, dank ihrer schlingernden Bedeutung, Erkenntnisse in Gang setzen. Wenn aber der einzelne Gegenstand wenig, seine Verbindung mit einem anderen hingegen vor allem zählt, so liegt es nahe, daß ein derartiges Ding austauschbar bleibt. Tatsächlich hat Magritte einzelne Objekte von Bild zu Bild wiederholt, er hat aber außerdem, zum Entsetzen der Kunstwelt, auf Bestellungen die einem Kunden wie Torczyner ansprechenden Gegenstände zu neuen Bildern kombiniert. Unseriös ist das in keiner Weise. Denn nimmt man solche Bilder als Lehrstücke über die Unzulänglichkeit menschlichen Sehens und, weiter, über den Glanz und das Elend der Illusion, so kommt es durchaus nicht auf die einzelnen Dinge an, die jeweils die Szenerie bevölkern.

Es ist möglich, daß Peter Feist Magritte einen imaginativen Realisten nennen und damit nicht nur in der DDR ergiebige Diskussionen auslösen würde. Kaum diskutiert hingegen wird hier wie dort ein anderer Maler, der nunmehr als Klassiker gilt, obwohl ihn ein derartiges Markenzeichen kaum Freude bereitet hätte. Über Fernand Leger veröffentlicht DuMont jetzt einen weiteren Großband, der, ähnlich wie im Fall Magrittes, einem Interesse nachzukommen scheint, das über die Kunstwelt hinausreicht. Oder sollte, flatterhaft wie sie nun einmal ist, die Kunstwelt an einem Joseph Beuys die Lust verlieren? Immerhin ist Leger einer der ganz

Naiv jedoch ist Leger bestimmt nicht gewesen. Es gibt ein Bild aus dem Jahr 1930, bescheiden »Studie zu den drei Musikanten« genannt, darauf drei ganz normale Leute in Sonntagsstaat Baßgeige, Tuba und Ziehharmonika spielen. Dieses Ensemble von Figuren, ihren Attributen und Instrumenten trägt eine Energie zur Schau, die aus den drei Musikanten das macht, was man im allgemeinen nicht ohne Bedenken positive Helden nennt. Leger malt mit oft alles andere als eingängigen Stilelementen volkstümliche Sujets, denen die berüchtigte »Tümlichkeit« fehlt: Er nimmt das Nächstliegende zum Thema, Maschinen etwa, vor denen er offenbar keine Kleinbürgerängste aussteht; diejenigen, die an den Maschinen stehen, ihre Arbeit und ihr Freizeitvergnügen. Bekannt ist seine Erklärung: »Ich hatte Paris mitten in einer Periode der Abstraktion, der malerischen Befreiung verlassen. Ohne Übergang fand ich mich (im wenigen gewesen, dessen Formenrepertoire durch thematische Anforderungen geprüft, entwickelt und neu geordnet worden ist, mit einer Unbefangenheit zudem, die manch einer für Naivität gehalten hat.

Krieg) Schulter an Schulter mit dem ganzen französischen Volk. Unter die Pioniere versetzt, waren meine neuen Kameraden Bergleute, Erdarbeiter, Holzfäller und Metallarbeiter. «

Wäre der DuMont-Band nicht so sündhaft teuer, er könnte als Bilderfibel für Kunststudenten dienen, als ein Pflichtbuch, dessen Durchsicht ein paar Strittigkeiten, wie sie heute an der Tagesordnung sind: über Avantgarde und Nicht-Avantgarde, über Walter de Marias Loch oder Nicht-Loch oder was immer man will, als die Bagatellprobleme hinstellt, die sie ja sind. Denn Leger ist schon deshalb beispielhaft, weil er sich nie darauf einließ, Vernunft und künstlerische Eingebung zu trennen. Feist würde ihn einen metaphorischen Realisten nennen, wenn nicht gar einen expressiven.

Das Dumme ist nur, daß ein Kunstbuch durch die Verkleinerung der Reproduktionen und der Glätte des Glanzpapiers die eigentliche Spannung der Bilder, die Dissonanz von Farbe zu Farbe und von Materialbezeichnung zu Materialbezeichnung, nicht wiedergibt. Im Treppenhaus des Museum of Modern Art hängt beispielsweise ein Leger, der nicht nur im übertragenen Sinn ins Auge springt.

Moderne Kunst, auch hochkarätige, hinterläßt mitunter, zumal wenn Bilder wie Briefmarken aneinandergereiht sind, einen zwiespältigen Eindruck: Legers Bild hingegen demonstriert für sich allein, was Modernität, Courage und Geradlinigkeit bedeuten können. In seiner Nähe geht die ganze Pop Art zuschanden.

Der Text im Buch ist knochentrocken und Legers Wirkungsvermögen wird er an keiner Stelle gerecht. Den Namen des Verfassers hat man irgendwo schon mal gehört. Schmalenbach ... Schmalenbach? Vielleicht hilft ein freundlicher Leser weiter.

Hubertus Gassner und Eckart Gillen (Hrsg.): Kultur und Kunst in der DDR seit 1970 Anabas-Verlag, Gießen, DM 22,00/Harry Torczyner: Rene Magritte, DuMont, Köln, DM 128,00/Werner Schmalenbach: Fernand Leger, DuMont, Köln, DM 68,00

Literatur-Konkret 1977, S. 66

Reinhard Kühnl

Die Unschuld eines Phänomens

Wie der Buchmarkt zeigt, ist das Interesse für Probleme des Faschismus stark angewachsen. Das äußert sich in einem erhöhten und zum Teil reißerisch aufgemachten Angebot . Es sind sehr verschiedene Ursachen und Motive, die dieses Interesse begründen: Geschärftes politisches Bewußtsein über den Zusammenhang zwischen Kapitalismus und Faschismus seit dem Erstarken der kritischen Faschismusforschung in den letzten 10 Jahren, das Erlebnis der akuten Bedrohung der Demokratie angesichts der Erfahrungen von Griechenland 1967 und Chile 1973 und der Aushöhlung der Grundrechte im eigenen Land, also genuin demokratische Motive. Andererseits aber auch die Orientierungslosigkeit breiter Schichten angesichts von Dauerarbeitslosigkeit und sozialer Unsicherheit und der offensichtlichen Unfähigkeit der Parteien und Regierungen, Lösungen aufzuzeigen und die Krise zu bewältigen. Solche Stimmungen und die Suche nach Alternativen können zu demokratischem Engagement weiterentwickelt werden. Sie können aber auch - bei einer politisch und historisch uninformiert gehaltenen Bevölkerung - den Ruf nach dem »starken Mann« und dem »starken Staat« erzeugen, der die Krise überwinden und endlich Ordnung schaffen soll.

In dieser Lage kommt es also entscheidend darauf an, wie das erhöhte Interesse am Faschismus befriedigt wird: durch Aufklärung über die Ursachen und die Folgen des Faschismus oder durch Sensationsberichte, die die Hauptsache im Dunklen lassen oder sogar den Faschismus als attraktive Möglichkeit der Krisenlösung darstellen. Hinter beiden Richtungen stehen reale gesellschaftliche Interessen. Beide Richtungen -und allerlei Zwischenpositionen - artikulieren sich in den Neuerscheinungen dieses Jahres.

Die Legende, daß Aufstieg und Politik des Faschismus im Denken, Wollen und Fühlen des Führers begründet seien, hatte nach 1945 zunächst defensive Funktion: Alle Träger und Bundesgenossen der faschistischen Politik, besonders Großkapital, Militär und hohe Beamtenschaft, sollten damit entlastet werden. In den letzten Jahren, besonders deutlich durch das Buch und den Film von J.C. Fest, hat die Hitler-Legende jedoch auch offensive Akzente erhalten: Hitler erscheint als derjenige, der das deutsche Volk aus Elend und Verzweiflung zu Ordnung und sozialer Sicherheit geführt und so im Volk Jubel und Begeisterung erzeugt hat.

John Toland: Adolf Hitler, Lübbe-Verlag, Bergisch Gladbach, DM 48,00

Die Frage, wie ein Mann das schaffen konnte, was das wohl für ein Mensch gewesen sei, wird nun in Film und Fernsehen, in Groschenheften und Büchern in immer neuen Versionen ausgewalzt. Der Phantasie sind dabei kaum Grenzen gesetzt. Das neueste Großerzeugnis dieser »Hitlerwelle«, das - wie das Buch von Fest -mit einem gewaltigen Reklameaufwand propagiert wird, stammt von dem amerikanischen Publizisten John *Toland.*

Um »das Mysterium Hitler zu ergründen«, hat T. mehr als 250 Gespräche mit »Zeugen seiner Laufbahn« geführt - vom Adjutanten bis zur Sekretärin. Es mag schon sein, daß hier »mehr Details über das Leben und Wirken des `Führers' zusammengetragen« sind als in allen bisherigen Biographien. Unser Verständnis des Faschismus wird dadurch allerdings nicht erweitert. Allzu schlicht ist das Geschichtsbild des Autors. Da der Faschismus auf die Person Hitlers reduziert wird, also auf eine historisch einmalige und zudem vergangene Erscheinung, kommt gerade das nicht in den Blick, was von allgemeinem Interesse ist, was uns noch betrifft, was in ähnlicher Form in Italien 1922, in Österreich 1934, in Spanien 1936 und Chile 1973 beobachtet werden konnte, woraus man also etwas lernen kann: das Geflecht an politischen Bedingungen, die Faschismus begünstigen, und an sozialen Interessen, die Faschismus brauchen und deshalb fördern.

Wie die meisten Historiker, die Geschichte darstellen als das Handeln großer Persönlichkeiten, muß auch T. seine Führerfigur, »dessen seelische Defekte« nach der Verlagsreklame »zum Verhängnis eines Kontinents wurden«, mit dämonischen Gaben ausstatten: »Da ihm der Himmel verschlossen war, wählte Adolf Hitler die Hölle«. So wurde er »zu einem Herrscher von luziferischer Grausamkeit«. Dämonisierung und Lächerlichkeit liegen freilich dicht beieinander: Wir erfahren, daß Hitler häufig unter Blähungen litt und dies vielleicht ein bedeutsamer Faktor in seinem Leben war.

So bedeutet dieses »politische Sachbuch des Jahres« zwar keine Propagierung des Faschismus, aber auch keine Hilfe zur Erklärung. Im Gegenteil: dem Leser wird es unmöglich gemacht, den Geschichtsverlauf zu begreifen und daraus Lehren für die Gegenwart zu ziehen. (Es ist bezeichnend für die Faschismusdiskussion in unserem Lande, daß ein solches Buch sogleich übersetzt und in hoher Auflage verbreitet wurde, während eine so wichtige und gründliche Untersuchung wie die von Arthur Schweitzer über »Big Business in the Third Reich« nicht einmal innerhalb von 12 Jahren einen deutschen

Verleger gefunden hat. Ihre Fragestellung ist allerdings auch viel unangenehmer für die Mächtigen in diesem Lande.)

Joseph Goebbels: Tagebücher 1945, Verlag Hoffmann & Campe, Hamburg, DM 36,00

Für den Historiker wichtiger sind die Tagebücher des ehemaligen Reichspropagandaministers *Goebbels* vom Februar bis April 1945.

Der Leser erfährt, wie sich der Untergang der Diktatur im Bewußtsein ihrer Führer darstellt. Mehr erfährt er allerdings nicht. Vor allem sagen ihm die Tagebücher nicht, welches tatsächlich die Triebkräfte gewesen sind, die zum Krieg und zur Ausplünderung Europas geführt haben und an welchen Kräften der deutsche Imperialismus wirklich gescheitert ist. Um diese objektive Seite des Geschehens zu erfassen, müßte der Leser z.B. zu der großen Darstellung »Deutschland im Zweiten Weltkrieg« greifen, von der die ersten beiden Bände vorliegen, oder zu den Dokumentenbänden des Pahl-Rugenstein Verlages. Ob es sich bei den Tagebüchern um »das sensationellste Dokument des Zweiten Weltkrieges« handelt, wie der Verlag meint, darf deshalb bezweifelt werden.

Auch Memoiren haben subjektiven Charakter, stellen die Ereignisse aus dem Erlebnishorizont des Autors dar, bedürfen also der Korrektur durch den Vergleich mit dem tatsächlichen Geschehen. Sie können dann informativ sein, wenn der Autor an maßgeblicher Stelle am historischen Geschehen teilgenommen hat und wenn er über Ereignisse berichtet, die wir nicht schon zuverlässiger aus anderen Quellen kennen. Dies ist bei den beiden folgenden Büchern der Fall.

Wilhelm Hoegner, Flucht vor Hitler, Nymphenburger Verlagshandlung, München, DM 26,00

Wilhelm *Hoegner,* 1930 - 1933 Reichstagsabgeordneter der SPD (und 1945/46 bayerischer Ministerpräsident), berichtet vom Untergang seiner Partei und der Weimarer Republik 1933. Dies ist ein erschütterndes Dokument, weil hier ein aufrechter Sozialdemokrat ohne jede Beschönigung die Kapitulation seiner Partei gegenüber dem Faschismus schildert. »Im Unterschied zu anderen Darstellungen ... rechtfertigt ... mein Buch die Politik der freien deutschen Arbeiterbewegung im Frühjahr 1933 nicht. Es bringt vielmehr die schwere Enttäuschung über das kampflose Ende der Weimarer Republik zum Ausdruck. « (S.7) Im Gegensatz zu den österreichischen Arbeitern 1934 oder zur spanischen Volksfront 1936 habe die deutsche Arbeiterbewegung keinen offenen Widerstand geleistet, obwohl 1932/33 »mehr Deutsche als je bereit (waren), für die Verteidigung der Volksfreiheit gegen den Faschismus zu kämpfen« (S.9). Als H. diesen Bericht 1937 dem Exil-SPD-Verlag anbot, lehnte der Lektor mit der Begründung ab: »Die unerhörte Wahrheit darf in der heutigen Zeit noch nicht ausgesprochen werden«.

Wie war das 1933 möglich? Dies ist die Frage, die den Autor quält. Und auch deshalb wirkt das Buch so erschütternd: H. bleibt - trotz besten Willens - befangen in der Vorstellungswelt der damaligen SPD, in eben jener Vorstellungswelt, die nach seinem eigenen Bericht zum Untergang der Republik wesentlich beigetragen hat. »Wir mußten die Regierung Brüning stützen ... Wir mußten die bürgerlichen Parteien bei der Stange halten, damit sie nicht sogleich in hellen Haufen zu den Nationalsozialisten überliefen« (S.18f.). »Wir waren in allem waschechte Parlamentarier, d.h. wir redeten über die Dinge, aber andere gestalteten, meisterten sie.« (S.24) So ehrlich er auch nach den Ursachen forscht - sie bleiben ihm verborgen. Der Sieg des Faschismus bleibt ihm letztlich unbegreiflich: »Wir Sozialdemokraten waren politisch handlungsunfähig geworden, ins Schlepptau stärkerer Kräfte geraten und wurden nun unaufhaltsam in die Brandung gerissen.« (S.18) Er spürte die »stärkeren Kräfte«, doch er kann sie nicht benennen. Er merkte, daß die Entscheidungen nicht mehr im Parlament fielen, er vermutet »die alleinige tatsächliche Macht« (S.43) im Militär, doch das Großkapital bemerkt er nicht.

Wo lagen die Fehler? »Das Revolutionsjahr 1918/19 hatte nicht den von Millionen erwarteten Bruch mit der Vergangenheit, mit dem Militär- und Junkerstaat, mit der kapitalistischen Wirtschaftsweise gebracht.« (S.26). Damit erhielten die reaktionären Kräfte die Chance, ihre Machpositionen wieder zu festigen. Daß es aber die SPD-Regierung war, die im Bündnis mit den kaiserlichen Offizieren die sozialistische Arbeiterbewegung niederwarf, gesteht er sich nicht recht ein. So spricht er einmal vom »mörderischen Bruderkampf innerhalb der Arbeiterschaft« (S.26f.), dann aber wieder von der »Rettung des Reiches vor dem Bolschewismus« (S.41). Doch 1932/33 standen die Vertrauensleute der Gewerkschaften und des Reichsbanners kampfbereit und warteten »fiebernd auf das Zeichen zum Beginn des Generalstreiks« (S.31). Doch da verhandelten die Führungen von SPD und ADGB schon über Rückzug und Kapitulation. Und schließlich, im März 1933, hatte man sich »gegen den Kampf und für die Unterwerfung unter die nationalsozialistische Staatsführung entschieden« (S. 230). Das Resultat dieser Politik war das Verbot der Partei: »Über 3.000 Sozialdemokraten wurden in den nächsten Tagen in die Konzentrationslager gesteckt« (S.233).

Für seine »Hauptsünde« hält es H., daß er sich durch die »Parteibürokraten davon abhalten ließ, zu bürgerlichen Politikern zu gehen, ihnen die Größe der Gefahr zu schildern und mit ihnen gemeinsam Abwehrmaßnahmen zu besprechen« (S.12f.). Also zu den Politikern jener Parteien, die sich seit längerem um eine Koalition mit der NSDAP bemüht hatten, die den Übergang zu einem autoritären System selbst nach Kräften propagierten und die März 1933 dem Ermächtigungsgesetz

Hitlers einstimmig zustimmten. Die Einheitsfront mit den Kommunisten, obwohl in Frankreich 1934 erfolgreich praktiziert im Kampf gegen den Faschismus und im Falle Spaniens von H. positiv hervorgehoben, bleibt für Deutschland außerhalb seines Horizonts. Den konzentrierten Terror des Faschismus gegen die KPD nimmt er nur am Rande wahr, fragt auch nicht nach seinen Ursachen und zieht also auch keine Folgerungen aus dieser gemeinsamen Betroffenheit.

Auf ihre Weise informativ sind die Memoiren von Walther *von Seydlitz.*

Walther von Seydlitz, Stalingrad, Stalling Verlag, Oldenburg, DM 38,00

Sie zeigen den Lebensweg von einem der wenigen deutschen

Generäle, die durch Faschismus und Krieg etwas gelernt haben. S. widersetzte sich in Stalingrad dem Befehl Hitlers, bis zur letzten Patrone zu kämpfen, wurde dann während seiner Gefangenschaft Vizepräsident im »Nationalkomitee Freies Deutschland« und Präsident im »Bund Deutscher Offiziere« und rief die Deutschen zum Sturz Hitlers und zur Beendigung des Krieges auf. 1950 geriet er in die Mühlen des Stalinismus, wurde wegen Kriegsverbrechen zum Tode verurteilt, zu 25 Jahren Haft begnadigt und 1955 in die BRD entlassen, wo er 1976 starb.

Dieser dramatische Lebensweg wird in einfacher Sprache berichtet. Gesellschaftliche und politische Zusammenhänge hat S, nie richtig verstanden. Richtlinie seines Handelns war das » Wohl Deutschlands«, wie es eben ein konservativer preußischer Offizier auffaßte. Deshalb folgte er zunächst Hitler, aber aus dem gleichen Grunde wurde er schließlich zu seinem Gegner, nachdem er zu der Ansicht gekommen war, daß Hitler Deutschland in die Katastrophe führte.

Bodo Scheurig, Autor einer Studie über den »Bund Deutscher Offiziere«, hat eine Einleitung verfaßt, die sich den Standpunkt der konservativ-nationalen Kräfte des damaligen Deutschland ganz zu eigen macht. Wie für die Gruppe Beck/Goerdeler in der Bewegung des 20. Juli steht auch für ihn im Zentrum die Frage, wie man möglichst viel von den Eroberungen des deutschen Imperialismus halten konnte. So sei die Lage im Sommer 1943 für »Deutschland« noch sehr günstig gewesen: »Noch stand die Wehrmacht, ein Millionenheer, in der Tiefe Rußlands« (S.8). Vom Zweck dieser Aggression, von der Ausplünderung der Bevölkerung, dem Terror und dem Massenmord kein Wort. Die Beurteilung ändert sich mit der Kriegslage. Jetzt weist er auf die » Exzesse der Roten Armee«, auf »ihr Wüten« auf deutschem Boden 1945 hin, wodurch » fanatischer Haß« geweckt worden sei (5.10). So kann man durch gezielte Auswahl dessen, was man berichtet und was man verschweigt, die Geschichte verfälschen und Ursache und Wirkung in ihr Gegenteil verkehren.

Das Verhältnis zwischen Faschismus und Intelligenz ist schon deshalb sehr wichtig, weil der Aufstieg der NSDAP sich besonders früh und besonders heftig bei den Studenten äußerte und weil die Lehrer und Professoren schon lange vor 1933 ideologisch den Boden für den Faschismus bereitet hatten. Hält man sich diese Tradition der deutschen Intelligenz vor Augen, die seit Bismarck in ihrer überwältigenden Mehrheit rechts oder extrem rechts stand, so kann man erst ermessen, welche historische Wende es bedeutet, daß sich in den letzten 10 Jahren eine starke demokratisch-sozialistische Bewegung in der jungen Intelligenz gebildet (und trotz verschärfter Repression auch konsolidiert) hat.

Das Verhältnis zwischen Hochschule und Nationalsozialismus am Beispiel der Universität Tübingen untersucht Uwe Dietrich Adam.

Uwe Dietrich Adam, Hochschule und Nationalsozialismus. J.C.B. Mohr, Tübingen, DM 28,00

Leider werden die bedeutsamen Fragen von vornherein ausgeklammert. A. versichert, daß er weder die Ursachen noch die Folgen des Problems untersuchen wolle und ebensowenig »die Frage, ob die deutschen Hochschulen ... dem Faschismus Vorschub leisteten«. Es gehe ihm lediglich um »die Schilderung von Zuständen« (S.4). Wieso uns das etwas angeht, was diese » Schilderung« soll, wenn Ursachen und Folgen ungeklärt bleiben, weshalb der Autor nicht statt dessen lieber bunte Schmetterlinge sammelt, wird dem Leser nicht mitgeteilt.

So enthält die Untersuchung eine Fülle interessanter Einzelheiten, doch bleibt dem Leser unbegreiflich, warum die Dinge sich so entwickelt haben. Die Verwirrung wird noch dadurch gesteigert, daß der Autor den entscheidenden Gegensatz zwischen »Wissenschaft« - egal welcher - und » Weltanschauung« - egal welcher - sieht. Es wird so dargestellt, als habe bis 1933 die, von jeder Weltanschauung freie, reine Wissenschaft geherrscht, die dann durch den »Griff der Weltanschauung« bedroht worden sei. Dabei kann A. natürlich nicht erklären, weshalb »die Wissenschaft« schon vor 1933 den autoritären Staat und den Imperialismus verherrlicht, die Demokratie bekämpft und fortschrittliche Wissenschaftler aus den Hochschulen ferngehalten hat; und weshalb sie 1933 mit fliegenden Fahnen zum Faschismus überging, dann zwar allerlei Konflikte mit der NSDAP hatte, aber insgesamt bis 1945 den faschistischen Staat doch unterstützt hat. Diesen Fragen kommt man auch nicht mithilfe der Totalitarismusthese näher, nach der Kommunismus und Faschismus wesensgleich sind. Warum wohl wurde marxistische Wissenschaft schon vor 1933 diskriminiert und nach 1933 besonders heftig verfolgt, die herkömmliche Wissenschaft hingegen erfolgreich eingebaut ins faschistische System? Warum wohl konnten sich die Hochschulen » trotz aller Pressionen noch auf einem relativ breiten Spektrum von Forschungs- und Lehrmeinungen

bewegen«? (5.212) Weil die wirklich demokratischen Alternativen an den Hochschulen kaum vertreten und 1933 in ihren schmalen Ansätzen völlig liquidiert wurden. Wer ist also mit wem wesensverwandt?

Nicht »die Wissenschaft« und die » Weltanschauung« stehen sich gegenüber, sondern die dem Fortschritt und der Demokratie verpflichtete Wissenschaft und Weltanschauung und die fortschrittsfeindliche, proimperialistische Wissenschaft und Weltanschauung. Das wußten die Faschisten ebenso gut wie die Hochschullehrer, und sie handelten danach. Und die wenigen demokratischen und sozialistischen Wissenschaftler haben das am eigenen Leibe erfahren. Einige Historiker freilich, fernab von den realen politischen Kämpfen in ihrem Studierstübchen, haben es noch nicht bemerkt. (Dabei würde es schon genügen, sich die Praxis der Berufsverbote unserer Tage anzusehen.) Da A. immer nur die formale Struktur einer Sache betrachtet und nie ihren politischen Inhalt, kommt er am Ende gar noch auf die Idee, daß die Gliederung der Hochschulen in überschaubare Fachbereiche und die Forderung nach einem politischen Mandat der Studenten heute in die Tradition der NSDAP gehören. Hier spätestens wird offensichtlich, wofür und wogegen der Autor politisch steht.

Wesentlich mehr erbringt die Studie von *Flessau* über Lehrpläne und Schulbücher des deutschen Faschismus.

Kurt Ingo Flessau, Schule der Diktatur, Ehrenwirth Verlag, München, DM 22,00

Es geht ihm um die Verantwortung der Pädagogik, um die Zukunft der Jugend und des Staates. »Die Jugendlichen selbst, blieben sie unbelehrt, könnten diese Zukunft zerstören«, wenn sie sich die Erfahrungen der Vergangenheit nicht aneignen. F. kann im Detail zeigen, wie die Bildungsinhalte nach 1933 umgeformt wurden, um die Schule zu einem zuverlässigen Instrument faschistischer Ideologie zu machen. Er weist aber zugleich darauf hin , daß der Faschismus »viel von geistesverwandten Autoren übernommen (hat), die schon vor 1933 gewirkt und geschrieben haben«.

Wem und wozu aber diente die faschistische Erziehung? Dies wird von F. nicht hinreichend erklärt. Er nimmt nur die Partei, den Führer, das Herrschaftssystem wahr, die in der Tat auf der politischen Bühne agiert haben. Aber zu wessen Nutzen führte der Führer? Wozu dienten Partei und Herrschaftssystem, die doch nur Mittel zum Zweck sind? Konkret: welchen Interessen diente die Zerschlagung der Arbeiterbewegung, die Abschaffung der demokratischen Rechte, die Aufrüstung, die Eroberung und Ausplünderung Europas? Diese Fragen nach dem sozialen Inhalt des Faschismus stellt der Autor leider nicht. Von hier aus aber würde die Erziehung zum »kriegerischen Denken«, zur »Volk-ohne-Raum»-Ideologie erst voll verständlich.

Der Faschismus war nicht auf Deutschland beschränkt. Schon 1922 siegte er in Italien. Darüber ist im deutschen Sprachraum wenig bekannt - vermutlich deshalb, weil die italienische Forschung von Anfang an stark von marxistischen Ansätzen geprägt war und die Frage nach den sozialen Grundlagen und Trägern des Faschismus, also nach der Rolle von Großkapital, Großgrundbesitz, Militär und Kirchen in den Vordergrund stellte. Diese Frage aber war bis zur Mitte der sechziger Jahre in der BRD gänzlich tabu und ist auch jetzt noch (bzw. schon wieder) äußerst unerwünscht. So hat der deutsche Leser von dieser gesamten Forschung so gut wie gar nichts erfahren.

Nun werden ihm ziemlich unvermittelt zwei Bücher vorgelegt, die eigentlich nur im Rahmen der bisherigen italienischen Diskussion verständlich sind und die zudem in lockerer Gesprächsform zu allerlei Fragen Stellung nehmen, ohne die grundlegenden Tatsachen über den italienischen Faschismus zusammenhängend darzustellen. (Jens Petersen vom Deutschen Historischen Institut in Rom versucht, diese Mängel durch sehr informative Nachworte wenigstens teilweise auszugleichen.)

Giorgio Amendola, Der Antifaschismus in Italien, Verlag Klett-Cotta, Stuttgart, DM 24,00

Renzo de Felice, Der Faschismus, Verlag Klett-Cotta, Stuttgart, DM 18,00

Der Lebensweg von *Amendola* repräsentiert genau jenes antifaschistische Italien, zu dem er sich im Gespräch äußert. Sein Vater, ein liberaler Politiker, wurde von den Faschisten ermordet, er selbst schloß sich 1929 der illegalen KP an, wurde eingekerkert, ging dann in die Emigration nach Frankreich, organisierte nach 1943 an wichtiger Stelle den Befreiungskampf, war 1945/46 Unterstaatssekretär, gehört seit 1948 als Abgeordneter dem Parlament an und ist jetzt auch Vorsitzender der kommunistischen Fraktion im Europaparlament.

Bemerkenswert an diesem Buch ist vor allem die Offenheit und Schonungslosigkeit, mit der A. über die Fehler und Schwächen der KP und der übrigen antifaschistischen Kräfte spricht und damit einige in Italien weit verbreitete, allzu heroisierende Darstellungen korrigiert. Was an alltäglichem Heroismus des antifaschistischer Kampfes bleibt, ist freilich noch überzeugend genug, um all jener (durch Fest erneut verbreiteten) Legenden den Boden zu entziehen, die behaupten, im Faschismus hätten nur noch Teile des Herrschaftsapparates selbst die Chance zum Widerstand, nicht aber das einfache Volk. Dies wird durch die italienischen Erfahrungen ebenso widerlegt wie durch die deutschen. A. berichtet, wie die Kommunisten trotz all' ihrer Schwächen die einzige Kraft waren, die organisiert und kontinuierlich gegen den Faschismus kämpfte. Die Sozialisten und linken Christdemokraten begannen damit erst 1942, als sich der Niedergang des Faschismus abzeichnete. Und des Vatikan und der König warteten noch etwas länger. Das italienische Volk hat - im Unterschied zum

deutschen - selbst aktiv mitgekämpft für die Befreiung vom Faschismus - und das hat Folgen für das Bewußtsein der Massen bis heute: A. stellt fest, »daß antifaschistische Vorstellungen heute in breitem Maße die italienische Gesellschaft durchdrungen haben« (S.182). Aus dieser Tradition des gemeinsamen antifaschistischen Kampfes nach 1943 ist auch die Politik des »historischen Kompromisses« verständlich. So soll ein neuer Faschismus verhindert werden, dessen Hauptgefahr A. darin sieht, »daß sich die konservative Rechte, ob nun innerhalb der Christdemokraten oder außerhalb, mit der faschistischen Bewegung verbündet und daß sich diese Kräfte mit den internationalen Geheimdiensten verbinden« (S.185).

Gegenüber Amendola fällt *de Felice,* Verfasser eine mehrbändigen Mussolini-Biographie und Professor in Rom, deutlich ab. Trotz vieler scharfsinniger und geistreicher Bemerkungen über den Faschismus bleibt seine Interpretation insgesamt diffus und unklar. Z.B.: »Der Faschismus als Bewegung repräsentier das, was im Faschismus Vitalität besitzt ... während die Partei, das Regime in bestimmter Hinsicht die Negativität ist.« (S.34) Auch durch weitere Rückfragen ließ sich F. nichts Konkretes entlocken

Besonders schwerwiegend ist, daß er nicht deutlich genug zwischen der Ideologie und der Realität des Faschismus unterscheidet, zwischen dem, was der Faschismus proklamierte, und dem, was e tat. Nur so ist es zu erklären, daß F. allerlei »revolutionäre« und »linke« Elemente im Faschismus vorfindet, die es freilich nur in dessen Propaganda gab. Und was das faschistische System angeht, so reduziert er es ganz im Sinne der herkömmlichen deutschen Geschichtswissenschaft auf »die Politik Mussolinis«, auf die »persönliche Machtstellung« (S.35). Eine angesehene wissenschaftliche Zeitschrift warf ihm vor, sein Buch laufe darauf hinaus, »den Faschismus seiner klassenreaktionären Züge zu entkleiden«. Das dürfte zutreffen. Er rehabilitiert zwar weder Mussolini noch de Faschismus, doch er spricht die sozialen Kräfte frei, die den Faschismus an die Macht brachten und seine Politik maßgeblich bestimmten. Was in der BRD seit 30 Jahren herrschende Ideologie ist, ruft allerdings in Italien einen Sturm der Entrüstung hervor. Das ist der Unterschied.

Die Frage nach dem geschichtlichen Ort des Faschismus ist zu klären von einer Faschismustheorie, die aufbaut auf der empirischen Forschung und diese verallgemeinert. Dazu hat sich Ernst *Nolte* (jetzt Westberlin) in mehreren Büchern und nun erneut in einer Aufsatzsammlung geäußert.

Ernst Nolte, Marxismus - Faschismus - Kalter Krieg, DVA, Stuttgart, DM 39,80

N. sieht einen engen Zusammenhang zwischen diesen drei Begriffen: der Marxismus habe durch seine Revolutionsdrohung als extreme Gegenbewegung den Faschismus hervorgerufen. Der »Vernichtungsangriff des Faschismus« gegen den Marxismus habe der Epoche nach dem ersten Weltkrieg ihren Charakter gegeben. 1945 sei die »Epoche des Faschismus« zu Ende gegangen, obgleich mancherlei faschistische Tendenzen noch weiterlebten. Ihr sei die »Ära des Kalten Krieges« gefolgt.

N. hat der herrschenden Geschichtswissenschaft, die seit Mitte der 60er Jahre in der Faschismusdiskussion ziemlich erledigt war, wieder eine Konzeption vermittelt. Die Führerideologie war ebenso verschlissen wie die Totalitarismusthese. Seine Interpretation gab erstens eine historische Erklärung und in gewisser Weise auch eine Rechtfertigung für den Faschismus: als verständliche Reaktion der bürgerlichen Gesellschaft auf die marxistische Revolutionsdrohung, die seit der russischen Revolution 1917 akut geworden sei. Zweitens wurden »die etablierten Mächte -Großindustrie, Armee, Kirchen« - zwar als diejenigen benannt, die dem Faschismus zur Macht verholfen hatten, dann aber von der Mitverantwortung an der Politik des Faschismus freigesprochen: dieser sei ein Führerstaat gewesen, in dem also auch nur der Führer verbindliche Aussagen machen konnte; insoweit wurde also die Führerideologie integriert. Drittens wurde der Faschismus als Epochenerscheinung definiert, der nun der Vergangenheit angehöre und keine Chance mehr habe. Dieses Konzept wurde von N. in weit ausgreifenden, hauptsächlich geistesgeschichtlichen Erörterungen und in geschliffener Sprache begründet - Merkmale, die auch seine neue Aufsatzsammlung kennzeichnen.

Zwei Schüler Noltes haben nun faschistische und neofaschistische Bewegungen in Spanien, Argentinien, Südosteuropa, Frankreich und Italien untersucht.

Hans-Ulrich Thamer, Wolfgang Wippermann, Faschistische und neofaschistische Bewegungen, Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt, DM 44,50

Man findet hier viele interessante Angaben, und auch die wichtige wissenschaftliche Literatur über diese Bewegungen ist verzeichnet. Die Interpretation ist freilich so wirr, Richtiges und Falsches sind so eng miteinander verflochten, daß auch der informierte Leser etwas hilflos fragt, was die Autoren eigentlich sagen wollen. Klar wird aber immerhin, daß die marxistische Wissenschaft der eigentliche Gegner ist, den es zu widerlegen gilt. Dabei greifen die Autoren auch zu dem bewährten Mittel, Pappkameraden aufzubauen, die dann mit großem Getöse abgeschossen werden. So wird z. B. mehrfach behauptet, marxistische Wissenschaft sei der Ansicht, Kapitalismus führe zum Faschismus. Da niemals ein seriöser Wissenschaftler einen solchen Unsinn behauptet hat, können sie natürlich auch keine Belege angeben, aber sie können

daran aufzeigen, wie »undifferenziert« marxistische Wissenschaft angeblich verfahre. Richtig müßte die These (in freilich immer noch verkürzter Form) etwa lauten: Dann, wenn der Kapitalismus sich in einer Krise befindet, wenn die Unzufriedenheit mit den bestehenden Zuständen wächst und die Bevölkerung nach Alternativen sucht oder wenn die parlamentarische Demokratie aus anderen Gründen zu einem gravierenden Hindernis für eine »effektive« Politik im Sinne der herrschenden Klasse wird, dann unternimmt die herrschende Klasse den Versuch, die Demokratie abzuschaffen und zu autoritären Herrschaftsformen überzugehen. Diese können sich - je nach den Umständen - auf eine faschistische Partei oder auf den staatlichen Unterdrückungsapparat (Militär und Polizei) stützen. Ob ihr dieser Versuch gelingt, hängt jedoch von der Stärke und der politischen Strategie der demokratischen Kräfte ab.

Wer die Erfahrungen von Italien 1922 bis Chile 1973 aufarbeitet, wird feststellen, daß dies genau die Konstellation ist, in der die Demokratie durch die herrschende Klasse besonders stark bedroht ist. Eben diesen Zusammenhang zu verschleiern, ist freilich die Hauptfunktion der herrschenden Faschismustheorien.

Literatur-Konkret 1977, S. 69

Jörg Huffschmid

Strategien des Kapitals

Zwei Beteuerungen sind es vornehmlich, mit denen immer schon und - man nehme ein gängiges westdeutsches Geschichtsbuch zur Hand - auch gegenwärtig der maßgebliche Einfluß wirtschaftlicher Interessengruppen auf die Politik vernebelt wird: Erstens die Behauptung vom Primat der Politik, von der Autonomie und weitgehenden Unabhängigkeit politischer Institutionen und ihrer Entscheidungen gegenüber wirtschaftlichen Gruppierungen und ihren Interessen. Zweitens die Versicherung des jeweiligen radikalen politischen Neubeginns und des totalen Kontinuitätsbruchs zwischen den verschiedenen aufeinanderfolgenden politischen Staatsformen: Kaiserreich, Weimarer Republik, Faschismus und Bundesrepublik.

Der von Reinhard Opitz herausgegebene Band »Europastrategien des Kapitals, 1900 -1945« umfaßt 187 Dokumente, davon 50 erstmals veröffentlichte, von der Mitte des 19. bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts. Sein Inhalt liegt im Berührungs- und Schnittpunkt der beiden zentralen apologetischen Beteuerungen unkritischer Gesellschaftstheorie:

Der Zusammenhang der Dokumentation insgesamt weist die im wesentlichen Inhalt ungebrochene Kontinuität der ökonomischen Expansionsstrategien des deutschen Kapitals nach. Die erste Formulierung eines imperialistischen deutschen Mitteleuropaprogrammes durch Friedrich List, die Herausbildung der beiden entscheidenden Expansionskonzeptionen, die vorwiegend von der Schwerindustrie vertretene Stoßrichtung auf die Annexion Westeuropas und die von den neuindustriellen Gruppierungen vorgezogene Orientierung auf den Südosten und Osten Europas, das je nach den gesellschaftlichen Kräfteverhältnissen und militärischen Erfolgen wechselnde Übergewicht der einen oder anderen Seite, belegen durch die spezifischen interessenmässigen und ideologischen Ausprägungen hindurch die wesentliche Kontinuität des Interesses des westdeutschen Monopolkapitals an territorialer Expansion und imperialistischer Hegemonie.

Die einzelnen Dokumente selbst zeigen, wie die ökonomischen Basisinteressen in die verschiedenen strategischen und taktischen Ziele operationalisiert und ideologisch verbrämt werden - besonders eindrucksvoll zu sehen an der Denkschrift des Prinz Max von Baden über den »ethischen Imperialismus« - und demonstrieren damit wie nebenbei, daß den verschiedenen politischen Strategien und Ideologien harte ökonomische Expansionsinteressen zugrunde liegen.

Wer unter Kapitalismusanalyse nur das unermüdlich-ermüdende Herbeten des »Kapital« versteht, wird sich überlegen müssen, wie er der realen Entwicklungsgeschichte des Kapitals wissenschaftlich und politisch beizukommen gedenkt; wer umgekehrt kapitalistische Entwicklung vorwiegend als eine Reihe von aufeinanderfolgenden Unternehmerbosheiten begreift, sieht sich vor die Frage nach dem zusammenhaltenden Kern dieser Strategien gestellt, der es rechtfertigt, sie unter dem Begriff Kapitalismus zusammenfassen.

Der Dokumentenband von Opitz liefert Anstöße und Korrekturen für beide. Kapitalistische Realität, so macht er klar, kann nur der verstehen, der erstens die allgemeinen Gesetzmäßigkeiten und Widersprüche des Kapitals analysiert, zweitens die spezifische Etappe der Entwicklung der kapitalistischen Konkurrenz herausarbeitet und drittens die Umsetzung der konkreten Interessen und Kräftekonstellationen in Politik verfolgen kann. Insbesondere das dritte Element wird in der westdeutschen gesellschaftstheoretischen Literatur in der Regel vernachlässigt.

Reinbard Opitz (Hrsg.):

Europastrategien des deutschen Kapitals 1900 -1945,

Pahl-Rugenstein Verlag, Köln, (Studienausgabe DM 68,00)

Literatur-Konkret 1977, S. 70

Karl Pawek

Ein enttäuschter Revolutionär

Der Nationalsozialismus als barbarischste Herrschaftsform des Menschen über den Menschen hat nicht nur Städte und Menschen zerstört, sondern auch die vielfältigen Ansätze einer proletarischen Kultur, einer am Menschen orientierten Wissenschaft in der Weimarer Republik aus dem Bewußtsein der Deutschen (West) getilgt. Erst in der Folge der Studentenbewegung wurden Autoren wie Wilhelm Reich und Otto Rühle wiederentdeckt, und es ist gewiß kein Zufall, daß gerade Reich und Rühle das Interesse der Mittelschichtenrevolutionäre fanden. Beide betonten in ihren Arbeiten einen Aspekt, der endlich eine Erklärung zu bieten schien für die oft schmerzlichen Enttäuschungen, die das Proletariat uns intellektuellen Vorkämpfern des Sozialismus bereitete: den Einfluß bürgerlicher Ideologie, bürgerlicher Sexualmoral auf das Bewußtsein des durchschnittlichen Proletariers.

Während jedoch Reichs Schriften bald nach ihrer Popularisierung durch ungezählte Raubdrucke einem renommierten Verlag *(Kiepenheuer & Witsch)* zur Imagepflege nützlich schienen - inzwischen sind 10 Titel lieferbar - erschien der erste Band von Rühles 'Illustrierter Kultur- und Sittengeschichte des Proletariats' erst 1971 im Verlag *Neue Kritik.* Dieser fotomechanische Nachdruck war für viele seiner Leser eine Sensation. Zum ersten Mal erfuhren sie von den Lebens- und Arbeitsbedingungen des geschundenen Proletariats nicht aus mitleidig verlogenen Romanen - die proletarisch-revolutionären Romane der Weimarer Republik waren damals noch so gut wie unbekannt -, sondern aus Statistiken, Protokollen, Untersuchungen. Und wer je versucht hat, diese Lebensbedingungen schriftlich oder optisch zu dokumentieren, weiß um den Wert des Rühlschen Materials: Während wir die diversen Scheißvorrichtungen der Oberschicht aus den letzten fünf Jahrhunderten kennen bis ins letzte Detail, war es damals - und ist es z. T. heute noch überaus mühsam, auch nur das Foto einer Berliner Arbeiterwohnung um die Jahrhundertwende aufzutreiben. Beschrieben, abgebildet und archiviert wird immer nur, was interessiert, und für das Proletenpack interessierten sich die herrschenden Auftraggeber damals noch weniger als heute.

Doch die Freude an Rühles Werk war getrübt durch das Fehlen des zweiten Bandes; das Manuskript galt als verschollen, bis der *Focus-Verlag* die Herausgabe für Herbst 77 ankündigte. Das Buch liegt nun vor, teuer zwar, doch lohnend.

Berichtete Rühle im ersten Band überwiegend die Geschichte des Proletariats vom Mittelalter bis in die 20er Jahre unseres Jahrhunderts, untersucht er irrzweiten Band vor allem, warum »in Fragen, deren bürgerliche Lösung außerhalb des proletarischen Interesses liegt, ja diesem Interesse im Grunde stracks zuwiderläuft, das Proletariat die bürgerliche Lösung voll bejaht«. Die »Ketten der Vergangenheit: Ehe, Sexualität, Familie, Religion ...« werden auf ihre ökonomischen, historischen, ideologischen Wurzeln hin überprüft, ihre Sprengbarkeit aufgezeigt. Entwicklungsgeschichtliche Darstellungen des sozialdemokratischen Bildungswesen, der bürgerlichen Moral, des Parlamentarismus, um nur einige der Themen anzuführen, dienen dazu, die damals wie heute entscheidende Frage nach einer möglichen Selbstbestimmung der Menschen zu beantworten.

Es schwingt viel Resignation mit, wenn Rühle feststellt: *»Gleichwohl ist der Typus des proletarischen Kleinbürgers überall vertreten. Bald stärker, bald schwächer tritt er in Erscheinung. Daß er auf das Privateigentum schimpft, die Kapitalisten verflucht und die Pfaffen an den Galgen wünscht, besagt nichts für seine wahre innere Beschaffenheit. Sicher besäße er gern viel Geld, wäre fürs Leben gern Kapitalist, würde er unter der Bedingung, daß es ihm gut dabei ginge, jederzeit gern seinen Frieden mit dem Ausbeutertum, die Kirche und der ganzen bürgerlichen Gesellschaft machen. Aber weil er kein Geld besitzt, schimpft er, weil er nicht Kapitalist sein kann, erhebt er Protest; weil er ausgebeutet wird, anstatt selbst von der Ausbeutung leben zu können, lehnt er sich auf gegen das System, das ihn benachteiligt. So ist er auf seine Art Rebell aus Ressentiment, Oppositionsmann aus Neid, Haß und Empörung, Sozialist aus Protest gegen die ihm vom Schicksal zugewiesene Rolle. Wer dauernd Gelegenheit hat, das Proletariat in all seinen Lebensäußerungen zu beobachten, ist immer wieder erstaunt und betroffen angesichts der Tatsache, wie tief es in der Kleinbürgeratmosphäre steckt, wie sehr dieser Lebensstil des Kleinbürgers seinen Bedürfnissen und Wünschen entspricht und wie wohl es sich fühlt, wenn es darin aufgehen kann. «*

Aber diese Charakterisierung des kleinbürgerlichen Proletariats erwies (und erweist) sich als zutreffend, erklärt, warum der Faschismus, indem er die Kräfte der Rebellion, Reste einer verschütteten sozialistischen Erkenntnis, absorbierte, so

ungehindert triumphieren konnte.

Stärke (historische Darstellung) wie Schwäche (Zukunftslösungen) der 'Kulturgeschichte' sind in der Biografie des Autors begründet.

Rühle, 1874 in Sachsen geboren, war Lehrer zunächst im Dienste des Staates. Doch schon als Zweiundzwanzigjähriger begann er, Vorträge, dann Kurse zu halten für junge Arbeiter. Sein erstes Buch erschien 1897, *'Die Geschichte der Nordpolfahrer'.* Als Wanderlehrer agitierte er für die Sozialdemokratie, verfaßte Broschüren über Schule und Erziehung, schrieb eine umfassende Monografie *'Das proletarische Kind'* und wurde 1912 in den Reichstag gewählt. Im März 1915 stimmte er zusammen mit Karl Liebknecht gegen die Bewilligung von Kriegskrediten.

Nach Kriegsende arbeitete Rühle zunächst in der KPD, dann in der (antiparlamentarischen) KAPD mit, lernte Lenin kennen (und geringschätzen), suchte schließlich in der Rätebewegung seine Ideen zu realisieren. Seine *Marxbiografie,* von Brecht hochgelobt, von Raddatz nicht weniger geschätzt, machte ihn zum Ziel einer wüsten Beschimpfungskampagne seitens der KPD. Das freilich hinderte Münzenberg nicht, drei Jahre später die 'Kulturgeschichte' im parteieigenen *Neuen Deutschen Verlag* zu veröffentlichen (1930).

1932 (!) emigrierte Rühle nach Prag, dann nach Mexiko, wo er 1943 starb, so elendig wie viele Emigranten. Unter den Hinterlassenschaften fand sich auch ein Manuskript *'Roter und Brauner Faschismus'.* Selbst Rühles Freund Trotzki war nicht mehr bereit gewesen, diesen kruden Gedankengängen des gealterten, enttäuschten Mannes zu folgen.

Wenn ich trotz gründlicher politischer Differenzen mit dem Autor diese beiden Bände dennoch empfehle, dann nicht nur als Quellenmaterial zur Erforschung unserer Geschichte, vielmehr als ein Lesebuch für Jugendliche, Arbeiter, natürlich auch Studierte. Rühles Fähigkeit, verständlich, nie dozierend, immer anschaulich komplizierteste Zusammenhänge aufzuzeigen, zu erklären, machen die 'Geschichte des Proletariats' zu einem der wichtigsten Bücher des Jahres. Geschrieben für die Massen mit dem Eifer eines Entdeckers, mögen manche Passagen heute naiv, oberflächlich erscheinen, doch nur, weil wir aus einer Position der Schwäche heraus meinen, Selbstverständlichkeiten hundertfach rechtfertigen zu müssen gegenüber unseren Gegnern.

Eine Anmerkung noch: Der Fo*cus-Verlag* entschuldigt sich geradezu im Vorwort dafür, daß er das Manuskript »als ein historisches Dokument ungekürzt« publiziert habe trotz der positiven Urteile, die Rühle über die SU darin abgibt; sie seien nur aus der Zeitgeschichte heraus zu begreifen.

Otto Rühle: Illustrierte Kultur- und Sittengeschichte des Proletariats, Bd. 2, Focus-Verlag Gießen, DM 48,00

Literatur-Konkret 1977, S. 71

Hans Heinz Holz

Marxismus aus Japan

Die Einheit des philosophisch-theoretischen Denkens mit der Praxis des Befreiungskampfes

Die Zeiten, in denen die Weltgeschichte eurozentristisch gesehen wurde, in denen die Philosophie sich zwischen Athen und Berlin, zwischen Platon und Hegel abzuspielen schien, sind endgültig vorbei. Die ungewollte Wirkung des imperialistischen Zugriffs auf die ganze Welt war die Auslösung des Befreiungskampfs der unterdrückten Völker, ihre Emanzipation, ihre Besinnung auf die eigene Kultur, deren Weiterentwicklung in die Aktualität hinein. Der politische Hochmut, der sich mit dem »geistigen« Interesse des Europäers für exotische Kulturen bruchlos verband, ist verflogen; Ratlosigkeit ist oft an seine Stelle getreten.

So steht es uns auch nicht mehr an, Japanisches bloß unter der meditativen Perspektive von »Zen oder die Kunst des Bogenschiessens« wahrzunehmen. Spätestens der japanische Expansionismus der dreissiger und vierziger Jahre hätte diese idyllische Illusion zerstören müssen. Heute ist Japan ein hochindustrialisiertes Land, dem sich die Probleme der wissenschaftlich-technischen Revolution ähnlich stellen wie uns, allerdings mit dem Unterschied, daß sie andere Traditionen überlagern. Dennoch wissen wir nur wenig davon - kaum etwas von den ökonomischen und sozialen Verhältnissen, fast nichts von ihrer theoretischen Verarbeitung. Dabei gibt's doch dort Besonderheiten genug.

Unter anderem seit mehr als einem halben Jahrhundert eine marxistische Philosophie, die sich im Widerspruch zu der raschen Ausbildung eines nationalen Monopolkapitalismus entwickelte und dabei die Eigenarten eines Landes zu reflektieren hatte, das in wenigen Jahrzehnten unter dem Druck einer ausländischen Intervention von mittelalterlichen Gesellschaftszuständen und insularer Abgeschlossenheit zu moderner Industrialisierung und aggressiver Weltmarktpolitik überging. Die erste Generation derer, die diese weltanschauliche Herausforderung annahmen und auf sie mit Mitteln marxistischer Theoriebildung antworteten, sind die um 1900 Geborenen: Jun Tosaka, der noch kurz vor Ende des zweiten Weltkriegs im Kerker starb; und Yoshishige Kozai, der während der faschistischen Ära ins Gefängnis geworfen wurde. Ihr Schüler und Japans führender marxistischer Philosoph der zweiten Generation ist Shingo Shibata, von dem nun ein Band philosophisch-politischer Studien auf Deutsch vorgelegt wird.

Bei der Entstehungsgeschichte des modernen Japan kann es nicht verwundern, daß die nationalen und regionalen Besonderheiten innerhalb der kommunistischen Bewegung seine Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Trotz einer achtungsvoll-gerechten Würdigung der Verdienste Stalins sieht er in der Überwindung des Stalinismus die Voraussetzung und den positiven Auftakt zu einer Mannigfaltigkeit innerhalb des Marxismus, die den Bedingungen der ökonomischen und kulturellen Verschiedenartigkeit der Länder entsprechen soll. Deutlich erkennbar wird der Versuch, die nationalen Parteien gegenüber der Sowjetunion abzusetzen und ihre Selbständigkeit zu betonen, wobei die historisch gewordene Rolle der Sowjetunion als des ersten und mächtigsten sozialistischen Staates mit dem aus der kapitalistischen Propagandasprache stammenden Wort vom »Großmachtchauvinismus« Stalins und Chrustschows falsch charakterisiert wird. Scheint Shibata also einerseits die (keineswegs internationalistische) »Losvon-Moskau«-Attitüde einiger Vertreter des nationalen Kommunismus zu teilen, so wendet er sich doch andererseits gegen einen Revisionismus, der ein Kernstück der marxistischen Lehre, das Programm einer Diktatur des Proletariats während des Übergangs zum Kommunismus, über Bord wirft. Lenin zitierend schreibt er: »Ein Marxist ist nur, wer die Anerkennung des Klassenkampfs auf die Annerkennung der Diktatur des Proletariats erstreckt«. Und er fährt fort: »Was aber ist Diktatur des Proletariats ? Sie ist keineswegs die heimliche Diktatur einer Minderheit, sondern die Diktatur der Arbeiterklasse, der Mehrheit, gegen die alte Ausbeuterklasse, die Minderheit, und sie ist Demokratie im werktätigen Volk unter Führung der Arbeiterklasse, die die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung ausmacht «.

Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß in der Position Shibatas Unentschiedenheiten und Schwankungen auftreten, die vielleicht verständlicher würden, wenn sie in den für den europäischen Leser unbekannten Zusammenhang der Geschichte der kommunistischen Partei Japans gestellt würden. Die Auseinandersetzung mit dem Einfluß des von Shibata scharf abgelehnten chinesischen Kommunismus mag hier eine Rolle spielen. Einige Kommentare, evtl. aus der Feder des Autors selbst, wären hilfreich gewesen.

In einem anderen Punkte werfen die Ausführungen Shibatas hingegen ein helles Licht auf eine Seite des asiatischen Kommunismus, die uns eher verborgen zu bleiben pflegt: nämlich auf die Einheit des philosophisch-theoretischen Denkens mit der Praxis des Befreiungskampfes.

Ein wichtiges Kapitel widmet er der vietnamesischen Revolution, deren politisch militärische Aspekte er unmittelbar als philosophisch relevant versteht. Das heißt: eine gesellschaftliche Wirklichkeit, die sich unter den Bedingungen eines dreißigjährigen revolutionären Befreiungskrieges - mit gleichzeitigem Aufbau einer sozialistischen Basis - darstellt, wird philosophisch anders reflektiert, die theoretischen Kategorien füllen sich mit anderen Erfahrungsgehalten auf, als im Rahmen eines friedlichen und geschützten Fortschritts. Shibata zeigt, daß in Vietnam Einsichten in die Theorie der ökonomischen Gesellschaftsformation, in die Staatstheorie, in das Verhältnis von Theorie und Praxis, von Philosophie und Avantgardepartei gewonnen wurden, die von allgemeiner Bedeutung sind. Daß in Vietnam nicht nur mit ungeheurem Mut, Ausdauer und Klugheit ein Sieg über die stärkste Militärmacht der westlichen Welt errungen werden konnte, sondern gleichzeitig eine allgemeine Gesellschaftstheorie auf marxistischer Grundlage als Leitfaden des Kampfes und der Errichtung des Sozialismus entworfen und praktiziert wurde, hat für die Länder Asiens und Afrika eine kaum zu überschätzende weltanschauliche Bedeutung. (Ähnliches zeigt sich heute in Mozambique und Angola).

Neben dem Grundriss der politischen Philosophie, in dem wir am deutlichsten die Einwirkung der besonderen Situation Ostasiens auf die Theoriebildung erkennen, steht im Zentrum von Shibatas Denken das Problem der wissenschaftlich-technischen Revolution. In der Tat stellen die Entwicklung der Produktivkräfte im Zeitalter der fortgeschrittenen Wissenschaft und die Entfaltung der Wissenschaft selbst zu einer Produktivkraft die Möglichkeit bereit, dass die Entwicklungsländer in einem abgekürzten, Zwischenstufen überspringenden Prozess schnellen Anschluß an die moderne Technologie gewinnen und unmittelbar zur Herstellung sozialistischer Gesellschaftsformen übergehen können. Denn ungehemmt von traditionellen Eigentumsverhältnissen setzt sich »die Tendenz zu einer der Vergesellschaftung der Produktion vergleichbaren Vergesellschaftung der Wissenschaft immer stärker« durch. Da stellen sich dem historischen Materialismus neue Aufgaben.

Auf die Fülle der nur hingestreuten, nicht aber weiter ausgeführten Anregungen, die in den Abhandlungen Shibatas zu finden sind, kann hier nicht eingegangen werden. Philosophie wie Politologie und Soziologie erhalten wichtige Hinweise auf Probleme, die zur Lösung anstehen. Diese Fülle von Andeutungen scheint mir die Stärke des Buches in der Tiefe auszumachen, während an der Oberfläche - obschon Shibata schematische Systematisierungen ablehnt - sich die Ergebnisse oft allzu glatt und bestimmt aneinanderfügen.

Shingo Shibata: Revolution in der Philosophie VSA, Hamburg, DM 13,80

Literatur-Konkret 1977, S. 72

Horst Tomayer

Solidarität mit dem Fußvolk

»An den Hochschulen haben die Linksextremisten ihren erheblichen Einfluß im wesentlichen behalten... Gruppen der Neuen Linken... haben mit ihren militanten Aktionen nur bestimmte, insbesondere jugendliche Schichten der Bevölkerung zu erreichen vermocht. Sie störten durch gewalttätige Aktionen wiederholt die innere Sicherheit und Ordnung. «

Ja, wenn der Verfassungsschutz erzählt. (Hier im Bericht 1976). Dann fliegen die Fetzen der FDGO. Dann wird an der Sektenstrippe ein Staatsfeindbild herangezogen, daß es den braven Bürgern eiskalt den Buckel runterläuft. Man muß ja auch, Vorsicht, Verfassung: Gefahr! was tun für sein Geld. Da könnte ja jeder Wanderprediger mit Hammer und Sichel und MP auf dem Mützenschirm sein »siech im Volkskrieg« vor sich hertragen, wie im tiefschwarzen Bayern Hochwürden die Monstranz. Nein, man hat ganz deutlich »Sieg« im »Volkskrieg« gehört und nimmt das für wahr und zu den Akten.

Wer wissen will, wie es seit Ende der Studentenbewegung und Beginn des Sektenbooms Ende der sechziger Jahre in den kommunistischen Kathederparteien Deutschlands zugegangen ist, wer also wissen will, was für ein Papier-(Tiger? - eine Papier-Maus!) sich dem spätkapitalistischen Kater einen Kampf auf Käse und Kommunismus geliefert hat, der schlage nach in einem Band Polit-Psychogrammen, die der Rotbuch Verlag dieser Tage herausgebracht hat: »Wir war'n die stärkere Partei'n« sind die fröhlichen Memoiren von Zeitgenossen betitelt, die im Sektengelage nicht mehr mithalten wollten, und schon in jugendlichem Alter den Schlußstrich zogen. Spannend wie ein Krimi von Sjöwall & Walhöö oder die frühen Gedichte von Brecht liest sich, was ehemalige Mitglieder von K-Gruppen, Kommunistische Hochschulgruppe, Kommunistischer Oberschülerverband, Kommunistischer Studentenverband und ihren nur schwach wahrnehmbar erwachseneren Mütterorganisationen wie KPD, KBW, KPD-ML und anderen Treibsätzen mit Wortladungen erlebt respektive erlitten und schließlich aufgeschrieben haben. »Wer nach drei, vier oder auch nach sieben Jahren politischer Tätigkeit absprang, hatte nicht selten mit massiven psychischen Konflikten, persönlicher Ratlosigkeit, Resignation und Zweifel über Sinn und Zweck politischer Arbeit überhaupt zu kämpfen«, resümieren die Herausgeber: »Doch ganz im Gegenteil zum propagandistischen Getöse der K-Gruppen drangen die Erfahrungen der ehemaligen Mitglieder nicht an die Öffentlichkeit, waren nicht Bestandteil des politischen Lernprozesses innerhalb der Linken. Gang im Gegenteil: Durch das Erleben, mit seiner ganzen Existenz in eine politische Sackgasse geraten zu sein, fühlten sich viele als Opfer einer Vergangenheit, die sie verdrängten wie der Oberlehrer den Unterleib. Darüber spricht man nicht, höchstens am Biertisch und dann in Zoten. «

Diese »doppelbödige Sprachlosigkeit« haben sich fast alle der K-Gruppen-Ketzer von der Seele geschrieben. Sie lesen sich selber die Leviten, auf originelle, und das heißt hier: nicht fremd- und vorformulierte, sondern interessierte subjektive Weise. Sie geben sich, nicht einem sagenhaften Kollektiv, Rechenschaft. Befreit von allem Bombast eines selbstgewählten wie angedichteten Staatsfeindbildes, heraus aus der Geisterbahn einer »Vorhut« der »Arbeiterklasse«, bar allen Kampf-Gekrampfes und ohne ideologische Maulhurerei geben sie Auskunft über die wirkliche Verfassung dieser Gruppen und strafen auf eindrucksvolle Weise den Verfassungsschutz und dessen Behauptung, hier wären am Werk gefährliche Verfassungsfeinde, »Systemumstürzler« und wie die Denunziative sonst lauten, Lügen. Die Wirklichkeit, der sich die K-Gruppen so dynamisch entziehen, die Abgesprungenen haben sie wieder und die Wirk-

Dabei vermengen sie ihre Vergangenheitsbewältigung nicht mit sogenannter Linienkritik, wechseln nicht ein Sekten-Kostüm gegen das andere, fallen nicht vom Holz auf die Bretter, vermeiden »Besser«-wisserei. Ihr Stil ist nicht mehr die gestelzte Diktion des K-Gruppen-Kaders und Agitators, sondern die ruhige Tour eines Reisenden, der von seinen Abenteuern erzählt aus diesem KP-Disneyland. Dieser realistische Gestus betreibt von selber und wie nebenbei Kritik an einem Politikverständnis, das, wie die Autoren im Vorwort sagen, auch heute noch mächtig ist. Und zwar »nicht nur, weil die gesellschaftlichen Grundlagen weiterbestehen, die solche Politikauffassung fördern. Der Kampf gegen Sektiererei, Stellvertretermentalität, Diskriminierung von Frauen und Minderheiten, Missachtung konkreter Bedürfnisse usw. wird auch weiterhin eine aktuelle politische Aufgabe der Linken bleiben«.

Allerdings. Da fühlt sich ein ehemaliger Jung-Kader des ideologischen Über-Ichs in Gestalt eines »Mao-Männchens« unwohl, ein ehemaliger Buchhändler und späterer Bauhilfsarbeiter (»Die Kollegen in der Firma waren für mich in erster Linie Agitationsobjekte«) berichtet, wie eine Flut nichtigster »Polit«-Termine die Basis seiner Ehe unterspülte, eine im KSV organisierte Studentin (»als Frau bekam ich den Auftrag, an meinem Fachbereich eine Zelle aufzubauen. Ich hatte damit die Aufgabe, auch Männer zu gewinnen und anzuleiten. Sie waren sozusagen meine Untergebenen«) erinnert sich der menschlichen Kälte, der scholastischen Attacken gegen Sakrilege an »kommunistischer« Moral wie französischer Küche, Kosmetik und Kleidern mit Pfiff. Drei ehemalige Mitglieder der »Kommunistischen Hochschulgruppe«(KHG) schildern

präzis ihre seinerzeitige »Entmündigung« durch den »Sprachcode« der Gruppe. Und in dem Memorial eines Verkaufseinsatzes der »Kommunistischen Volkszeitung« wird auf geradezu brechtisch-realistische Weise geschildert, wie mit dieser sprachlichen Entfremdung eine sinnlich erfahrbare »räumliche« Entfernung zwischen Agitierenden und Agitierten »korespondiert«.

Wie alles Schwachsinnige auf Erden haben auch die K-Gruppen (die auch schon mal den Stamokap-Rüstungsminister Leber baten, die Schlagkraft der Bundeswehr gegen die »sozialimperialistische« UDSSR zu erhöhen) - wenn auch schwindende -Anziehungskraft. Deswegen sind die Memoiren einiger ehemaliger Mitglieder in diesem Rotbuch kein Privatissimum, sondern die jedem gestandenen Linken Lust und Laune verschaffende ideologische »Entwarnung« nach den »Luft«angriffen auf die Basis, die das Verfassungsgeschwader und die K-Kamikazes rollengerecht wie rollenverteilt jenseits des spätkapitalistischen Kriegsschauplatzes namens Alltag führen. Das Buch ist aber auch ein Appell an die Linke mit Durchblick, die Führungs-Kader dieser Papier-Mühlen nicht mit dem klinkenputzenden Fußvolk zu verwechseln. Das hat Anspruch auf Solidarität ...

Wir warn die stärkste der Partein

Rotbuch, Berlin, DM 7,00

Literatur-Konkret 1977, S. 73

Addi Boettger

Freiheit statt Sozialismus

Eine namentlich nicht genannte Jury verlieh den ersten alternativen Friedenspreis der Arbeitsgemeinschaft alternativer Verlage (AGAV) an K. H. Z. Solneman, der selbst wiederum anonym bleiben möchte.

Dieses Werk, so der Klappentext ist »das Columbus-Ei einer neuen Basis der Beziehungen von Mensch zu Mensch«, denn, so sein Autor Solneman: »Zum ersten Mal in der Menschheitsgeschichte wird eine Grundlage geboten, auf der die verschiedenen Weltanschauungsrichtungen, Religionen, Moralsysteme und Ideologien sich treffen und einigen nicht nur können, sondern *müssen* .«Jetzt schon läßt sich ahnen, warum nur Solneman als Preisträger infrage kommen konnte und warum jede Rezension, die mehr will als die wichtigsten Aspekte dieses Werks wiederzugeben, zwangsläufig an dessen Grölte scheitern muß. Diese Rezension will nicht mehr.

Da -wie Solneman nachweist- die Antwort »auf die alte Pilatus-Frage 'Was ist Wahrheit' eine überraschend einfache« ist, fragt man sich natürlich, warum sie erst jetzt gegeben werden kann, warum kann uns erst Solneman die »optimale Lösung für alle sozialen Beziehungen« aufzeigen? Weil, so erfahren wir, die bisherige Geschichte der menschlichen Gesellschaft die »traurige Geschichte jahrtausendelanger Irrungen« ist und wir der »Herrschaft der Abstraktionen und fixen Ideen« unterliegen. Solneman ist es, der uns da klar und verständlich den Weg weist: » In dem Wirrwar von nichtexistierendem lediglich Eingebildetem, von möglicherweise Existierendem, aber nicht Beweisbarem, und schließlich von beweisbar Wirklichem, wobei bisher das Nichtexistierende und das Unbeweisbare als nicht nur gleich- sondern sogar vorrangig gegenüber dem beweisbar Wirklichen behandelt wird, kommt es zunächst darauf an, einen festen Grund- und Ausgangspunkt zu finden.« Na bitte. Dieser Ausgangspunkt kann, das wird hier klar, nur das konkrete, das sterbliche Ich jedes einzelnen Menschen sein, denn »keine propagandistische, keine psychologische oder politische Manipulation ist imstande, das Faktum außer Kraft zu setzen, daß die menschliche Wirklichkeit immer Meier, Müller und Schulz heißt.«

Meier, Müller und Schulz sind es auch, die wegen ihrer Triebhaftigkeit der optimalen Lösung aller menschlichen Beziehungen bisher im Wege standen, denn »dem in einzelnen Personen auch heute noch starken Trieb zu herrschen, ... steht der bisher wenig oder gar nicht beachtete Trieb mindestens ebenso vieler Menschen gegenüber, denen das Sichhingeben und Sichunterordnen ein überwältigendes Lebensbedürfnis ist.« Solneman belegt diese seine These nicht nur mit den Ausführungen des »bekannten Psychoanalytikers Dr. W. Stekel in 'Das liebe Ich', er greift auch auf andere kompetente Koryphäen zurück: »Sehr eindringlich hat Leopold von Wiese seine diesbezüglichen Erfahrungen im Kadettenhause geschildert und noch ergreifender Generalmai or Dr. Paul Frh. von Schönaich.«

Derart aufgeklärt über die menschliche Wirklichkeit, über die »Unterordnungs-Süchtigen« bzw. »Machtfimmel-Besessenen« Meiers, Müllers und Schulzes, sollte der Leser, der in soziologischen Fragen eventuell nicht so bewandert ist, auf gar keinen Fall versäumen, die Ausführungen über Staat und Gesellschaft aufmerksam zu verfolgen: »Was ist der Staat? - Eine Anzahl von Menschen erklärt ein Stück Erdoberfläche -ein bestimmtes Gebiet- mit allem, was darauf und darunter ist, für ihr Eigentum und benennt es mit dem Namen eines Staates ... Der Staat ist nicht die einzige Form menschlicher Vereinigung. Es gibt andere, die unter dem Namen 'Gesellschaft' zusammengefaßt werden können. Was ist nun die Gesellschaft? Wie schon ihr Name besagt, ist sie eine 'Gesellung', der Zusammenschluß einer mehr oder minder großen Anzahl von Menschen zu einem bestimmten Zweck- im Grunde genommen nichts anderes als eine Vereinigung: wo zwei Menschen zusammenkommen, ... bilden sie eine Gesellschaft ... Welches ist nun der Unterschied zwischen Staat und Gesellschaft? Der, daß die letztere eine freie Vereinigung ist, der erstere jedoch nicht.«

Der Leser, der Solneman bis hierher gefolgt ist, hat sich damit das unerläßliche Minimum an Sachkompetenz angeeignet, das er braucht, um würdigen zu können, mit welcher Brillanz und Stringenz Solneman im folgenden den Marxismus ad absurdum führt. Der fatale Irrtum des Marxismus, so führt er aus, gründet schon im Gegenstand seiner Untersuchung - er konstatiert Klassengegensätze, ja Klassenkämpfe, die es nicht gibt, er geht von einer angeblichen »Unterdrückung« der einen Klasse durch die andere aus. Solneman weist anhand der Hackordnung der Hühner nach, daß die sog. Unterdrückung in aller Regel eine freiwillig respektierte, ja »mitunter geradezu gesuchte« Unterordnung ist. Solneman will aber Marx durchaus nicht den guten Willen absprechen - »Gewiß war es ein menschlich schöner Zug von Marx, sich auf die Seite der Benachteiligten und Ausgebeuteten zu stellen ... aber mit Wissenschaft hat dieser Willensentschluß nichts zu tun.«

Nicht annähernd können hier all die zwingenden Argumente aufgeführt werden, mit denen Solneman Stück für Stück den Marxismus zerpflückt; nicht unerwähnt bleiben soll aber der Hinweis Solnemans, daß Engels selbst bereits 1890 den Zusammenbruch der materialistischen Geschichtsauffassung, des Kernstücks des wissenschaftlichen Marxismus, eingestand. Für uneinsichtige Leser, die dennoch »Das Kapital« für ein wissenschaftliches Werk halten, sei noch der

Hinweis erlaubt, daß Marx die Rolle des echten Unternehmers total verkennt und nicht im geringsten die Initiative und Risikobereitschaft veranschlagt: »Das schließliche Arbeitsprodukt ist das Ergebnis des Zusammenwirkens von sechs Faktoren: Boden, Kapital, Handarbeit, die Initiative zum Einsatz der drei vorstehenden Faktoren und die Übernahme des damit verbundenen Risikos, und schließlich die planerische und organisatorische Sorgfalt.« Soweit Solnemans Mehrwert-Theorie-Korrektur.

Es ist nun keinesfalls so, daß Solneman diejenigen, die bisher daran dachten, ihre Situation als Ausgebeutete mit Hilfe des angeblich wissenschaftlichen Marxismus grundlegend zu verändern, frustriert sitzen läßt: Er hat die -genial einfache- Lösung parat: »Wenn der Marxismus damit recht hätte, daß die Ausbeutung nur in der Produktion und insbesondere durch den Unternehmer entsteht, könnten ja die ausgebeuteten Arbeiter und Angestellten ganz einfach damit Schluß machen, indem sie, allein mit ihren Sparanlagen, das gesamte Aktienkapital aufkaufen ... in einem Betrieb mit z.B. 100.000 Arbeitern könnten diese entweder von vorhandenen eigenen Spargeldern oder einzelnen Kreditaufnahmen von durchschnittlich 5.000 DM, also 500 Millionen DM bar zusammenbringen... «

Nachdem Solneman so mit dem Marxismus abgerechnet hat, nimmt er sich ebenso gründlich die Ideologie der Demokratie vor, die »Als Prinzip der Herrschaftsverübung den allerdümmsten (gehört); denn ein Monarch oder Diktator kann wenigstens ab und zu ein intelligenter und verantwortungsbewußter Mensch sein.« Das der Demokratie zugrundeliegende Mehrheitsprinzip ist es, was die Demokratie absurd macht, es ist ein »Zeichen von Schizophrenie, um nicht zu sagen Hirnverbranntheit«. Solneman fällt dieses, für bundesdeutsche Durchschnittsdemokraten doch einigermaßen harte Urteil nicht ohne eine saubere Beweisführung: »Im übrigen ist durch zahlreiche Meinungsumfragen und Einzelinterviews deutlich geworden, daß die Vorstellungen und Urteile von etwa 90 % aller Menschen von äußerster Primitivität und Rückständigkeit sind.« Angesichts dieser Tatsachen kann man Solneman nur recht geben, wenn er fragt: »Warum soll man einen sogenannten 'Volkswillen' respektieren, hinter dem nur ein ebenso wirrer wie fragwürdiger Wille einiger Millionen Müllers, Meiers oder Schulzes steckt?« Und da man über die verhängnisvolle Triebhaftigkeit der Vorgenannten ja auch inzwischen Bescheid weiß, kann man sich auch der Einsicht in die von Solneman aufgezeigte Notwendigkeit nicht verschließen: daß nämlich -um zu verhindern, daß die zehn Dummen, auf die höchstens ein Gescheiter kommt, über eben diesen Gescheiten herrschen- dieser Gescheite den Dummen Führer sein muß. Führer.

Auch das traurige Kapitel über die sogenannte »Demokratie« schließt Solneman nicht ab, ohne die Alternative zu zeigen: was wirkliche, echte Demokratie ist: Die freie Marktwirtschaft. »In der Marktwirtschaft hingegen - und in einer 'idealen' Demokratie auch - treffen konkrete Einzelne Entscheidungen, welche nur sie selber, sowie jene anderen konkreten Einzelnen betreffen, denen gegenüber sie unmittelbar wirksam werden.«

Diese Ausführungen über die freie Markt wirtschaft deuten schon hin auf die Solnemansche Endlösung, auf die Antwort auf die alte Pilatus-Frage, die dem Leser nun auch nicht mehr vorenthalten werden soll: »Mit einem einzigen Satz also: Weil die Unbeweisbarkeit der Existenz religiöser oder ideologischer, d.h. überhaupt vorgegebener Sollensregeln ein beweisbares Faktum ist und die daraus sich ergebende unausweichbare Alternative zwischen Faustrecht und Verständigung praktisch bei der erdrückenden Mehrheit aller Menschen, zumindest der zivilisierten, zu einer Entscheidung für letztere führt, und diese dann logischerweise zur Anerkennung des Grundsatzes der gleichen Freiheit aller, ist dieser Grundsatz die endlich gefundene Basis und zugleich der sichere Maßstab, der auf allgemeine, nahezu totale Anerkennung rechnen kann und aus dem bisherigen Chaos und den sinnlosen Dauerkämpfen hinausführt.«

Da ist sie also, *die* Alternative, schlicht und genial: Die gleiche Freiheit aller. So einfach ist das. Freiheit statt Sozialismus.

Anders als Marx etwa, der ja, wie Solneman ihm ganz richtig vorwirft, nicht einmal seiner Gemeinde schildern konnte, wie der Sozialismus einmal aussehen werde, beschreibt Solneman liebevoll, wie die gar nicht mehr so ferne Gesellschaft, in der die gleiche Freiheit aller herrscht, aussehen wird. Aber das muß man selber lesen. Der Entwurf dieses Paradieses, in dem Kapitalisten Kapitalisten und Kommunisten Kommunisten bleiben dürfen, in dem sich das Volk freiwillig seine Führer wählt und jeder die Freiheit hat, die Gemeinschaft zu verlassen *(Geh* doch rüber *...)* - dieser Entwurf läßt sich hier nicht referieren. Aber wichtig ist vielleicht noch zu erfahren, wie dieses Paradies zu erreichen ist:

» Zunächst und vor allem muß Aufklärung verbreitet werden, was Freiheit im sozialen Sinne ist ... solche Aufklärung von. Gegnern oder bisher Interesselosen ist viel wirksamer, als sich gegen sie zu bewaffnen; denn während letzteres zu Furcht-Reaktionen führt, macht die Aufklärung aus Gegnern Freunde und Helfer ..: dazu ist ein entschiedenes Bekenntnis zur *Gewaltlosigkeit* notwendig.« Hier, wie bei dem Versprechen, daß *alle* Grundbesitzer und Monopolkapitalisten entschädigt werden (»was den Rentnern recht ist«) zeigt sich der deutliche Unterschied zu den Vorstellungen radikaler Marxisten; denn »lohnt ein Kampf, mit all den Zerstörungen, Opfern und Risiken, wenn aussichtsreicher und billiger das Erstrebte auch anders erreicht werden kann?« Sicher nicht. Und damit bei diesem Bekenntnis zur Gewaltlosigkeit die Nutznießer der heutigen Situation -darauf bauend- die Neuregelung nicht böswillig verzögern, »sollte ihnen, von einem noch zu bestimmenden Zeitpunkt an, eine Frist gesetzt werden. Für jedes Jahr der Verzögerung würde sich dann die Entschädigung

für die Betreffenden um 5 % vermindern ...« Wer wird da noch böswillig verzögern wollen? Solneman hat wirklich für alle Probleme die Lösung.

Fazit: K.H.Z. Solneman ist ein würdiger Preisträger. Wir werden noch von ihm hören. (Wann ist der nächste CSU-Parteitag?)

PS.: Solneman, so schreibt er im Vorwort, stellt nur unbestreitbare Tatsachen fest. Solneman, so stellt er fest, ist Anarchist.

K. H. Z. Solnemann: Das Manifest der Freiheit und des Friedens

Mackay-Gesellschaft, Freiburg, DM 18,00

Literatur-Konkret 1977, S. 77

Karlhans Frank-Ostkamp

Kann Deutschunterricht Spaß machen?

»... sie halten Literatur für etwas Totes und Literaten für Fossilien . . .«

Die heutige Institution Schule ist zur Literatur-Vermittlung ziemlich ungeeignet. Leistungsdruck und Besinnung vertragen sich nicht. Individuelles Literatur-Verständnis läßt sich nicht mit Norm-Noten messen. Literatur läßt sich nicht restlos in Wissen auflösen. Dem Erziehungsziel Anpassung wirkt Literatur häufig entgegen. Sie ist ein Kreuz für eine sich veräußernde Gesellschaft und deren Einübungs-Apparat. Außerdem braucht man sie nicht fürs Leben.

Braucht man sie nicht? Ich will nur 5 Argumente nennen, die mir wichtig scheinen:

1. Literatur kann Spaß machen. Spaß gibt es in der Schule zu wenig. Spaß an Literatur kann ein Leben währen. Das ist ein Teil erhöhter Lebensqualität.

2. Literatur bringt Erfahrungsbereiche, die der Leser selbst nicht kennt, trainiert folglich Toleranz. Sie durchleuchtet Gegenwart von vielen Seiten, fördert damit Verständnis.

3. Literatur zeigt alternative Modelle, vermittelt die Einsicht, daß uns umgebende Wirklichkeit nicht unabänderlich ist.

4. Literatur zeigt, daß sich alles verbalisieren läßt, regt zu Eigenversuchen an, steigert so Denk-Potenz.

5. Literatur schärft den Sprachsinn nicht nur für Wissenschafts-, Werbe- und Politiker-Sprachen, sondern auch für die menschliche Sprache mit ihren Zwischentönen, entlarvt dadurch die Krampfhaftigkeit demagogischer Zielsprache.

Doch unsere Schul-Bräuche machen selbst dem engagierten Lehrer Schwierigkeiten beim Literatur-Vermitteln. Besonders hart tut er sich mit der Lyrik. Das Ergebnis langjährigen Unterrichts ist meistens, daß man in einem 9. Schuljahr jeder Gattung nur sagen muß »Wir lesen jetzt ein Gedicht«, um ein Aufstöhnen zu provozieren.

Es beginnt damit, daß durch die sogenannte »Lernmittelfreiheit« jede möglicherweise keimende Liebe zum Buch erstickt wird. »Freie Lernmittel« sind meistens Schuleigentum, werden Schülern geliehen. Der Schüler lernt also das Lesebuch als etwas kennen, das man zu Arbeitszwecken vorübergehend bekommt, in dem man nicht kritzeln oder Randbemerkungen anbringen darf, das man abzugeben hat, wenn der Arbeitsauftrag erfüllt ist. Er wird sich hüten, planlos und lustvoll darin zu schmökern.

Allerdings bleibt fraglich, ob die üblichen Lesebücher mit ihren Inhalten Freude an Literatur entwickeln könnten. Zwar gab es zwischen 1969 und 1974 literaturfreundlichere Lesebücher (etwa »Drucksachen«, »Lesarten«, »Kritisches Lesen« u.a.), aber die sind von der Zensur-Praxis und durch das Geschrei der Reaktion abgeblockt. Keiner unserer etwa 90 Schulbuch-Verleger wird in absehbarer Zeit ein mutiges Lesebuch-Projekt wagen.

Wir haben nämlich in der freien Bundesrepublik eine Zensur für Schulbücher, weil Artikel 7 des Grundgesetzes - »Das gesamte Schulwesen steht unter Aufsicht des Staates« - über Artikel 3 - »Eine Zensur findet nicht statt« - gesiegt hat. Die Kultusminister prüfen mit Hilfe anonymer Gutachter, ob ein vorgelegtes, fertig gedrucktes Schulbuch zugelassen wird oder nicht. Die Prüfungsgebühren (insgesamt eine fünfstellige Summe) müssen die Verleger bezahlen. Es ist klar, daß sie vorsichtig sind, und gerne tradiertes, unantastbares Bildungsgut servieren.

Außerdem liegen Schulbücher in der Regel sieben bis acht Jahre auf, ehe sie eine Neuauflage erfahren. In sieben bis acht Jahren ändert sich die Welt, ändert sich die Literatur.

Wenn ein verzweifelter Lehrer sich außerhalb der Legalität bewegt, indem er den Schülern Fotokopien von gegenwärtigeren Texten anbietet (mehr als sieben Kopien darf man von einem Text laut Gerichtsurteil nicht machen, weil sogar das Gericht einsah, daß die Enteignung von Autoren Grenzen hat), dann vermittelt er das Gefühl: Gegenwarts-Literatur ist Einwegware auf schlechtem Papier, kaum lesbar und nicht würdig, in Lesebücher aufgenommen zu werden.

Zu alledem kommt vor allem für die Lyrik noch ein spezifisches Problem: Sie ist meist auf den individuellen Verbraucher angewiesen, läßt sich kaum kollektiv lesen, enthält selten allgemein zu machende Essenzen, läßt sich also schließlich nicht abfragen. Oft wird krampfhaft eine gültige Interpretation erarbeitet. Und bestenfalls produziert solch ein Unterricht eifrige Schüler, die auf Lesungen auftauchen und den Autor nach seiner, den folglich unwiderlegbaren Einfachsatz-Interpretation fragen. Allein wagen sie gar nicht, für sich etwas aus einem Gedicht zu nehmen. Alle Gedichte sind ihnen fremd gemacht durch die Schule.

Aber zu Lesungen kommen wirklich sehr wenige Schüler. Ihr Interesse an Literatur ist ausgelöscht. Sie halten Literatur für etwas Totes und Literaten für Fossilien. Dabei gibt es ganz schön lebendige Texte-Macher, die auch Schülern etwas zu sagen haben. Doch die kommen in der Schule normalerweise nicht vor.

Als ich ein Jahr lang an einer Förderschule für angeblich »nicht berufsreife Jugendliche« (das sind solche, die keine Lehrstelle bekommen haben, und besser hieße sie »Reparatur-Anstalt für durch Schule zerstörte Kinder«) unterrichtete, lasen Schüler, von denen man es nie erwartet hätte, gerne Gedichte. Gedichte wurden in den Pausen freiwillig an die Tafel geschrieben. Die Schüler nahmen aus Gedichten, was ihnen gefiel, zitierten es, fingen - ohne Aufforderung - selbst an, Gedichte zu schreiben (sogar zu Legasthenikern ernannte Schüler!) und brachten sie mir nicht zur Kritik (ich gab keine Noten), sondern zum Angucken. Mit Gedichten sagten sie mir so manches, was sie anders nicht sagen konnten.

Der Grund war einfach. Die Schüler hatten erfahren, daß ich auch Gedichte schrieb. Sie hatten einen lebendigen Gedichte-Macher vor sich, der ihnen nicht ganz doof erschien. Sie ließen sich von mir Gedicht-Bände mitbringen, schmökerten darin, kicherten ohne Ehrfurcht, pickten heraus, was sie mochten, fragten »Warum machste das?«, »Was kriegste dafür?«, sagten »Was dasteht, hab ich mir auch schon gedacht, aber ich habs nick so sagen können!« Die Forderung, die auch der hessische Schriftstellerverband erhebt, daß jeder Schüler durch Lesung + Diskussion mindestens einmal jährlich in der Schule, im Unterricht, Kontakt mit einem lebenden Autor haben sollte, wäre - wie das Beispiel zeigt -literaturdienlich. Aber die Zuständigen fürchten, daß damit unkontrolliert Radikale in den sterilisierten Betrieb einbrechen könnten.

Ist die Situation also auch für den engagierten Lehrer hoffnungslos? Mit einer Freundin, Lehrerin in Real- und Hauptschulklassen, entwickelte ich ein Konzept, das sie seit einem Jahr im Unterricht erfolgreich praktiziert. Sie verzichtet darauf, den Schülern Gedichte »anzutragen«. Sie schleppt Lyrik-Bände in die Schule, verteilt sie, läßt die Schüler irgendwelche Gedichte aussuchen, die dann im Unterricht von ihnen vorgelesen werden. Sehr gut eignet sich hierfür zum Beispiel »Tagtäglich«, Weckbuch 3 in Rowohlts Rotfuchs-Reihe, Gedichte für Jugendliche, herausgegeben von Joachim Fuhrmann.

Anfangs wurde über keines der Gedichte weiter gesprochen. Es genügte, daß sie gefielen. Später wurde dann der Schüler, der ein Gedicht ausgesucht und vorgelesen hatte, gefragt, was ihm denn daran gefiele. Seine Aussagen wurden nicht kritisiert. Nach und nach entstand ein Fundus von Gedichten, die die Schüler akzeptierten. Nun wurde ihnen etwas über die Autoren erzählt und die Gedichte wurden ein wenig sortiert; etwa nach ihrer Entstehungszeit; denn mit der Zeit fanden die Schüler nämlich auch Geschmack an alten Gedichten. Dann wurden sie auf Formen untersucht. »Wie hat der Autor das gemacht?« Und man endete bei Interpretationen, die keine Quälerei waren, die Schülern und Lehrerin Spaß machten.

Ein Lehrer, der in einer dieser Klassen, einer Neunten, Vertretungsunterricht geben sollte, kam nach seiner Stunde ziemlich verwirrt ins Lehrerzimmer zurück: Die Schüler wollten unbedingt Gedichte lesen.

Literatur-Konkret 1977, S. 78

Das Ende der »Schwarzen Kunst«

Fotos: Arbeiterfotografie-Diener Mielke

Manche Vorstellungen scheinen uns so vertraut, daß wir sie bewahren über die Zeit. Hierzu gehört gewiß auch die Buchherstellung. Einmal abgesehen davon, daß ein 'wahrer' Literaturliebhaber kaum an Maschinen, Schweiß und Arbeit denkt, wenn er des Meisters neues Werk in Händen hält, wird er, sollte ihm dennoch dessen Gedrucktsein bewußt werden, jenen fleißigen Handsetzer vor sich sehen, der liebevoll ehrfürchtig Letter für Letter zusammensetzt, auf daß das Werk vollendet werde auch in seiner materiellen Gestalt. Geist und Fließband jedenfalls scheinen ihm unvereinbar.

Zu Fotos 1-4

Doch wer 1977 noch einem Facharbeiter beim Handsetzen mit der Guttenbergschen beweglichen Einzelletter zuschauen will, sollte lieber ins Museum gehen, will er nicht lange suchen. Längst haben sich neue Techniken durchgesetzt.

Braucht man für die Herstellung einer Textseite von Literatur konkret im Handsatzverfahren ca. 3 Stunden, schafft ein Maschinensetzer diese Arbeit bereits in 50 Minuten.

Eine lochstreifenlesende Zeilengießmaschine benötigt nur mehr 15 Minuten und die elektronisch gesteuerte Fotosetzmaschine ganze 5 Sekunden. Die Arbeit des früheren Setzers allerdings denaturiert dabei zur angespannten, jedoch nicht mehr berufsspezifischen Beobachtung. Die Tätigkeitsmerkmale unterscheiden sich kaum noch von denen eines Arbeiters, der Maschinenstraßen steuert oder den Computer eines Elektrizitätswerkes überwacht.

Neue Technologien beschleunigten nicht nur den Herstellungsprozeß, sie setzten innerhalb von 5 Jahren ca. 50.000 der ehemals 240.000 Arbeitskräfte in der Druckindustrie frei. Waren im September 73 'nur' 362 Schriftsetzer und Druckformhersteller arbeitslos, verzehnfachte sich ihre Zahl bis September 75.

Zu Photo 5/6

Weniger quantitative als qualitative Veränderungen vollziehen sich beim Druck. Ob ein Buch im Buch- oder Rotationsdruck hergestellt wurde, vermag nur mehr der Fachmann zu erkennen - und der Wirtschaftsprüfer.

Die vermehrte Einsatzmöglichkeit von Rotationsdruckmaschinen erlaubt höhere Umsätze (75/76 + 9,4%) mit weniger Beschäftigten (75/76 - 6.274). So stieg der Nominalumsatz pro Beschäftigtem um 12,6%, die Lohn- und Gehaltssumme aber nur um 4,5%. Die dadurch erzielten Gewinne dienen der Rationalisierung (de facto: Arbeitsplatzvernichtung), z. B. beim Buchbinden.

Zu Photos 7-8

Die gefalzten Druckbögen durchlaufen eine Bindestraße und werden dabei mit Umschlägen versehen, geleimt, beschnitten, verpackt. Der Mensch ist nur mehr Handlanger der Maschine, das Buch ein Fließbandprodukt. Nun wäre es absurd, älteren aufwendigeren Verfahren nachzutrauern, gäbe es irgendwelche positiven Auswirkungen neuer Technologien für die arbeitenden Menschen. Doch weder verkürzte sich ihre Arbeitszeit wesentlich, noch wurde die Arbeit erträglicher. Im Gegenteil: Ihre Stupidität wuchs und damit auch ihre Belastung auf den Menschen. Gewinn aus diesen Neuerungen ziehen allein die Besitzer der Produktionsmittel, direkt und indirekt: Größer werden die Profite, größer wird aber auch der Ausstoß an jenen bewußtseinsreduzierenden Druckwerken, die die Menschen davon abhalten, neue Technologien zu ihrem eigenen Wohle zu nutzen.

Literatur-Konkret 1977, S. 80

Friedrich Hitzer

Blender und Falschmünzer

»... Wo es um Ideen der Kunst geht, herrscht das Faustrecht ...«

1.

Jörg Graf stellte sich blind und wurde blind gemacht. Es hatte ihm nicht geholfen, sich so zu verstellen, als würde er Unrecht und Verbrechen der Herrschenden nicht bemerken. Als er sich zur Wehr setzen wollte, hatte er dazu keine Kraft mehr. Er war von den Anstrengungen für die Kunst der Verstellung ausgezehrt.

Grafs Kalkül ist altbekannt und weitverbreitet: Wie komme ich - in schweren Zeiten - ungeschoren davon? Mische ich mich ein, bekomme ich Schwierigkeiten. Mische ich mich nicht ein, bin ich zwar nicht sicher, aber jedenfalls will ich mich so verhalten, daß ich nicht auffalle.

Ist das Unheil, das über Jörg Graf kam, ein dummer Zufall? Hätte man ihn - einen Mann, der nicht mehr protestiert - nicht laufen lassen können?

Martin Walser, der uns diese, aus Ohnmacht und Angst herrührende Erfahrung eines Sängers aufständischer deutscher Bauern vermittelt, wurde in ähnlicher Weise behandelt wie seine Figur: Wiederholungen des »Sauspiels« durften auf bundesdeutschen Bühnen nicht stattfinden. Eine Hamburger Aufführung war schon zuviel. Ein öffentliches System der Denunziation besorgte die Liquidation.

Falschmünzer in meinungsbildenden bürgerlichen Feuilletons hielten ihr Publikum im Unklaren über das Stück und die Inszenierung, logen das Blaue vom Himmel herunter und erledigten damit ein modernes Geschäft der Blendung: Sie stechen nicht mehr einem Dichter die Augen aus. Das Publikum soll nicht sehen, was er ihm zeigen könnte. Warum solche Angst vor einem Helden des Bauernkrieges, der so unheroisch und wenig vorbildhaft scheint?

2.

Offensichtlich haben die Herrschenden Furcht vor einer Einsicht in historische Zusammenhänge. Mehr denn je hängt unsere Chance für eine menschenwürdige Zukunft von der Antwort auf die Frage ab, wie es zu den Katastrophen in unserer Geschichte gekommen ist und welche Lehren man daraus ziehen kann. Die Ahnung, daß die reaktionären Kräfte der Bundesrepublik Deutschland zu jedem Mittel der Unterdrückung bereit sind, wenn es um die Behauptung ihrer Macht geht, hängt zusammen mit dem Ausmaß ihrer Anstrengungen, die Verbrechen des deutschen Faschismus, Völkermord und Aggressionskriege in Kavaliersdelikte oder gar Heldentum umzustilisieren. Nach dem Willen der herrschenden Klasse und der ihr dienenden Parteien und Ideologen darf es keine Erinnerung an Möglichkeiten und Chancen des Widerstands geben. Gebraucht werden Opportunismus und Mitläufertum, dumpfe Instinkte und blinder Haß gegenüber jeder die bestehenden Verhältnisse in Frage stellenden Idee. Eine aus Lebensangst motivierte, geschichtslose Bevölkerung ist leichter zu beherrschen als ein Volk, das aus der eigenen Geschichte lernen will.

Hervorragende Beispiele der in der Bundesrepublik Deutschland verlegten Literatur der letzten Jahre stellen Befragungen dieser Geschichte dar, regen zum Nachdenken darüber an, wie wir - aus eigener Kraft - eine menschliche und von anderen Völkern geachtete gesellschaftliche und staatliche Ordnung gestalten können. Die Antwort von Personen an den Schalthebeln des bürgerlichen Literaturbetriebs ließ nicht auf sich warten: Die Behandlung von Autoren wie Alfred Andersch, Martin Walser und Peter Weiss zeigt an, daß sich an der Schonungslosigkeit deutscher Reaktionäre - von den Feudalherrn des Mittelalters bis zum Großbürgertum der BRD - nichts geändert hat. Die Bestrafungen werden derzeit wieder härter, und die Schonfristen für große Namen sind um. Auch wer sich blind stellt, ist verdächtig. Und wer Gegenwart in historischer Thematik darstellt, muß ausgeschaltet werden.

3.

Eine Auseinandersetzung mit den Romanen »Winterspelt« von Alfred Andersch, »Ästhetik des Widerstands« von Peter Weiss und dem Stück »Sauspiel« von Martin Walser fand in der bürgerlichen Öffentlichkeit nicht statt.

Die Methoden der Disqualifikation dieser Werke sind Demonstrationen der Macht. Ein von Haß und Verhöhung diktierter Wille soll schriftstellerischen Leistungen einem größeren Publikum entziehen. Der damit verbundene Verlust an rationaler Argumentation entspricht einem allgemeinen Klima der Unversöhnlichkeit. Wer sich darin betätigt, legt trotz aller gegenteiligen Versicherungen keinen Wert mehr auf traditionelle, bürgerliche Ästhetik. Es darf, zunächst in Worten, vernichtet werden, und der Terrorismus erweist sich, zum wiederholten Mal in unserer Geschichte, als der Zwillingsbruder der finstersten Reaktion.

4.

Die wortreiche Eitelkeit von Starkritikern des bürgerlichen Literaturbetriebs entspricht den Instruktionen leitender Werkschutzleute in kapitalistischen Großunternehmen. Man wird nicht für Qualitätskontrolle bezahlt sondern für Absperrung. Je bissiger die Diffamierung, je gekonnter die Fälschungen, umso gesicherter sind die Positionen derartiger Kritiker. Beschränkt sich einer auf die Begründung eines Mangels, den er in einem Buch, in einem Film oder in einem Stück festzustellen glaubt und teilt er dies den Lesern zur selbständigen Überprüfung mit, so hat er für gutdotierte Stellungen kaum eine Chance. Die Anweisung muß lauten: Das Buch braucht niemand. *Der* Film beschädigt die Projektoren. Mit *dem* Theaterstück werden Steuergelder verschleudert.

In der Politik gilt eine solche Praxis als Rufmord, in der Wirtschaft als Geschäftsschädigung, im bürgerlichen Recht als üble Nachrede. Wo es um Ideen und Kunst geht, herrscht das Faustrecht, umgesetzt durch ein phantastisches psychologisches, ideologisches und technologisches Instrumentarium.

5.

Ein Schulbeispiel dafür ist die öffentliche Behandlung des Schriftstellers Alfred Andersch in der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung«. Dabei fällt auf, daß Andersch nicht erst fertiggemacht werden sollte, als die FAZ das Gedicht »Artikel 3 (3)« - ohne Genehmigung des Verfassers - abdruckte und aus dem Antifaschismus eines ehemaligen Dachauhäftlings die Gesinnung des rassistischen Todschlägerblattes »Der Stürmer« machte.

Nun ist es nichts Neues, daß die Weißwäscher des faschistischen Völkermords in menschenverachtender Heuchelei Widerstandskämpfer zu Terroristen und Terroristen zu Widerstandskämpfern machen. Kappler ist kein Einzelfall.

Alfred Andersch sollte schon fertiggemacht werden, als sein Gedicht noch nicht einmal geschrieben war.

Ein Briefwechsel zwischen Gerd Haffmans vom Schweizer Diogenes Verlag mit Joachim Fest beweist dies auf anschauliche Weise:

6

Briefwechsel

Am 24. Mai 1977 antwortete Haffmans in einem Leserbrief an die FAZ auf Armin Ayrens Andersch-Rezension »Wenn Mörder lachen« vom 7.5.77 (über 'Öffentlicher Brief an einen sowjetischen Schriftsteller, das Überholte betreffend'):

»Öffentlicher Brief an den unbekannten FAZ-Leser, Alfred Andersch betreffend

Lieber FAZ-Leser,

seit 1973 zeichnet Herr Marcel Reich-Ranicki für den Literaturteil der FAZ verantwortlich. Seither wurde jedes Buch von Alfred Andersch in der FAZ exekutiert, und wir geben hier jedem FAZ-Leser Garantie, dass jedes Buch von Alfred Andersch in der FAZ exekutiert wird, solange Herr Marcel Reich-Ranicki für den Literaturteil der FAZ verantwortlich zeichnet. In Alfred Anderschs besonders gerügtem Portugal-Aufsatz 'Reise in die Revolution' heisst es überdies: »... es kommt jetzt alles darauf an, ob die jungen deutschen Fliegeroffiziere, die in Beija Dienst tun, die Situation in Portugal begreifen. Ob sie sich mit dem Problemen Portugals befassen, mit ihren portugiesischen Kameraden, welche die Revolution in Portugal gemacht haben, diskutieren, ob sie von ihren Vorgesetzten die Freiheit erhalten, sich zu informieren, an Kontakten, welchen mit dem protugiesischen Volk nicht nur nicht gehindert, sondern geradezu dazu aufgefordert werden, oder ob sie hinter ihrem Zaun bleiben, in ihrem Kasino die 'Frankfurter Allgemeine' lesen und sich als Besatzungsmacht in einem feindlichen Lande fühlen.« Und dann noch: »Wenn der Tourismus-Boykott, den man so fein inszeniert hat, aber anhält, dann wird Portugal auf einen Ausweg sinnen müssen. Der zuständige portugiesische Minister

hat die unerhörte Kühnheit besessen, dies öffentlich zu tun, indem er, so zurückhaltend und freundlich, wie das bei Portugiesen üblich ist, anzudeuten gewagt hat, Portugal werde sich unter Umständen von einem 'Komfort-Tourismus' auf einen 'Sozial-Tourismus' umstellen müssen. Was er damit wohl gemeint hat? Ich vermute, er möchte, dass Arbeiter und Angestellte, Werktätige aller Art in grosser Zahl und zu relativ günstigen Preisen, aus ganz Europa, auch aus den sozialistischen Ländern, in Portugal Urlaub machen. Da ist er aber schön angekommen, zum Beispiel bei der 'Frankfurter Allgemeinen'. »Da hat man aber dann die falschen Hotels gebaut«, hat sie ihm erklärt. Ha-ha-ha! - Das ist, mit Verlaub gesagt, ein Schmarren. Die großen Luxus-Hotels und die Apartment-Häuser und die Villen-Siedlungen der Algarve eignen sich ganz ausgezeichnet für den Urlaub von vielen Arbeitern und Angestellten. Sie sind wie geschaffen dazu.«

Die Reaktion darauf ist dann also auch ausgefallen, wie zu erwarten stand.

Lieber FAZ-Leser, Sie können sich die Mechanismen im Kulturbetrieb nicht primitiv genug vorstellen.«

FAZ-Herausgeber Joachim Fest lehnte am 2. Juni die Veröffentlichung des Briefes ab:

Tatsächlich hat Herr Reich-Ranicki vor einiger Zeit ein Buch von Alfred Andersch negativ rezensiert und auch die Besprechung von Armin Ayren ist nicht günstig ausgefallen. Aber Sie werden von mir nicht verlangen, den Rezensenten bestimmte Anweisungen im Hinblick auf ihre Artikel zu geben - genauso wenig wie ich geneigt bin, die Redakteure dazu anzuhalten, eingehende Manuskripte, wie beispielsweise das Ihre, auch wenn sie völlig unzulänglich sind, zum Abdruck zu bringen.

Etwas kommt hinzu: der Zusammenhang, den Sie zwischen den politischen Auffassungen der Zeitung und dem Literaturteil konstruieren, zeugt nicht nur davon, daß Sie unsere Berichterstattung von der iberischen Halbinsel nicht zur Kenntnis genommen haben; er suggeriert auch kleinbürgerliche Konspirationstheorien, die ich den Lesern der Frankfurter Allgemeinen Zeitung nicht zumuten will.«

In seinem zweiten Brief vom 9. Juni präzisierte Gerd Haffmans seine Vorwürfe:

Wenn Sie auf einen bescheidenen Leserbrief bereits so gereizt reagieren und Ihre Macht demonstrieren, vielleicht ahnen Sie dann, wie einem Autor zu Mute ist, dessen Lebenswerke systematisch und con amore öffentlich abgeschlachtet werden. Denn tatsächlich hat Herr Marcel Reich-Ranicki nicht nur vor einiger Zeit ein Buch von Alfred Andersch negativ rezensiert, er hat bisher - auch in seiner vorFAZlichen Tätigkeit - jedes Buch von Alfred Andersch negativ rezensiert. Und es bedarf keiner prophetischen Gaben, um Ihnen zu bestätigen, daß auch in Zukunft jedes Buch von Alfred Andersch in der FAZ negativ rezensiert werden wird, solange Herrn Marcel Reich-Ranickis Geschicke mit denen der FAZ verbunden sind.

Diesen simplen Tatbestand wollte ich Ihren Lesern mitteilen. Ich habe Sie weder gebeten noch gar von Ihnen verlangt, Ihren Rezensenten bestimmte Anweisungen im Hinblick auf ihre Artikel zu geben - genauso wenig allerdings wie mein Brief vom 24. Mai als »eingehende Manuskripte« einzuordnen ist: er war ein ergänzendes Korrektiv zur Sache; wenn ich mich dabei mit kleinbürgerlichen Konspirationstheorien kompromittiere, so soll Sie das doch freuen, weil Sie sich vor solcher Folie umso großbürgerlicher abheben.

Denn die Lektüre der Berichterstattung der FAZ über die Vorgänge auf der iberischen Halbinsel, sehr geehrter Herr Fest, war allerdings geeignet, aus einem Kleinbürger nicht einen Marxisten, sondern einen Vulgärmarxisten zu machen.«

Joachim Fest antwortete wenige Tage später:

»Ich möchte noch einmal kurz auf Ihren Brief zurückkommen, den ich ebenso wenig wie den ersten 'bescheiden' nennen möchte. Auch entsinne ich mich nicht, gereizt reagiert zu haben. Ich finde es nur einfach töricht und die Fakten ignorierend, wenn Sie davon sprechen, daß hier ein Lebenswerk 'systematisch und con amore' heruntergemacht werde. Herr Reich-Ranicki hat sich in seinem Buch »Deutsche Literatur in Ost und West« in dem Aufsatz über Andersch positiv und streckenweise enthusiastisch geäußert. Er hat ferner, wenn ich recht unterrichtet bin, in seinen Anthologiebänden mehrere Geschichten von diesem Autor veröffentlicht, und aus der Zeit meiner Anfänge in der F.A.Z. weiß ich, daß er seinerzeit, zum 60. Geburtstag von Andersch, einen Artikel bei Siegfried Lenz bestellt hat, der eine herzlich gehaltene Huldigung war. Ich könnte einige zusätzliche Beispiele anführen, möchte es aber dabei bewenden lassen; denn Sie haben nun einmal Ihr Vorurteil, und ich werde es Ihnen gewiß nicht nehmen können. Warum sollte ich auch?«

Ein letzter Brief Haffmans vom 22. Juni 77, in dem er aus 5 Andersch - Verrissen durch Marcel Reich-Ranicki aus den Jahren 61,67 und 74 zitierte, blieb unbeantwortet.

7.

Alfred Andersch, der von dieser Korrespondenz nachträglich erfuhr, schloß den Vorgang mit einem Brief an Joachim Fest ab. Doch auch in diesem Fall hatte der unbekannte FAZ'Leser keine Chance mehr, sich ein eigenes Bild zu machen.

Andersch betonte, ebenfalls am 22. Juni, daß der Briefwechsel ohne seine Kenntnis stattgefunden hätte.

»Damit will ich Haffmans' Intervention nicht desavouiren, sondern nur sagen, daß ich ihm, hätte er vorher bei mir angefragt, geraten hätte, es sein zu lassen: wo nicht mehr Literaturkritik stattfindet, sondern infame Boykotthetze gegen ein Buch (»wozu es dann noch lesen?«) ist jegliches argumentative Vorgehen ja sinn- und zwecklos geworden. Was da regiert, sind die Gesetze der Infamie.«

Gleichzeitig bat Andersch (vergeblich), folgende Berichtigung zu veröffentlichen:

»Betrifft: 'Wenn Mörder lachen', Alfred Anderschs Aufsätze. Von Armin Ayren. Frankfurter Allgemeine Zeitung, Samstag, 7. Mai 1977, Nummer 106

In der obigen Rezension meines Buches »öffentlicher Brief an einen sowjetischen Schriftsteller, das Überholte betreffend« (Diogenes Verlag, Zürich, 1977) behauptet der Verfasser, es enthielte Fehlübersetzungen aus dem Italienischen. Er schreibt: »Aber festino heißt eben nicht 'Festchen' und cervellino nicht 'Gehirnlein', und wenn Andersch aus solchen Fehlübersetzungen auch noch weitgehende Schlüsse ableitet, wird es kurios.«

Der Dizionario Sansoni von 1975, dessen Autorität als das umfasssendste und beste italienischdeutsche Wörterbuch wohl von niemandem bezweifelt wird, gibt für cervellino an: kleines Gehirn, für festino: Fest, Party, Gesellschaft. Die Verwendung der deutschen Diminutiv-Formen zur Übertragung der beiden italienischen Wörter ist also völlig korrekt. Sie entspricht auch den Hinweisen, die der italienische Komponist Luigi Nono selbst für die von ihm benützten Madrigal-Texte gegeben hat. (Siehe Text Plattenhülle von: Deutsche Grammophon.avantgarde, 2561044.1«

8.

Illusionen, die vielleicht der eine oder andere Kritiker über Marcel Reich-Ranicki haben mag, stehen hier nicht zur Diskussion. Symptomatisch ist nicht die Person sondern die Gelegenheit zur Denunziation, ein Vorgang der nicht notwendigerweise an das gesellschaftliche System gebunden ist:

Polnische Literaturkritiker erinnern sich daran, daß M.R.-R. als Starkritiker in Warschau darauf achtete, nicht nur in der nötigen Schärfe Abweichungen zu registrieren, sondern so wenig wie möglich bei denen anzuecken, die er in jener Periode seiner » literaturkritischen « Karriere für die Mächtigen hielt. Für Irrtümer in der Stalinära sollte man ihn jedoch nicht festnageln, immerhin ist es bemerkenswert, daß er in einem angenommenen oder überzeugten Dogmatismus Kurt Tucholsky von ganz weit links, vom - mißverstandenen -revolutionären Proletariat aus angriff.

Die Versuche, Alfred Andersch auszuschalten, sind jedoch weit mehr als dogmatische Unterwürfigkeit gegenüber der reaktionären Großbourgeoisie. Diese Versuche haben Methode, sie stellen Orientierungen für den Gesamtbetrieb dar und sollen Haltungen treffen. In einem solchen Klima, das im politischen Bereich die übelsten Faschisten auf den Plan ruft, ermuntert diese Linie der FAZ zur Nachahmung.

9.

Mit dem » Öffentlichen Brief « an Konstantin Simonow hat Alfred Andersch ein weiteres Tabu verletzt. Er war zu einem offenen Dialog mit einem bekannten sowjetischen Schriftsteller bereit, demonstrierte seine Verachtung für das geistfeindliche Klima jener Länder, wo die Bevölkerung auf einem Stand der Ignoranz und Feindseligkeit gegenüber der UDSSR gehalten wird. Die »Zeit«, die den Brief von Andersch in einer gekürzten Fassung veröffentlichte, ließ nun folgerichtig Wolfgang Kasack auf Andersch los (und gab niemandem die Möglichkeit zur Gegenrede).

Wolfgang Kasack, der schon seit den 50er Jahren Schwierigkeiten hat, immer wieder seine Munition für den Kalten Krieg zu erneuern, trat als Fachmann auf. Die meisten Leser, wenig vertraut mit der sowjetischen Literaturgeschichte, können

natürlich nicht prüfen, was ihnen der Slawist Kasack unterbreitet, erfahren wahrscheinlich auch nie etwas davon, wieviele Fehler Kasacks »Lexikon der russischen Literatur seit 1917« enthält, das im übrigen viel mehr den Titel verdiente: Handbuch zur literarischen Konterrevolution.

Der richtigen These von Andersch, daß die Sowjetliteratur in der BRD weitgehend unbekannt geblieben sei, stellte Wolfgang Kasack eine Fülle von Namen und Titeln entgegen, womit er nachweisen wollte, das Angebot sowjetischer Literatur in der BRD sei so groß, daß es nicht einmal Interessierte - so Kasack - verarbeiten könnten. Dabei unterschlug Kasack den »Zeit«-Lesern alle Tatsachen, die seine Behauptung, die Andersch Lügen strafen sollte, als plumpe Fälschung entlarvt hätte.

Eine ganze Reihe von Autoren und Titeln, die Kasack hervorhob, sind in Verlagen erschienen, deren Namen in der bürgerlichen Presse totgeschwiegen werden, dafür aber in Verfassungsschutzberichten und Polizeiakten geführt werden. Der »Zeit«-Leser konnte sich auch nicht darüber informieren, wieviele Bücher, die etwa Alexander Kaempfe übersetzte, nur unter den allergrößten Schwierigkeiten durchgesetzt wurden. Kasack vergaß auch zu erwähnen, in welchen Auflagen die von ihm genannten Titel gedruckt und verkauft wurden. (Eine kurze Anfrage bei Fritz Raddatz, unter dessen Regie Kasacks Beitrag erschien, hätte genügt, um auf die Schwierigkeiten Helmut Kindlers hinzuweisen, den Büchern von Konstantin Somonow in der Bundesrepublik Deutschland mehr Erfolg zu verschaffen - was am Literaturbetrieb der bürgerlichen Feuilletons scheiterte. Immerhin hat Raddatz als Kindler-Lektor gearbeitet und verfügt bis heute über sehr viele interne Kenntnisse bei der Herausgabe von Simonow-Romanen im Hause Kindler.)

10.

Fritz Raddatz wartete dringend auf die Antwort von Simonow an Andersch. Und Heinrich Böll hatte sogar geschrieben, wie sehr er auf diese Antwort gespannt sei. Als Raddatz Simonows Brief von mir erhalten hatte - die Idee eines offenen Dialogs zwischen Autoren der BRD und der UDSSR versuche ich in einem Buch mit dem Titel WIE GEHT ES IHNEN? *Ka vy poschiwajete?* zu verwirklichen, wofür ich unter anderem Andersch und Simonow als Dialogpartner gewinnen konnte - zog Raddatz seine erklärte Zusage für eine ungekürzte Veröffentlichung zurück. Die Folge war ein langer Briefwechsel. Das Ergebnis: Nachdem ich durch den Gewerkschaftsanwalt in eigener Sache und zur Wahrnehmung der Interessen Simonows eine Klage auf Abdruck anstrengte, ließ mich die Anwaltskanzlei der »Zeit« wissen, die Zeitung stehe zur ursprünglichen Zusage von Fritz Raddatz, sie werde Konstantin Simonows Antwort ungekürzt abdrucken. Diese Zusage wurde am 7. Juni 1977 schriftlich gegeben. Bis heute weiß der »unbekannte« »Zeit«-Leser noch nicht, ob der sowjetische Schriftsteller Konstantin Simonow dem Kollegen Alfred Andersch geantwortet hat. Ganz im Gegensatz etwa zu den Lesern des »Züricher Tagesanzeiger-Magazin«, das beide Briefe ohne jede Kürzung veröffentlichte.

11.

Ganz sicher ist: Wer sich blenden läßt, wird blind. Es ist Zeit, den Falschmünzern die Mittel zu nehmen, mit denen sie das Publikum blenden. Grundgesetz Artikel 14: Enteignung der Pressekonzerne im öffentlichen Interesse.

Literatur-Konkret 1977, S. 86

Peter-Paul Zahl

Literatur im Knast

»... Das Gefängnis kann gar nicht anders, als Deliquenten zu produzieren . . . «

Michel Foucault

Knast ist die auf den Begriff gebrachte bürgerliche Gesellschaft: Anachronismus, überflüssig, sinnlos, widersinnig, Unlogik in Potenz als arteigene Logik in Potenz. Knast in der BRD: ein Mittelding aus Mittelalter und 1984.

Selbst da, wo die Seele angegriffen und in Beschlag genommen werden soll, herrscht im Grunde nur eines: Gewalt.

BRD-Knast, das ist die BRD im kleinen: ein wirtschaftlicher Riese, ein Gigant der Repression, ein geistiger Zwerg.

In einem System abscheulichster und widersinnigster Normen (BRD-Knast = DIN-Knast) herrscht ein Gemenge von Computern und Schmiedehämmern, von Gummiknüppeln und Valium, von Bürokratenparadies und Chaos.

Das System der Einzelhaft entstand aus Kapitalisten. Es wurde in den USA auf den Begriff gebracht (Pennsylvania-Sternbauten) und von schwedischen und deutschen Sozialdemokraten modisch (Waschbeton) perfektioniert (Kumla, Ossendorf, Stammheim). Einzelhaft: ins Architektonische verlängerte Nachbildung protestantischer Verzichtsethik, protestantischen Weltekels, protestantischen Mönchswesens, Nachbildung des Monadendaseins (Leibniz): DU SOLLST ZUR EINSICHT KOMMEN. Das System der Einzelhaft: die konsequent wende gedachte Monade mit Akkordarbeit (die mit 5 Prozent des durchschnittlichen Tariflohns vergütet wird). Einzelhaft = Wahn-Haft.

In die 22 Kubikmeter, in denen der Gefangene, einem Huhn in der Legebatterie gleich, zu hausen gezwungen wird, wurde früher nur *»Erbauliches«* gelassen: die Heilige Schrift und Traktätchen; das *»Gute, Wahre, Schöne«* in seiner perfiden, puritanischen, verklemmten, verstümmelten Form.

Es bedurfte 100 Jahre angestrengten Denkens der Nachfolger der Inquisitionstheologen, der Juristen, ein sog. »Strafvollzugsgesetz« (StVollzG) zu schaffen. Es reformiert den Vollzug vom XIV. ins XV. Jahrhundert und legalisiert bestimmte Teilbereiche der ehemaligen Knastsubkultur, weil sie auch nach Hunderten von Jahren nicht auszurotten waren. Der herrschenden Zivilisation setzten die Nigger des Systems ihre Subkultur entgegen, *»Unterlebensstrategien«* (Goffmann). Durch Integration der Subkultur versucht jede herrschende Klasse, ihr den Widerstandskern zu nehmen.

Nach der Bibel und den Traktätchen kamen Belletristik und Sachbuch. Nun sind auch Schmöker und Pornos, Bestseller und Taschenbücher jeder Art erlaubt. Nun wird drinnen gelesen, was draußen gelesen wird - bis auf einige bedeutsame Ausnahmen.

Ich bin blindlings in besagten Mülleimer gefallen, und die anderen haben den Deckel für immer über mir zugeklappt.

Georg Jackson

Auf den Gefängnishöfen tauschen meine Brüder Heftchen und Zeitschriften, Lassiter und Jerry Cotton, Gruselromane, Frauenromane, SF-Romane, Western, Wichsvorlagen aus dem Bauer-Verlag. Anderes auch, aber das fällt nicht ins Gewicht.

Jedem Knast steht ein gewisses Bücherbudget zur Verfügung. *Oberlehrer* bestimmen, welche Bücher dafür erworben werden. In manchen Gefängnissen haben gewisse Knackis, die in der Bücherei arbeiten, eine Art Vorschlagsrecht. Die Oberlehrer sind selektiert, die Bibliotheksknackis sind selektiert, die Bücher sind mehrfach und unter mehrfachen Voraussetzungen selektiert.

Ein Professor der Uni Bielefeld verglich im »sozialmagazin« Westdeutschlands Knäste mit Königreichen, Anstaltsleiter nannte er »Könige«. Sie *sind* Könige. In einer *totalen Institution* schaffen sie sich eine Welt nach ihrem Bilde. Das Strafvollzugsgesetz bildet lediglich einen Rahmen, in dem Feudalherrscher tätig sind.

Der Büchereinkauf eines Knastes ist vorgeprägt von den *»pädagogischen Vorstellungen«* des Bucheinkäufers, des Oberlehrers. Im Bibliothekskatalog des Knastes sind die Vorlieben und Vorstellungen der einzelnen Oberlehrer ablesbar wie das Alter eines Baumes an seinen Ringen. Der Einfluß, die Prägung eines bestimmten Geschmacks wird ersichtlich. Einfluß, Prägung einer »Aera«. Oberlehrer X. herrschte von ...bis, Oberlehrer Y. von ...bis.

In Werl, wo ich nun sitze, herrscht zum größten Teil der Bodensatz jener Kultur, die von »Volksparteien« lanciert wird. Ein Blick in den Katalog und hier die häufigsten Titel:

Heinrich Konsalik, Lassiter, Kirst, Simmel, Lübbe-Krimis, A. MacLean, Remarque, Harold Robbins, D. Sayers, G. Heyer, Danella, Uris, Wallace, Yerby, Baum, Flemming, Perry Rhodan, Werner Roth, Ullstein-Utopia/Krimi/Western.

In jüngster Zeit sorgt ein junger, sozialdemokratischer Oberlehrer für Neuerwerbungen. Er verstärkt obigen Trend und kauft in homöopathischen Dosen *»gute Literatur«.* Gute Literatur ist dann das, was von nur wenigen ausgeliehen wird. Wie »draußen«. Wie anders auch?

Politische Täter haben politische Interessen, in denen sie getroffen werden können. (..) Rede- und Schreibverbot, Druckschriftenverbote sind solche Maßnahmen ...«

38. Deutscher Juristentag

Die ältere Knastliteratur in Deutschland (bis ca. 1966) wußte zu berichten vom Wert literarischer und subliterarischer *»Konterbande«* im Knast, von geschmuggelten Zeitungen, Zeitschriften, Büchern, Aktfotos. Es entstand der Schwarze Mark. Kostbar die Tageszeitung, sehr lange Zeit: Tauschobjekt gegen harte Währung, gegen das *»Pack«* oder den *»Koffer«* Tabak oder die *»Bombe«* Pulverkaffee, Pornografie und Adressen heirats- oder bumswilliger Frauen oder Männer.

Das Strafvollzugsgesetz erlaubt den Bezug *»von Zeitungen und Zeitschriften in angemessenem Umfang durch Vermittlung der Anstalt«(§* 68 Abs. 1) und schränkt gleich wieder ein: *»Einzelne Ausgaben oder Teile von Zeitungen oder Zeitschriften können dem Gefangenen vorenthalten werden, wenn sie das Ziel des Vollzugs* (die » Wiedereingliederung«, »Resozialisierung«, so der Gesetzgeber,) *oder die Sicherheit oder Ordnung der Anstalt erheblich gefährden.«* (§ 68 Abs. 2)

Faustregel 1977: alles ist erlaubt. Selbst Pornografie (bis auf »sehr harte«). Die *»Wiedereingliederung* des Gefangenen oder - seines Nachbarn (§ 31 Abs. 5 StVo11zG) oder die > Sicherheit« (was immer das ist) oder die *»Ordnung«* (was immer das ist) werden in den Knästen des sozialliberalen Deutschlands *nur von - linken Zeitungen, Zeitschriften, Büchern »gefährdet«.* Diese werden dann *»zur Habe des Gefangenen«* genommen, der Beschluß des Zensors wird dem Gefangenen nicht als rechtsmittelfähiger Bescheid gegeben, sondern vom Stationsbeamten *»eröffnet«.*

Das Eröffnen sieht so aus: der Beamte betritt die Zelle und liest von einem Vordruck ab. Auf diesem Vordruck sind die *»Anhaltegründe«* lediglich angekreuzt. Vom Zensor. Darunter eventuell handschriftlich so etwas: *»Würde die Druckschrift xy dem Gefangenen ausgehändigt, würde er in seiner Antihaltung gegenüber dem Staat bestärkt. Dr. Neu, Regierungsrat. «*

Juristenlogik. Denn diese Art von Zensur dürfte die *»Antihaltung«* bei weitem mehr »bestärken als jede linke Zeitung. Oder, um ein weiteres Beispiel zu bringen, da wird einem Autor ein Belegexemplar einer Zeitschrift mit seinem eigenen Beitrag *»von der Beförderung ausgeschlossen und zur Habe genommen«,* weil der Erhalt *»die Wiedereingliederung gefährdet«...*

»Wiedereingliederung«, »Resozialisierung« sind mit»in Synonyme für Gehirnwäsche.

Zwei Bücher in der Woche im Knast sind die Regel. Per *»Lesekarte«* ausgeliehen wie bei jeder anderen Bibliothek. In einigen Knästen gibt es auf Antrag - der, wie so oft bei der grotesken Bürokratie, zum Beschwerdekrieg führen kann - mehr Lesestoff. » *Langstrafer«* lesen oft viel.

Ein für ein »zivilisiertes« Land recht hoher Anteil der Gefangenen ist analphabethisch. Der größte hat keine abgeschlossene (Volks- oder Haupt-) Schulbildung, keine abgeschlossene Lehre. Der Knast: Dritte Welt in der Ersten. Die Abfütterung ästhetischer Bedürfnisse der Nigger dieser Gesellschaft, der Gefangenen mit Surrogaten hat System, ist Vorsatz. Vorsatz ist es, sie von Produkten ihrer eigenen Klasse fernzuhalten, von der Kenntnis der Geschichte als Geschichte von Klassenkämpfen; Vorsatz, sie *auf keinen Fall dies* erringen zu lassen: *Selbst-Bewußtsein.*

Ich brauche nur noch die Bücher, um bei meinen Gegen angriff keinen Schnitzer zu machen.

Georg Jackson

Im Knast sollen lohn- und gehaltsabhängige Mitglieder der Mittelklassen, die sich für einen Betrag von DM 1200.- bis 5000.- monatlich *»die Sorgen Rockefellers machen«* (Tucholsky), Mitglieder der Unterklassen lehren, das heißt zwingen, die Wertvorstellungen der Oberklassen zu verinnerlichen. In Wahrheit produzieren sie Delinquenten. Dies der innere, nicht auflösbare Widerspruch des Zuchthaussystems.

Die im Knast vermittelte Literatur vermittelt also die Wertvorstellungen der herrschenden Klassen - aber auch mehr. Dieses »Mehr« liegt im Charakter der Literatur ist der Widerspruch zwischen Literatur als Apologie der herrschenden Verhältnisse und ihrem, nahezu immer vorhandenen Potential an Utopie.

Eher zufällig, als absichtlich wird einigen Internierten dieser Widerspruch in der Literatur bewußt. Die einen nutzen Literatur als Mittel zur Anpassung, zum Aufstieg, zur Angleichung oder zum Vortäuschen einer Angleichung an die herrschenden Normen.

Der für die Herrschenden gefährliche *»Doppelcharakter« von Bildung«* wird im Knast bei den »Querulanten« evident, bei denen, die *»Bildung« zu* Widerstandsstrategien nutzen, zum Verfassen von Petitionen und Beschwerden, zum Verbreiten der Wahrheit unter ihren Klassenbrüdern.

Die im Knast zugemessene Literatur zielt ausschließlich darauf ab, gezähmte, rückgratlose Internierte zu schaffen, Einzelgänger, Ellbogentypen, Denunzianten, Schleimscheißer. Jede Literatur ist im Knast erlaubt, auch Pornografie. Nur linke Literatur nicht...

Literatur ist *immer* Waffe im Klassenkampf. Ein Knast ohne Zensur ist undenkbar - wie das Zuchthaus ohne Arsenal undenkbar ist. Da das Zuchthaussystem das System spiegelt, das es braucht, sehr deutlich spiegelt, da der *»schöne Schein der Ware«* im Zuchthaus hintan gestellt und überwunden ist, zeigt es deutlich die dem System innewohnenden Tendenzen, zeigt er diese offen und schamlos, knallhart, zeigt es das pure Gewaltverhältnis.

» In autoritären und totalitären Regimen hat auch die schlichte Information schon Aufklärungswert« (Oskar Negt). In der totalen Institution namens Zuchthaus (modisch und verlogen: Justizvollzugsanstalt) wird diese Erkenntnis auf den Begriff gebracht. Information muß zur Desinformation umgelogen, umgebogen werden, ehe sie den Knast erreicht, damit Bewußtseinsbildung, *»ein Aufbrechen einer verdinglichten Decke des Bewußtseins und des Verhaltens ausgeschlossen ist« (Negt).*

Wie *»draußen«* richtet sich im Knast die Ideologie der » permissiven, *pluralistischen*

Gesellschaft« gegen diese selbst.

Verengt sich *»draußen«* der Spielraum für *»repressive Toleranz«* (Marcuse) aufgrund der objektiven Krise, ist er *»drinnen«* gar nicht erst vorhanden. Das gesprochene und geschriebene Wort hat hinter Gittern eine bei weitem größere Bedeutung als *»draußen«.*

Darin liegt die *Chance* für jede Literatur im Knast. Für Lassiter und Jerry Cotton als der Literatur der Herrschenden, wie auch für Traven und Böll, die im Knast zunehmend als Literatur der Beherrschten und für Beherrschte angesehen wird. Selbständiges Denken und kritisches Lesen sind im Zuchthaussystem Waffen. Arrestzellen, Gummiknüppel, Tränengas, Zensur und Folter machen auch dem letzten Entrechteten klar, daß die Herrschenden dies nur zu gut begriffen haben und *»Überbauphänomene«* realistischer einschätzen als die Kulturarbeiter »draußen«.

Übernehmt die Patenschaft für Zeitungsabonnements! Schickt Bücher in den Knast! Kämpft zusammen mit den Gefangenen dafür, daß dies möglich bleibt - und kämpft in jedem einzelnen Fall gegen Zensur!

-

Literatur-Konkret 1977, S. 89

Martin Buchholz

Buch- und Schicksalsgemeinschaften

»... und ewig singen die Wälder...«

Schöner Mist! Ich hab wieder nicht dran gedacht. Jetzt kriege ich also wieder einen »großen Schicksalsroman für die ganze Familie« ins Haus geschickt, »Ein Panorama lichter Feste und düsterer Episoden« wird mit beigelegter Zahlkarte vor mir ausgebreitet werden. »Aufstieg und Sturz, Größe und Versagen, Freude und Schmerz« wird mir auf postalischem Wege zuteil.

Das ist meine Strafe dafür, daß ich wieder nicht an den Quartalstermin gedacht habe. Diese belletristischen Schicksalsschläge treffen mich als »Hauptvorschlagsband« mit unschöner Regelmäßigkeit. Vielleicht kennen Sie das auch, wenn sie zu den 5,3 Millionen Bundesbürgern gehören, die einmal eine Unterschrift für den Eintritt in eine der 17 Buchgemeinschaften geleistet haben. Ich hab diese Unterschrift schon etwa vor 12 Jahren einer bösen Fee gegeben, die in Gestalt einer verhärmten Studentin auftrat und mir mit den Zähren des bitteren Elends ihre vertrackte Situation an der Wohnungstür darlegte. Sie flehte mich an, ihr aus der Not ihrer ungeklärten Studiumsfinanzierung durch eine kleine Solidaritätsgeste herauszuhelfen. Eine Geste, die mit mannigfacher und wohlfeiler Erbauung tausendfach vergolten werden sollte.

Seither habe ich diese Fee nie wiedergesehen: Wahrscheinlich ist sie zurückgekehrt in jenes Reich, das sie mir geschildert hatte, in dem es - wie ich nun weiß - von »grossen Frauengestalten« nur so wimmelt. Allesamt haben sie ein »unruhiges, rebellisches Herz«, sind von »rätselhafter Schönheit«, von »heißblütigem Verlangen aufgewühlt«, von »lodernder Sinnlichkeit besessen«, aber natürlich auch zu »bedingungsloser Hingabe« und »aufopfernder Liebe« bereit.

In diesem Reich gibt's auch als Massenerscheinung - wiewohl stets nur im Singular auftretend - den »starken, einsamen Mann«, den »Giganten, der nur sein eigenes Gesetz anerkennt«, natürlich »leidenschaftlich«, »brutal auch gegen sich selbst« wenn's sein muß (und es muß oft sein) und auf jeden Fall »beseelt« - jawoll, von der »unbändigen Liebe zum Leben«, der »unheimlichen Entschlossenheit« und - als Zugabe - von einem genialen Traum«. Kurz, da merkt man erst, was für ein Popel man selber ist, daß man noch nicht einmal als Nebenfigur tauglich wäre für »ein packendes Epos von Liebe, Leidenschaft und weitem Land« oder für ein »meisterhaftes Sittengemälde einer großen, bewegten Zeit« oder ein »gewaltiges und ergreifendes, grandioses Kultur- und Zeitbild«, durch das immer irgendwas weht - entweder der »große Atem der Geschichte« oder »der heiße, wilde Wind des Südens« oder der »entfesselte Sturm menschlicher Leidenschaften« oder »der zärtliche Hauch einer keimenden jungen Liebe«. Denen geht nie die Puste aus, doch für den Leser ist's garantiert »atemberaubend«, wenn er so richtig »gepeitscht und geschüttelt vom Orkan der elementarsten Gewalten des Lebens« wird.

Über die Neuansiedlungen in diesem Reich, das besonders familienfreundlich ist, erfahre ich alle Vierteljahre durch meine Bücherbund-Illustrierte. Der sind auch diese Zitate entnommen, die kräftig zu Buche schlagen sollen - und es auch tun. Einer Untersuchung des Westberliner Medienwissenschaftlers Peter Wille zufolge (der heißt nun wirklich so - und ist nicht als »unbeugsamer Wille« einem Buch-Katalog entsprungen) werden etwas über 36 Prozent aller überhaupt ver- und gekauften Bücher in der Bundesrepublik von Buchgemeinschaften über die Post (24 Prozent) und über die jeweiligen »Bücherstuben« (12 Prozent) an den Mann, bzw. an die Frau gebracht. Die Sortimentsbuchhandlungen verkaufen zusammen knapp ebensoviel. In den Warenhäusern werden noch einmal etwa 13 Prozent verhökert. Den Rest teilen sich Bahnhofskioske, Versandbuchhandlungen etc.

Die Buchgemeinschaften machen ihr großes Geschäft mit dem schon beschriebenen »Schicksal«, das alleweil »auf den einsamen Gipfeln der Macht, in den Entscheidungszentren unserer aller Leben«, aber auch »in den tiefsten Schluchten menschlicher Verkommenheit« hockt. 50 Prozent des Umsatzes der Buchgemeinschaften ist» Schöne Literatur«, wie's so schön heißt, bei den Buchhandlungen nur etwa 30 Prozent.

Die heimlichen - unheimlichen Bestseller stehen nicht in der »Spiegel«-Seller-Liste: Es sind die Hauptvorschlagsbände der Buchgemeinschaften, die jenen Mitgliedern unaufgefordert zugeschickt werden, die bis zu einem bestimmten Zeitpunkt in der Mitte des Quartals keine Bestellung aufgeben oder nicht in den »Bücherstuben« und »Club-Centern« eingekauft haben. So um die 20 Mark (meist ein paar Groschen weniger) kostet dann jede dieser Simmel-, Paretti-, Crichton- oder Bieler-Lieferungen.

Übrigens ist es so ziemlich egal, in welcher Buchgemeinschaft man Mitglied ist. Die Programme ähneln sich bis in das Marktgeschrei für dieses Kitsch-as-Kitschcan hinein, mit dem auch noch dieselben Bücher angeboten werden (zum Beispiel wird in den Sommer-Katalogen der »Büchergilde Gutenberg« und der »Deutschen Buchgemeinschaft« Bielers

»Mädchenkrieg« jeweils als »Hauptvorschlagsband« - also als Zwangs-Buch von Mitte August an - gleichlautend totgepriesen).

Und ob Sie nun im »Bertelsmann Lesering« (etwa 2,5 Millionen Mitglieder), bei der »Deutschen Buchgemeinschaft« 600.000 Mitglieder), bei der »Europäischen Bildungsgemeinschaft« (150.000) oder im »Europäischen Buchklub« (150.000) Mitleser sind, bleibt sich ziemlich wurscht: Sie zahlen immer bei Reinhart Mohn, dem Multi-Medien-Bertels-Mann, der nicht nur in der Bundesrepublik und in Westberlin seine Buch- und Schallplatten-Clubs hat. Weltweit wurden durch diese Clubs von Bertelsmann im Geschäftsjahr 1974/75 rund 7 Millionen Leser und Hörer versorgt, so daß der Bertelsmann-Umsatz allein in diesem Bereich 1,374 Milliarden Mark ausmachte.

Der zweite »große, einsame Mann« im Buchgemeinschafts-Geschäft ist Georg von Holtzbrinck: Dem gehört der »Deutsche Bücherbund« (740.000), die »Evangelische Buchgemeinde« (160.000), die »Deutsche Hausbücherei« (125.000) und der »Deutsche Buchclub« (80.000). Und außerdem der S. Fischer-Verlag, der Verlag Goverts und Steingrüben, die Verlage Steinberg und Amadis, zu 46 Prozent Droemer/Knaur und zu 26 Prozent Rowohlt.

Nun könnte man vermuten, daß Bertelsmann z.B. nicht an die Simmel-Besteller kommt, weil dessen Verlag Droemer/Knaur ja bei Holtzbrinck abzuliefern hat. Oder umgekehrt: Daß » Angélique« nie von den Händen des Herrn von Holtzbrinck begrabscht wird, weil sie ja zum »Blanvalet«Verlag gehört und der wiederum ins Bertelsmann-Imperium. Das ist natürlich Unsinn: Alle Bestseller werden hier wie dort verhökert. Der Holtzbrinck-Simmel »Niemand ist eine Insel« war der letzte Hauptvorschlagsband bei Bertelsmann, wo es ebenso alle Simmel gibt wie bei Holtzbrinck alle Angéliques und Catherines - und was da noch alles so keucht und kreucht. Natürlich sind diese Damen und Herren auch alle im DGB, das heißt bei der »Büchergilde Gutenberg« (300.000 Mitglieder) organisiert. Der »Büchergilde« muß man aber zumindest im Vergleich mit anderen Buchgemeinschaften lassen, daß man in ihrem Programm verdienstvolle verlegerische Bemühungen findet, die auch rein optisch in der Programm-Illustrierten »schmackhafter« angeboten werden als Kitsch und Quatsch: So die Neu-Ausgaben von Oskar Maria Graf, eine vollständige B. Traven und Jack Londen-Edition, auch Bertold Brecht und Pablo Neruda. Wenn's also partout ein Buchclub sein muß, dann die »Büchergilde«, obwohl auch die vierteljährlich mit dem Hauptvorschlaghammer kommt ...

Ich bin nun aber, dank oben erwähnter Fee, in den Fängen einer anderen Buchgemeinschaft (ich hoffe, jetzt beginnt in Gütersloh und Stuttgart das große Kramen in der elektronischen Kartei). Wann immer ich rauswollte (und ich wollte es immer) -wurde mir beschieden, daß ich bedauerlicherweise gerade den Kündigungstermin verpaßt habe. Vorsichtshalber hat man mir nie mitgeteilt, wann dieser Termin denn wäre. Man verließ sich - zu Recht - auf das Gesetz der Trägheit - obwohl der Medien-Forscher Wille meint, daß es bei Buchgemeinschaften eine ziemlich große Fluktuation gibt: Etwa 20 Prozent der Mitglieder scheiden jährlich aus (wie die das schaffen, ist mir schleierhaft). Inzwischen habe ich dreimal den Arbeitsplatz gewechselt, bin aus der Kirche ausgetreten, hab meinen Ehevertrag gelöst, habe »Schicksalsschläge jeder Art und Liebesabenteuer von lodernder Sinnlichkeit« bestanden, die »Höhen und Tiefen des Seins« erforscht - aber es gab und gibt immer etwas, das unauflöslich bestehen bleibt und wofür ich mit »Treuebänden« permanent belohnt werden soll: Das ist die einzige »Schicksalsgemeinschaft«, die ich kenne - meine Buchgemeinschaft.

Ein bürgerlicher Literatur-Beschwätzer namens Kayser klagt über die Buchgemeinschaften, daß sich hier des Buches » Erscheinungsformen des wirtschaftlichen Lebens, genauer gesagt: des Handels mit Konsumgütern bemächtigen und das Buch zum Konsumartikel zu machen sich anschicken«. Ist das wahr? Sollten die bemächtigenden Formen wirklich es hierzu zu machen sich anschicken? Die Ware Buch ist für Bürger nicht mehr das wahre Buch: Um es als einen Bildungsfetisch der Eingebildeten zu erhalten, muß ihm der Waren-Charakter (und damit auch sein Warenfetisch-Charakter, wie man mit Marx hinzusetzen könnte) abgesprochen werden. Nur deshalb rümpfen solche Literatur-Betrachter die Nase über Buchgemeinschaften. Hingegen: Als Mittel der Massenmanipulation, der »Ablenkung vom Alltag«, damit der Ablenkung vom eigenen Leben, von eigenen Interessen und Möglichkeiten, eigenes Schicksal selbst zu gestalten, gemeinsam mit gleichinteressierten Schicksalsgenossen - dafür werden Buchgemeinschaften gern akzeptiert. Denn hier wird bürgerliche Ideologie in ihrer plattesten Form unters Volk gebracht - selbst da, wo's offen politisch wird.

Der »Deutsche Bücherbund« bietet in seinem letzten Programm z.B. des Profit-Professors Klaus Mehnert Schwafel-Schwachsinn »Jugend im Zeitbruch« als »aktuellen Bestseller« an (»dramatisch und sachlich, prall gefüllt mit Eindrücken«) und macht Atomkraftwerke zum flachen Thriller-Thema in »Die Explosion« (»ein atemberaubend spannendes Sandkastenspiel einer möglichen Katastrophe«). Bei Bertelsmann wird Terrorismus zum Verkaufsschlager (»Während die Liebeskünste einer Fatah-Agentin Michael Lander zu einem willenlosen Werkzeug umformen, stellen arabische Terroristen dem Ex-Vietnam-Helden 600 kg Sprengstoff für einen teuflischen Plan zur Verfügung ...«). Undsoweiter undsofort.

Wie gesagt: 5,3 Millionen Bundesbürger lesen mit. Warum nicht auch Sie? Falls Sie übrigens - angeregt durch diesen Artikel - in irgendeine der Buchgemeinschaften eintreten wollen, sagen Sie mir Bescheid: Ich werbe Sie dann! Dafür kriege

ich nämlich einen Grillwagen oder einen Schnellkochtopf, einen Elektro-Allesschneider oder einen Entsafter als Prämie. Letzteren zum Beispiel könnte ich schon brauchen, bei den vielen »saft- und kraftvollen Figuren«.

Irgendwo hab ich mal gelesen, daß für die Produktion hiesiger Buchgemeinschaften in wenigen Jahren ein Waldgebiet so groß wie halb Europa abgeholzt werden muß. Nicht so schlimm. In Bertelsmanns und Holtzbrincks Katalogen steht's: »Und ewig singen die Wälder«.

Literatur-Konkret 1977, S. 91

Bernt Engelmann

Literatenhatz

Bernt Engelmann, Vorsitzender des Verbandes deutscher Schriftsteller (VS) in der IG Druck und Papier, läßt sich nicht einschüchtern durch die Kampagne der Verleumdung all jener Autoren, die noch Kritik wagen an den herrschenden Zuständen. Er fragt vielmehr nach den Ursachen der Verteufelung auch in liberalen Blättern.

Das Wiederaufleben des pseudo-linken Terrorismus in der Bundesrepublik hat, wie nicht anders zu erwarten war, den latenten Faschismus hierzulande virulent gemacht. Forderungen nach »kurzem Prozeß« Wiedereinführung der Todesstrafe, in Staatsschutzsachen, Folter und der »vorbeugenden Sicherheitsverwahrung«, einst `Schutzhaft' genannt, sind an der Tagesordnung. Auch die *frühere* Zugehörigkeit zu einer kriminellen Vereinigung, fordern CSU-Kreise, soll ausreichen, die Betreffenden vorsorglich zu internieren - ein Vorschlag, der einer gewissen Ironie nicht entbehrt, müßte dann doch gerade die CSU eine stattliche Anzahl ihrer Abgeordneten, die einst SS-Führer waren, der bayrischen Landespolizei in Verwahrung geben, da die SS nach dem rechtsverbindlichen Urteil des Internationalen Militärgerichtshof eine kriminelle Vereinigung gewesen ist. Doch das scheint die bundesdeutsche Justiz vergessen zu haben; sie pflegt ihr rechtes Auge, das noch immer blind ist, und übt sich in Gesetzesakrobatik, damit sie die Kübel von Unflat und Verleumdungen, die die rechte Presse über alle ausleert, die Geist und Buchstaben des Grundgesetzes noch verteidigen, juristisch abzusegnen vermag.

Gerade wir Schriftsteller mußten seit dem Buback-Mord am Gründonnerstag dieses Jahres ein wahres Trommelfeuer von Verleumdungen über uns ergehen lassen. Fast alle bürgerlichen Blätter - vom »Bayernkurier« rechtsaußen bis zu betulich-liberalen Zeitungen - sind über die bundesdeutschen Autoren hergefallen. Die Angriffe galten sowohl einzelnen entschieden antifaschistischen Publizisten als auch den Verbänden -dem Verband deutscher Schriftsteller (VS) in der IG Druck und Papier, dem BRD-Zentrum des internationalen PEN-Klubs und besonders dem Presseausschuß Demokratische Initiative (PDI), einem Zusammenschluß von etwa vierzig bekannten Publizisten zur Bekämpfung des Neonazismus und der Restauration.

Wie der Pressefeldzug gegen die Schriftsteller geführt und wie dabei mit Verleumdungen und Tatsachenverdrehungen nicht gespart wird, dafür liefert Straußens `Bayernkurier' Paradebeispiele am laufenden Band. So hieß es dort etwa am 21. Mai 1977 unter der Überschrift `Kaderarbeit im PEN' zum Austritt von 17 Mitgliedern des fast 500köpfigen bundesdeutschen PEN-Zentrums: »Sie wollen nicht länger einem Club angehören, der vom Präsidium und kommunistischen Cliquen zielstrebig zu einem volksfronthaften Kampfverband umgedreht wird und dabei so tut, als gebe er seine Proteste und Belehrungen im Namen der bundesdeutschen Intelligenz überhaupt von sich. Anlaß ist die Aufnahme des Belgiers Ernest Mandel ...In mehrere westliche Staaten, darunter die Bundesrepublik, darf er (Mandel) nicht einreisen, weil er, zumindest `theoretisch', Gewalt zur Errichtung der von ihm angestrebten Räte-Diktatur für unerläßlich hält...«

Was der `Bayernkurier' unterschlug, weil es nicht in sein Bild vom kommunistisch beherrschten PEN gepaßt hätte: Ernest Mandel ist gebürtiger Frankfurter; als Jude und überzeugter Marxist wurde er von den Nazis ins Exil getrieben und ausgebürgert. Er ist nicht nur ein hervorragender wissenschaftlicher Schriftsteller und ein glänzender Essayist; er hat auch keineswegs nur in westlichen Ländern Einreiseverbot, sondern auch in der DDR und der Sowjetunion. Seine Zuwahl ins bundesdeutsche PEN-Zentrum, vorgeschlagen und überzeugend begründet von Ernst Bloch und Walter Jens, war ein Akt der Wiedergutmachung, ein Protest gegen Unduldsamkeit in West und Ost. Die 17 Kollegen, die das nicht hinnehmen wollten und austraten, waren entweder falsch informiert oder so undemokratisch, daß sie eine Mehrheitsentscheidung nicht zu akzeptieren imstande waren. Dabei sei angemerkt, daß die DKP-Mitglieder im PEN die Zuwahl Mandels ohne Protest hingenommen haben, so wie zuvor die scharfen Resolutionen gegen die Verfolgung einzelner Dissidenten in Ostblockstaaten - von Almarik bis Biermann.

Ein zweites Beispiel aus dem `Bayernkurier' vom 13. August 1977: Unter der bezeichnenden Überschrift »Zum Abschuß freigegeben...« hieß es da: »...Der mit Kommunisten zusammenarbeitende Rottach-Egerner SPD-Genosse Bernt Engelmann gehört zu den Mitherausgebern von - wegen Verherrlichung des Terrorismus - beschlagnahmter Literatur.« Gemeint ist Bommi Baumanns den Terrorismus entschieden verurteilendes Buch »Wie alles anfing«, das beim Trikont-Verlag beschlagnahmt und am 9. August vom BGH verboten wurde, wogegen eine von 308 Herausgebern - bekannten Autoren, Wissenschaftlern, in- und ausländischen Verlegern - veröffentlichte zweite Ausgabe unbeanstandet blieb. Aber das brauchen »Bayernkurier«-Leser ja nicht zu wissen.

Was dem Strauß-Blatt recht ist, ist der Springer-Presse billig. So nahm die »Welt« den Dortmunder VS-Kongreß zum Anlaß, um gegen den Schriftstellerverband zu Felde zu ziehen. Da war zunächst von einem »Rundschlag« gegen die sozialliberale Koalition die Rede, weil ‚der IG Druck-Vorsitzende Leonard Mahlein in seinem - von den Autoren mit stürmischen Beifall bedachten - Referat von einem »Zuviel an gewerkschaftlicher Solidarität« gegenüber der

Bundesregierung gesprochen hatte, wobei er auf die Praxis der Berufsverbote, den Umweltschutz und die Probleme der Kernenergie hinwies. Den von inneren Konflikten und Streitigkeiten freien VS, in dem mehr als zwei Drittel aller westdeutschen und westberliner Autoren organisiert sind, nannte Springers Kampfblatt einen »moribunden«, also: im Sterben liegenden Verein - ein bloßes Wunschdenken oder bewußte Täuschung der Leser? Vielleicht beides, kombiniert mit dem Versuch, den von Springer mit viel Geld vergeblich gepäppelten 'Freien Deutschen Autorenverband' (FDA) aufzuwerten, nachdem der völlig zerstrittene, mehrfach gespaltene und von wirklichen Schriftstellern nahezu freie FDA zu absoluter Bedeutungslosigkeit gelangt ist.

So wie der PEN-Klub mittels Tatsachenverdrehung zur »roten Kaderschmiede« erklärt, dem VS »Katzenjammer im Regen« und »Abmarsch ins kulturelle Abseits« bescheinigt wurde, so mußte es sich der Presseausschuß Demokratische Initiative (PDI) gefallen lassen, als »kommunistische Tarnorganisation« bezeichnet zu werden. Zwar ist dies nach dem Urteil des Oberlandesgericht Stuttgart keineswegs eine Tatsache, sondern nur eine im politischen Meinungsstreit den Richtern eben noch zulässig scheinende Wertung. Aber zur Verteufelung des PDI reicht das allemal, so wie das -von den Stuttgarter OLG-Richtern für noch zulässig erklärte - Etikett »Untergrundkommunist« für Ex-»Bild«Mitarbeiter Günter Wallraff oder wie die Bezeichnung »faschistisch« ausgerechnet für die Kunst des entschiedenen Antifaschisten Klaus Staeck, die eine Kasseler Kammer für zulässig zu befinden sich erdreistete.

Dabei sehen die Tatsachen völlig anders aus: Was den PDI betrifft, so gibt es dort neben prominenten Sozialdemokraten, Liberalen, katholischen Antifaschisten und einigen parteilosen Linken auch drei DKP-Mitglieder: die renommierte Fernsehautorin Dr. Erika Runge, den bekannten Dramatiker Franz Xaver Kroetz und das HBV-Hauptvorstandsmitglied Ingrid Schuster.

Alle drei haben sich stets offen als Kommunisten bekannt, also von Tarnung keine Spur. Aber: Im PDI sind die Lenkungsgremien von PEN und VS stark vertreten, und so kann man über den PDI auch die Schriftsteller-Gewerkschaft und den international angesehenen PEN diffamieren.

Bleibt noch die Frage, warum die bundesdeutschen Autoren und ihre Organisationen unter so heftigen Beschuß geraten sind. Das hat zunächst innenpolitische Gründe: Die CDU und in noch stärkerem Maße die CSU haben es in den Wahlkämpfen seit 1969 kräftig zu spüren bekommen, was es heißt, die überwältigende Mehrheit aller prominenten Autoren und Künstler gegen sich zu haben. Und alle Versuche der CDU/CSU, zuletzt Anfang Juli in Berlin, mit den Dichtern und Denkern in ein besseres Verhältnis zu kommen, sind kläglich gescheitert. Die Schriftsteller haben weder Ludwig Erhards böses Wort von den 'Pinschern' vergessen noch die Aufforderung von Strauß, sie mögen doch, wenn ihnen bei uns nicht alles gefalle, aus diesem Land verschwinden. Aber auch die Regierung Schmidt-Genscher-Friederichs hat von denselben Autoren, die sich in den Wahlkämpfen so stark für das sozialliberale Bündnis engagiert hatten, herbe Kritik einstecken müssen - besonders wegen der Berufsverbote-Praxis, der zunehmenden Gesinnungsschnüffelei und Polizeistaatlichkeit, aber auch wegen der steigenden Rüstungsausgaben und der in Vergessenheit geratenen Reformen.

Daß neuerdings auch liberale Blätter eine pauschal autorenfeindliche Haltung einnehmen, während die konservativen Zeitungen zur regelrechten Hetze übergegangen sind, hat wohl einen besonderen Grund: Die Autoren wollen es nämlich nicht länger hinnehmen, daß ihre Arbeitgeber - die Buch- und Zeitungsverleger sowie die Rundfunkanstalten - ihnen alles vorenthalten, was in der übrigen Wirtschaft längst zur Selbstverständlichkeit geworden ist: ein tariflich abgesichertes Mindestentgeld, Arbeitgeberanteile zur Krankenkasse, Arbeitslosen- und Rentenversicherung, bezahlter Urlaub, angemessene Vertretung in den Betriebs- und Personalräten und vieles andere mehr. Wenn's an den Geldbeutel geht, sind auch Liberale empfindlich. Doch die Autoren werden sich nicht einschüchtern lassen. Zwar fehlt es ihnen an jenen Millionen, die der Arbeitgeberseite, nicht zuletzt dank des tariflosen Zustands, zur Verfügung stehen. Aber dafür haben die Schriftsteller mehr Phantasie und dadurch vielleicht die besseren Einfälle, wie sich auf der diesjährigen Buchmesse zeigen wird. Und was die Verteidigung der Grundrechte betrifft - gleich ob gegen pseudo-linke Desperados, ängstlich gemachte Spießer, an Noske-Traditionen anknüpfende Minister oder Morgenluft witternde Wegbereiter des Faschismus -, so werden sich die gewerkschaftlich organisierten Schriftsteller der Bundesrepublik an Kampfgeist und Beharrlichkeit von niemandem übertreffen lassen.

Literatur-Konkret 1977, S. 93

Kommentierte Bibliografie

Die mit* versehenen Titel lagen bis Redaktionsschluß nicht oder nur ausschnittsweise vor.

Belletristik

Aleramo, Sibilla, Una donna, Verlag Neue Kritik, DM 13,80

Dieser autobiografische Roman aus dem Jahre 1906 zählt zu den Standardliteraturhinweisen der italienischen Frauenbewegung. Trotz der altertümlich anmutenden Sprache ist er moderner, aktueller und vor allem politisch relevanter als viele Beispiele neuerer Emanzipationsromane.

André, Caroline, Du, Molden DM 29,80

Aus dem Verlagsprospekt:

Eine Liebesgeschichte mit tragischem Ausgang. Der Chef eine aufsteigenden Manometerfabrik in einer deutschen Kleinstadt besucht mit seiner jungen Frau den kranken Buchhalter in dessen Haus. Während die beiden Ehepaare sich am Bett des Kranken unterhalten, zieht der offenbar geistesgestörte Angestellte eine Pistole hervor, die er unter der Bettdecke verborgen hatte, und erschießt seinen Chef.

Der dramatische Vorfall beendet eine glückliche Ehe und eine Liebesromanze, die auch nach der Eheschließung nie aufhörte eine zu sein. Die Autorin, Hauptperson ihres autobiografischen Romans, erzählt diese Geschichte, die sich liest wie ein modernes Märchen. Doch dieses Märchen von der Fremdsprachenkorrespondentin, die sich in ihren Chef verliebt, seine Frau wird und nach seinem tragischen Tod die Leitung der Firma übernimmt, hat das Laben geschrieben.

Bataille, George, Das obzöne Werk, Rowohlt, DM 10,00

Billige Neuausgabe eines Buches, hinter dessen verkaufsförderndem Titel sich fünf ganz und gar unerotische, dafür aber literaturgeschichtlich höchst bedeutsame Erzählungen verbergen: 'Kammermusik der pornographischen Literatur' (Susan Sontag).

Bornemann, Ernst, Cameron McCabe's Schnitt am Schneidetisch, Diogenes*

Ein ungewöhnlicher 'Bornemann' aus dem Jahre 1937, nach Angaben des Autors 'ein höchst außergewöhnlicher Detektivroman'. Unmittelbar vor Redaktionsschluß teilte der Verlag uns mit, daß das Buch nicht erscheinen wird.

Chilenische Erzählungen, Sammlung Luchterhand, DM 10,80

Erzählungen exilierter Chilenischer Schriftsteller, die eine Politisierung der Literatur nach dem Putsch erkennen lassen. Die meisten Erzählungen erschienen bereits in der DDR 1974 und 76.

Eisendle, Helmut, Exil oder der Braune Salon, Residenz, DM 13,80

Ein ganz und gar nicht unterhaltsamer Unterhaltungsroman, in dem sich vier Billardspieler über ihr Spiel, die Literatur und Wissenschaften unterhalten. Das Namensregister bereits läßt den geistigen Hintergrund der Herrn ahnen: 11 mal Ödipus, 10 mal Freud, 8 mal Fourier, viel Isis und Osiris. Auch Marx kommt vor - es lohnt nicht das Nachschlagen. Verblüffend nur, daß jemand sowas liest.

Elsner, Gisela, Der Punktsieg, Rowohlt, DM 26,00

Elsners Roman ist die aufregende, bitterböse, freche und souveräne Abkanzelung einer SPD-Schickeria, die zunehmend Einfluß bekam auf die Orientierung der Partei. Einzelne Abschnitte, etwa der Besuch des Bundestagsabgeordneten in Mechtels Miederwarenfabrik oder die Plakatklebeaktionen der besoffenen Wahlhelfer gehören zu den besten Texten deutschsprachiger Satire. Dieses Buch charakterisiert den Zustand dieser ehemaligen Arbeiterpartei besser, als ungezählte Analysen von Jusos und Kommunisten.

Engelmann, Bernt, Hotel Bilderberg, Bertelsmann, DM 26,00

Fiktiv ist nur die Handlung, die Fakten stimmen: Ein Tatsachenroman über den exclusivsten Club der 'freien' Welt, über seinen Präsidenten, Prinz Bernhard der Niederlande, und über einige bekannte Gäste.

Fo, Dario, Bezahlt wird nicht! Rotbuch, DM 7,00

Fos Farce wurde im Sommer in Hamburg erstaufgeführt unter dem herzlichen Gelächter von Jusos, Spontis, Revis, Kegelbrüdern, Hausfrauen und Rentnern. BILD gab dem Stück nur einen von sechs Sternen. Eine bessere Empfehlung gibt es kaum.

Gail, Rolph, Der Dampfwolf, Schulz, DM 12,80

Obzön ist, wenn zur Ironie daß nötige Maß Redlichkeit und Intelligenz fehlen. Und das ist dann trotz des bemühten Klatschkolumnistenstils nicht einmal amüsant. Ein höchst überflüssiges Buch.

Gratzik, Paul, Transportpaule oder wie man über den Hund kommt, Rotbuch, ca. DM 10,00

Gratzik ist Kernschichter im Transformatorenwerk Dresden, sein Buch erschien in der DDR. Da kann einer noch so witzig und frech sein und (allerdings solidarische) Kritik üben am sozialistischen Alltag, so kommt er doch nicht zu Ruhm und Ehren bei uns. Daher weitersagen: Der Gratzik lohnt sich!

Hilsenrath, Edgar, Der Nazi und der Friseur, Literarischer Verlag Braun, DM 22,80

Die von Kastrationsängsten begleitete Lebensgeschichte eines Mannes, der unter Juden aufwuchs, plötzlich Faschist wird, einige tausend Juden umbringt, auch seinen jüdischen Jugendfreund, nach 45 dessen Identität annimmt, nach Palästina auswandert und dort Engländer und Araber killt. Starker Tobak für einfachere Gemüter.

Kant, Hermann, Der Aufenthalt, Luchterhand, DM 34,00

Das Buch hätte die Aufmerksamkeit verdient, die dem 'Butt' zuteil wurde.

Karcher, Die Freischärlerin, Roter Stern, DM 14,80

Ein Buch, das allein seiner Aufmachung wegen ungewöhnliches Interesse verdient: Neben der Novelle enthält es eine Geschichte der Pfälzer Revolution von 1849, eine Interpretation, Vorschläge zur Verwendung im Unterricht, Reisevorschläge sowie Bücher- Aufsatz- und Schallplattenhinweise.

Kawerin, Wenjamin, das offene Buch, Luchterhand, ca. DM 29,80

Kawerin zählt, obgleich einer der produktivsten, zu den hier nahezu unbekannten Autoren der Sowjetunion; er ist kein Dissident. In dem vorliegenden, schon klassischen Entwicklungsroman erzählt er den Lebensweg einer Frau zu Beginn unseres Jahrhunderts, erzählt von der Oktoberrevolution und ihren großen Veränderungen, auch Träumen. Ein schönes, ein menschliches Buch.

Kindler, Hermann, Der Schleiftrog, Diogenes, DM 22,80

Stimmungen, Gefühle, Ängste eines Schülers vor der Studentenrevolte 68 und dann, ein paar Jahre später, die Rückzugtendenzen, die Reduzierung des Engagements auf die Doktorarbeit des Studenten: Eigenart und Entwicklung der ersten Nachkriegsgeneration? Ein sehr subjektiver, sicher autobiografischer Erstling eines akademischen Rates für Germanistik und Literatursoziologie.

Kroetz, Franz Xaver, Chiemgauer Geschichten, Kiepenheuer &Witsch, DM 19,80

Gespräche mit politisch zumeist fortschrittlichen Menschen aus dem Chiemgau, intelligent geführt und mühsam zu lesen. In einem ebenfalls nur vom Tonband abgetippten Vorwort versucht Kroetz eine theoretische Begründung seiner Arbeitsweise, die jedoch Vorwand scheint, mit geringem Aufwand ein Buch fertigzustellen. Andere Medien, z.B. Video, leisten ähnliches besser. Diese Vermarktung von Recherchen läßt unbefriedigend.

Lettau, Reinhard, Frühstücksgespräch in Miami, Hanser, DM 14,80

Diktatoren treffen sich in einer Hotelhalle in Miami. Die eingesetzten Herrn der Dritten Welt unterhalten sich über Damen, Armeen, Völker, Gesetzgebung, alibisichere Ermordung von gerade Sterbenden ete. in einer Sprache, die ohne jede konkrete Erfahrung auszukommen scheint: Herrschaftssprache. Gewiß ein böses, ein groteskes, aber kein witziges Buch. Die Reduzierung von Marionetten auf ihre arrogante Dümmlichkeit scheint mir selbst dümmlich.

Literatur-Werkstatt 1, Hrsg. v. **Frank Brunner, Ernst Klett Verlag, DM 10,00**

Ein periodisches Herbst- und Frühjahrssammelsurium mehr oder minder wichtiger/interessanter Texte, dessen Notwendigkeit nicht erkennbar ist. Vielversprechend erscheint hingegen der Plan, jährlich ein Treffen von Autoren und Lesern zu veranstalten: 1977 v. z7.-30. Okt. in Erlangen.

Matthews, James, So ist das nun mal, Baby, Peter Hammer, DM 12,00

Matthews Erzählungen sind südafrikanische Wirklichkeit. Entstanden auf den langen Protestmärschen der schwarzen Bevölkerung, an den Straßenecken, in den Ghettos und Gefängnissen von Kapstadt und Johannesburg. Sie berichten auch von den Träumen der Kinder in den Slums, vom Alkoholismus und Bandentum der schwarzen Jugendlichen, und sie berichten von der Kraft und Zuversicht des afrikanischen Menschen, 1976 war Matthews inhaftiert. Er schreibt weiter.

Mechtel, Angelika, Wir sind arm - Wir sind reich, DVA, DM 29,80

Die fünfziger Jahre, Wiederaufbau und Kalter Krieg, aus der Perspektive eines halbwüchsigen erfahrungshungrigen Mädchens. Es ist die Geschichte eines Sommers, 1956: Ungarnaufstand, Suezkrise, Wehrpflicht und Kommunistenverbot - in dem sich für die 13jährige Marnie viel verändert, die Politik in ihr Leben kommt, die Ruinen verschwinden und Sebastian, der Spanienkämpfer, immer noch von Bergen-Belsen spricht ... so authentisch, intelligent und spannend erzählt, daß nicht nur diejenigen, die jene Zeit miterlebten, garantiert auf ihre Kosten kommen, sondern auch die, die damals noch in den Windeln lagen.

Mühsam, Erich, Gesamtausgabe, 5 Bde., Verlag europäische Ideen, Postfach 246, 1 Berlin 37, ca. DM 400,00 (Bd. 2 bereits erschienen)

Versuch, einen der vielen von den Nazis ermordeten und von der BRD-Bildungselite nachträglich noch totgeschwiegenen Dichter-Revolutionäre der WR vor dem Vergessen zu bewahren. Man mag Mühsam auch für einen politischen Wirrkopf halten, so ist er doch lesenswerter als manch seiner politisch klarer denkenden Zeitgenossen - und das nicht nur als Kabarettist.

Müller, Heiner, Germania Tod in Berlin, Rotbuch, DM 8,00

Der fünfte Band der Werkausgabe enthält neben den Stücken 'Die Reise' und 'Germania Tod in Berlin' Prosa und Gedichte, wobei das Editionsprinzip nicht ganz einsichtig wird. 'Germania' stellt eine radikale Abrechnung mit der deutschen Geschichte dar.

Ottwalt, Ernst, Denn sie wissen was sie tun, Verlag europäische Ideen, DM 10,00

Wichtigster Roman des proletarisch-revolutionären Schriftstellers, einer der wenigen deutschen Justizromane überhaupt.

Reiche, Dietlof, Der Bleisiegelfälscher, Anrich, DM 27,00

Sehr lesenswehrter Erstlingsroman über den wirtschaftlichen Umbruch zu Beginn des 17. Jahrhunderts, den Niedergang der Zünfte und den aufstrebenden Merkantilismus. Anschaulich - einfach, nicht personalisierend erzählt.

Rosendorfer, Herbert, Stephanie und das vorige Leben, Hoffmann und Campe, DM 19,80

Die Heldin träumt ein 'voriges' Leben, kehrt in es zurück. Der Traum wird Wirklichkeit und mit ihrem neuen Leben übernimmt sie schwere Schuld ... Ein fesselndes Gedankenexperiment mit einer Prise schwarzer Magie, wie der Verlag meint? Wohl eher: Groschenheft der gehobenen Güteklasse.

Schädlich, Hans Joachim, Versuchte Nähe, Rowohlt, DM 22,01

Fritz Raddatz konnte nicht mehr an sich halten: »Ein Lucia das brennt wie Eis. Das seit langem wichtigste, was in der DDR an Prosa-Literatur entstand ... Schädlich hat die Atemnot seiner gedemütigten, zerstanzten, ausgesogenen Menschen so

ohne Mätzchen, so streng, formalisiert verdeutlicht, daß es dem Leser den Atem verschlägt ... Der nächste renomierte Literaturpreis muß an Hans Joachim Schädlich gehen.< (in 'Die Zeit' v. 19.8.77) Und in nun wirklich atemverschlagender Arroganz stellt der Rowohlt-Verlag in seinen 'Besprechungsunterlagen' fest: »Schädlichs Prosa ist eine der Wirklichkeit, die sie festhält, überaus angemessene Literatur; es ist die der heutigen DDR-Realität angemessenste Literatur.« Tatsächlich: Schädlich ist es gelungen, westdeutsche DDR-Vorurteile, Vorstellungen auf einem ungemein hohen Sprachniveau sehr knapp, klar, scharf zu formulieren. Eine über die Ablehnung hinausgehende Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit dieses Landes findet dabei nicht statt.

Stade, Martin, Der König und sein Narr, DVA, DM 29,80

Historisch sorgfältig recherchierte Ballade von der Macht der Herrschenden und wie zum korrupten Narren wird, wer versucht, als einzelner, als Intellektueller an der Macht zu partizipieren.

Stajano, Corrade, Der Staatsfeind, Wagenbach, DM 8,00

Stajanos Buch über Leben und Tod des Anarchisten Franco Serantini ist höchst aktuell. Auch Italien erlebt eine Welle des Terrorismus, aber dort sind die Reaktionen der Bevölkerung, der Parteien und Medien nicht so irrational, daß eine differenzierte Betrachtung auch nur annähernd so gefährlich wäre wie in der BRD. Die Schuldigen an Serantinis Tod blieben zwar auch in Italien straffrei, aber die Öffentlichkeit schwieg dazu nicht, Widerstand konnte sich artikulieren.

Stoa, Claudia, Jessica mit Konstruktionsfehlern, Benziger, DM 28,00

Einer jener nicht gerade aufregenden, aber auch nicht ärgerlichen Romane, die sich recht gut zum Verschenken eignen und Mütter, Tanten, Onkel ete, sicher mehr interessieren als die neueste Psychoanalyse der weiblichen Sexualität.

Weisenborn, Günter, Der Verfolger.

Röderberg-Verlag, ca. DM 10,00

Ein wirkliches antifaschistisches Buch. Wir brauchen Bücher wie dieses in einer Zeit, wo Fest »Karriere« machen kann.

Wyss/Schaad, Rotstrumpf 2, Benziger, DM 26,80

Ein hübsches Lesebuch für brave Mädchen, wohldosiert und ungefährlich.

Wellershoff, Dieter, Die Schönheit des Schimpansen, Kiepenheuer & Witsch, DM 29,80

Die Geschichte eines Mörders, sein Weg zur Tat. Dennoch ging es dem Rezensenten wie dem Helden des Romans auf Seite 148: »... der Schlaf fiel wie eine lautlose Klappe herunter und trennte ihn von der Welt«. Dabei kann Wellershoff durchaus erzählen, nur was er erzählt, ist so unwesentlich.

Westheim, Paul, Heil Kadlatz!, rogner & bernhard, ca. DM 24,80

Roman über den Kleinbürger Kadlatz, den Sozialdemokraten von 1910, den Nationalisten von 1915, den Revolutionär von 1919, den Zuhälter seiner Tochter, den Betrüger, den Faschisten. Erschien ursprünglich als Fortsetzungsroman in der Emigrantenzeitung 'Pariser Tageblatt'. Lesenswert trotz der (schon damals) unter Emigranten weit verbreiteten Reduzierung des Faschismus auf die Taten wildgewordener Kleinbürger.

Eva, Zeller, Die Hauptfrau, DVA, DM 19,80

Ein Ehekrisenmonolog für »Leser zeitgenössischer deutscher Prosa und Verfechter der Emanzipation. Empfehlenswert für jeden, der sich für die diffizilen Probleme menschlichen Zusammenlebens interessiert«. (Zielgruppenangabe im Verlagsprospekt) Genau so ist das Buch.

Literatur

Alberts, Jürgen, Arbeiteröffentlichkeit und Literatur, VSA, DM 7,50

Alberts, Sprecher des Werkkreises Literatur der Arbeitswelt, veröffentlicht hier drei Reden über `Bündnisfrage und Arbeiteröffentlichkeit', `Gebrauchswert der Arbeiterkunst' und `Massenwirksamkeit der Arbeiterkunst'. Weniger eine

Analyse als Formulierung des Werkkreisselbstverständnisses.

Hooton, Richard, Heinrich Heine und der Vormärz, Hain, ca. DM 29,00*

Die Arbeit untersucht Heinrich Heines Rolle als politischer Dichter in den Jahren unmittelbar vor der Revolution von 1848. Das wichtigste Heine-Buch des Jahres.

Konjetzky, Klaus, Was interessiert mich Goethes Geliebte?, Bertelsmann, DM 24,00

Konjetzky sprach mit 15 Autoren, Kritikern und Germanisten zum Problem Literatur und Politik. Entstanden dabei ist eines der lebendigsten, spannendsten und informativsten Bücher zu Fragen der Literatur, die in den letzten Jahren erschienen sind.

Möbius, Hanno, Progressive Massenliteratur? Klett, DM 13,80

Ein guter, materialreicher Überblick über die Entstehung -Ästhetik und Rezeption Revolutionärer Arbeiterromane der Weimarer Republik.

Möhrmann, Renate, Die andere Frau. Emanzipationsansätze deutscher Schriftstellerinnen im Vorfeld der achtundvierziger Revolution, Metzlersche Verlagsbuchhandlung, DM 36,00

Ein nicht nur für Literaturhistoriker interessanter Beitrag zur Geschichte der Frauenbewegung am Beispiel von vier Schriftstellerinnen, kontrastiert mit den Urteilen männlicher Zeitgenossen.

Münster, Arno, Antifaschismus, Volksfront und Literatur, VSA, DM 14,80

Ähnlich wie bei uns in der BRD hat auch die herrschende französische Literaturkritik die Existenz einer proletarischrevolutionären Literatur verschwiegen. Münster untersucht die Kontroversen um die »französische Vereinigung revolutionärer Schriftsteller und Künstler«, an der u.a. Aragon, Gide, Malraux, Nizan und Sartre beteiligt waren.

Ergänzend zu Münster erschien im Verlag **Neue Kritik Serge, Victor, Schriftsteller und Proletarier,** ein vehementer Angriff gegen den Arbeiterkult in der Literatur aus dem Jahre 1932.

Nowak, Krystyna, Arbeiter und Arbeit in der westdeutschen Literatur 1945-1961, Pahl-Rugenstein, DM 14,80

Dieser erste Band der `Beiträge zur Arbeiterliteratur' weist für den Untersuchungszeitraum die Dominanz der kleinbürgerlichen Arbeiterdichtung in der Tradition der 20er Jahre und der Nazizeit nach.

Schenda, Rudolf, Volk ohne Buch, dtv, DM 14,80

Dieses Standardwerk über den Lesekonsum und die Lesefähigkeit der Unterschichten in den Jahren 1770 bis 1910 liegt nun in einer preiswerten Ausgabe vor: eine sehr gründliche, als Quellenhinweis durchaus brauchbare Literatur- und Kulturgeschichte des deutschen Volkes.

Schneider, Peter, Atempause, Rowohlt, DM 10,00

Seit langem angekündigt erschienen endlich nach gründlicher Lektoratsarbeit Schneiders wichtigste literaturkritische Aufsätze, die allesamt um die Frage nach dem Verhältnis von Literatur und Politik kreisen. Daher handelt es sich nicht nur um eine Entwicklungsgeschichte des P. Schneiders seit 1964, sondern auch um eine Widerspiegelung gesellschaftlicher Prozesse in der BRD.

Seghers, Anna, Materialienbuch, Sammlung Luchterhand, DM 10,80

Die Sammlung biographischer, bibliographischer und interpretatorischer Materialien zu dieser vielleicht bedeutendsten und verleumdetsten Autorin deutscher Sprache ist eine notwendige Ergänzung zur Seghers-Kassette.

Valentin Merkelbachs Artikel über die `Seghers-Rezeption' in der BRD dokumentiert beeindruckend, welch Ungeist, welch blindwütiger Antikommunismus in der BRD-Literaturkritik lange Jahre eine Seghers-Lektüre reduzieren wollte auf `Das siebte Kreuz'; er stellt somit auch ein Stück fortschrittlicher Kulturgeschichtsschreibung dar.

Kunst

Brock, Bazon, Ästhetik als Vermittlung, DuMont, DM 48,00

Brocks gesammelte Arbeiten, 1096 Seiten dick, auf 19 Seiten Inhaltsverzeichnis gegliedert, entziehen sich jeder Kurzbesprechung, stellen aber gewiß ein beeindruckend umfangreiches Buch dar. Ob's mehr ist, mag überprüfen, wer Lust und Zeit hat. Ginge es Brock wirklich um Vermittlung, würde er auf die geschwätzige Maßlosigkeit verzichten.

Film in der DDR (Hrsp. Peter W. Jansen und W. Schütte), Hanser, ca. DM 16,80

Der Band enthält - neben einem Aufsatz über die Geschichte des Films in der DDR - Einzeluntersuchungen über Maetzig, Beyer, Wolf, Günter sowie über jüngere Filmemacher und den Dokumentarfilm.

Günter, Roland, Fotografie als Waffe, VSA, DM 16,80*

Günter, Professor für Kunst- und Mediengeschichte, untersucht die Entwicklung der Sozialfotografie bis zu modernen Reportageformen und deutet damit die Möglichkeit des massenhaft verbreiteten Produktionsmittel Fotografie an.

Jürgens-Kirchhoff, Annegret, Technik und Tendenz der Montage in der Bildenden Kunst des 20. Jahrhunderts, Anabas, ca. DM 22,00

Die Autorin untersucht Montageformen im Kubismus, in der Materialkunst und in den Arbeiten der bürgerlichen Avantgarde, schließlich auch die Fotomontage als Mittel politischer Aufklärung.

Keller/Molderings/Ranke, Beiträge zur Geschichte und Ästhetik der Fotografie, Anabas, DM 11,00

Drei Aufsätze 'Zur sozialdokumentarischen Fotografie um 1900', 'Die deutsche Portraitfotografie von 1918 bis 1933' und 'Überlegungen zur Fotografie der Neuen Sachlichkeit' vermitteln nicht nur eine Vielzahl historischer Fakten, ergänzt durch 50 Bildbeispiele, sondern weisen modellhaft die Zusammenhänge von Ästhetik-Bewußtsein-Sein am Beispiel früher Fotografen nach.

Kofler, Leo, Haut den Lukácz - Realismus und Subjektivismus, Verlag Achenbach, DM 5,80

Auf 41 großzügig umbrochenen Seiten (die restlichen Seiten füllt ein Abschnitt aus Koflers Schrift 'Abstrakte Kunst und absurde Literatur') antwortet Kofler auf Marcuses nicht weniger großzügig umbrochenen Essay 'Die Permanenz der Kunst' (Hanser). Kofler findet seinen Verdacht, daß Marcuse eine antimarxistische Ästhetik - vergleichbar der Adornos - vertrete, bestätigt. Beim Lesen dieses Bändchens allerdings löste es sich in einzelne Seiten auf. Hoffentlich kein böses Omen für die geplante 18händige Kofler-Werkausgabe des Verlages.

Lotman, Jurij M., Probleme der Kinoästhetik, Syndikat, ca. DM 14,00

Lotman analysiert filmsprachliche Ausdrucksmittel am Beispiel filmhistorich wichtiger Arbeiten von Mélie's bis Antonioni. Vom Verlag als 'Einführung in die Semiotik des Films' angekündigt, mag das Buch falsche Erwartungen wecken: Es stellt eine der kompliziertesten, dafür gründlichsten Untersuchungen der Filmsprache dar.

Pflaum, Hans Günter, (Hrsg.), Jahrbuch Film 77, Hanser, DM 26,00*

Geplant u.a.: Filmkritiken, Trendbericht, Sachlexikon, Artikel über Kracauer, Dokumentarfilm sowie ein Essay über den Film der BRD, geschrieben von einem DDR-Kritiker aus dessen Sicht.

Schleunig, Peter, Warm wir von Beethoven erschüttert wurden, Roter Stern, DM 16,00

Schleunig, Musikwissenschaftler in Bremen, vermag abwegig scheinenden Themenstellungen wie 'Zur Soziologie des Instrumentenbaus im 19. Jh.' interessante wie relevante Aspekte abzugewinnen. Daneben analysiert er die Musik am Arbeitsplatz, elektronische Musikinstrumente, Schönberg und schließlich die gesellschaftliche Funktion von Musikeranekdoten.

Geschichte

Abendroth-Forum, Verlag Arbeiterbewegung und Gesellschaftswissenschaft, ca. DM 28,00*

Kolloquien über Faschismus, Gesellschaftstheorie, Staat und Arbeiterbewegung anläßlich des 70. Geburtstages von Wolfgang Abendroth. Nahezu alle fortschrittlichen Wissenschaftler aus den genannten Bereichen sind vertreten: Das beeindruckendste Inhaltsverzeichnis des Jahres.

Babel, Isaak, Petersburg 1918, Neske, DM 7,80

Reportagen über das Alltagsleben in den ersten Monaten nach der Oktoberrevolution.

Deppe, Frank (Hrsg.), z. Juni 1967 und die Studentenbewegung heute, Weltkreis, DM 7,80

Der wahrscheinlich einzige nicht-nostalgische Erinnerungsband, dafür mit Perspektiven. Beiträgen u.a. von Amendt, Lefèvre, Lehndorff, Menschik.

Elleinstein, Jean, P. C. F., VSA, DM 14,80

In nachahmenswerter Offenheit beschreibt Elleinstein, dessen Stalinbuch kürzlich einige Aufregung bewirkte, die Strukturen der Kommunistischen Partei Frankreichs.

Tilman, Evers, Bürgerliche Herrschaft in der dritten Welt, EVA, DM 28,00

Die Tatsache, daß beständig die Rede ist von einer 'Dritten Welt', von 'unterentwickelten' oder 'Entwicklungsländern' ... zeigt, daß es offenbar Gemeinsamkeiten und damit Zusammenhänge gibt, die es zu erklären gilt«, konstatiert T. E. und macht sich frisch ans Werk, wohl wissend, daß »die erste Reaktion die einer Verwirrung und Panik angesichts der Übermacht des Problems« ist. Fazit: »Die politische Praxis in diesen Ländern kann ihre theoretischen Fragen nicht zurückstellen.« Nicht mal so lange, um sich durch dieses Buch zu arbeiten.

Fischer, Fritz, Griff nach der Weltmacht, Athenäum/Droste, DM 16,80

Kein neues, dafür aber eminent wichtiges Buch endlich zu einem vernünftigen Preis.

Manfred, Franke (Hrsg.), Schinderhannes, Wagenbach, DM 8,00

Der Herausgeber sammelte zeitgenössische Dokumente und veröffentlichte die Kriminalgeschichte vollständig und in alter Schreibweise. Er verzichtete auf eine Kommentierung und überläßt es dem Leser, Schlüsse zu ziehen.

Fronius, Sigrid, Nicht besiegt und noch nicht Sieger, Rotbuch, DM 8,00

Über das Verhältnis der argentinischen Arbeiterklasse zum Peronismus und den Widerstand gegen die Militärdiktatur. Bericht über die Entwicklung eines Landes, dem durch die Vorgänge in Chile notwendige Aufmerksamkeit entzogen wurde. Geeignet als Geschenk auch für Fußballfans.

Große-Jütte/Jütte (Hrsg.), Entspannung ohne Frieden, S. Fischer, DM 22,00

Analysen zu Problemen und Einzelfragen europäischer Entspannungs- und Friedenspolitik von Wissenschaftlern aus der BRD, Finnland, Jugoslawien, Polen, Rumänien, Sowjetunion.

Hebel-Kunze, Bärbel, SPD und Faschismus, Röderberg, DM 19,80

Wie konnte der Faschismus trotz einer starken Arbeiterbewegung an die Macht kommen und sein terroristisches Regime errichten? Die vorliegende Untersuchung gibt eine Antwort auf einem wichtigen Teilgebiet. Die Autorin benutzte einige neue Quellen und überprüfte bislang nicht genug ausgewertetes Material. Zahlreiche Dokumente sind in dem Band, z.T. erstmalig, veröffentlicht.

Herlemann, Beatrix, Kommunalpolitik der KPD im Ruhrgebiet 1924-1933, Peter Hammer Verlag, DM 24,00

Herlemanns Dissertation zeigt am Beispiel kommunaler Politik die Fehler, Irrtümer, Verirrungen kommunistischer Parteiarbeit in den 20er Jahren auf. Mühsam zu lesen, beängstigend in den detailierten Darstellungen einer destruktiven,

durch Sozialfaschismusthesen pervertierten Kommunalpolitik, ist dieses keineswegs antikommunistische Buch dennoch ungemein lesenswert: Geschichte konkret.

Der Kampf um das Grundgesetz, Syndikat, ca. DM 20,00

Diese Referate (u.a. von Düx, Ridder, Seifert, Stuby) und Diskussionsbeiträge eines Kolloquiums über die politische Bedeutung der Verfassungsinterpretation sind - trotz scheinbarer akademischer Problemformulierung - von größter Aktualität.

Karasek, Horst, Die Kommune der Wiedertäufer, Wagenbach, DM 7,50

Laut Verlagsankündigung ein Bericht über ein 'einzigartiges Beispiel in der Geschichte dafür, daß aus einer radikalen Sozialutopie etwas geworden ist'. Etwas geworden ist auch aus Karaseks Plan, über die Wiedertäufer zu schreiben: Eine zusammengeflickte Quellensammlung in modischer Lesebuchmanier, brauchbar nur aus Mangel an Besserem.

Kühnl/Hardach (Hrsg.), Die Zerstörung der Weimarer Republik, Pahl-Rugenstein, DM 9,80

Während die veröffentlichte Meinung erneut versucht, den Faschismus auf Hitler und einige Schergen zu reduzieren und diese Bande dann zu einem Betriebsunfall der Geschichte umzudeuten, analysieren und beweisen die Autoren die ökonomischen Ursachen des Faschismus und damit seine Aktualität. Bedauerlich jedoch, daß Frau Heimel 'Das Verhältnis von objektiver Lage und politischem Bewußtsein der Mittelschichten' untersucht, ohne Wilhelm Reichs 'Massenpsychologie des Faschismus' auch nur zu erwähnen. Die politische Borniertheit, mit der BRD-Kommunisten Reichs Thesen ungedacht machen wollen, ist schon ärgerlich.

Laufenberg, Heinrich, Geschichte der Arbeiterbewegung in Hamburg, Altona und Umgebung, Dietz, DM 280,00

Reprint der überaus faktenreichen Sozialgeschichte des Mehringschülers Laufenberg, unbedingt in Büchereien anfordern.

Lucas, Erhard, Märzrevolution 1920, Roter Stern, DM 19,50

In dem soeben erschienen dritten Band untersucht Lucas mit seiner an der Faktizität und nicht an einem Dogmatismus orientierten Arbeitsweise die Gründe für die Niederlage des Proletariats 1920.

Popp, Adelheid, Jugend einer Arbeiterin, Dietz Nachf., DM 14,00

1909 erschienen zählen Popps Aufzeichnungen zu den wichtigsten autobiografischen Zeugnissen sozialdemokratischer Arbeiter und Arbeiterinnen, gleichzeitig ein Dokument früher Emanzipationsbestrebungen.

Rauter, E.A., Vom Faustkeil zur Fabrik, Weismann, DM 10,80

Ein irrwitziges Unterfangen souverän bewältigt: Die Geschichte der Menschheit im Taschenbuchformat. Raufer, unterstützt von Engels *und* Mandel, stellt die Dinge vom Kopf auf die Beine, und der Leser faßt sich an den Kopf vor Überraschung, wie simpel die Grundzüge der Geschichte sind, sobald man sie nicht mehr seitenverkehrt betrachtet. Als Einführung in eine materialistische Geschichtstheorie ebenso geeignet wie als Lesevergnügen für Marx-Kenner.

Rieland, Wolfgang, Organisation und Autonomie, Verlag Neue Kritik, ca. DM 12,80

Versuch einer Entmystifizierung der italienischen Klassenkämpfe, vor allem aber eine gute Geschichte der italienischen Arbeiterbewegung nach dem z. Weltkrieg.

Die Salpeterer, Klaus Wagenbach, DM 7,50

Wer waren die Salpeterer? In unseren Geschichtsbüchern wird man vergebens nach ihnen suchen. Thomas Lehner, der Herausgeber dieses Taschenbuchs, weist auf eine 700jährige Kontinuität einer in Deutschland einmaligen Freiheitsbewegung hin. Bereits im 12. Jahrhundert kämpften die Bauern im Südschwarzwald gegen die Leibeigenschaft. Heute formieren sich die Kaiserstühler gegen den Bau von Kernkraftwerken. Gewiß, das sind keine Salpeterer. Man sagt, der letzte wäre 1934 gestorben. Doch Lehner meint: »Die Wahrheit über die Salpeterer ist indes nicht nur eine Sache historischen Aktenstudiums, sondern vielmehr des Standpunkts.«

Sampson, Anthony, Die Waffenhändler, Rowohlt, DM 34,00

Spannend zu lesender Bericht über den Waffenhandel in den USA, Libanon, Großbritannien und Frankreich, über die Geschichte dieses Geschäfts und seine Methoden.

Souchy, Augustin, Vorsicht Anarchist, Sammlung Luchterhand, DM 14,80

Ein überflüssiges Buch, nicht vergleichbar mit Retzlaws `Spartakus'. Vereinzelte interessante Berichte gehen unter in Geschwätzigkeit und Banalität: »Das etwa zwanzig Minuten währende Gespräch bestätigte mir, was ich von Lenin und über ihn bereits gewußt hatte. Sein Denken bewegte sich ausschließlich in marxistischen Kategorien.« (S.43) Abstruse Fehleinschätzungen des 'Weltreisenden in Sachen Freiheitskampf' zu Kuba und Portugal lassen Souchys Autobiographie, eine Nußschale auf den erneut aufgewühlten Wogen des Antisowjetismus, vollends wertlos erscheinen.

Stephan, Cora, »Genossen, wir dürfen uns nicht von der Geduld hinreißen lassen!«, Syndikat, ca. DM 18,00

Materialreiche Untersuchung über die Frühgeschichte der SPD und den Anteil Marxscher Ideen an der Theoriebildung in der Partei.

Der wahre Jakob, Dietz, Nachf., DM 48,00

Faksimile-Querschnitt durch die humoristisch-satirische Zeitschrift der SPD aus den Jahren 1880 bis 1933, Spiegel mittlerer Parteipositionen, dennoch amüsant.

Zago, Angela, Tagebuch einer Guerillakämpferin, Peter Hammer, DM 20,00

Die Aufzeichnungen der Angela Zago begeistern durch ihre lebendige Aufrichtigkeit. Kein Heldenmythos, keine Verherrlichungen schwächen diesen Band, auch wenn Fragen offen bleiben.

Psychologie

Bierhoff-Alfermann, Dorothee, Psychologie der Geschlechtsunterschiede, Kiepenheuer & Witsch, DM 14,80

Geschlechtsunterschiede lassen sich vor allem in der subjektiven Selbsteinschätzung nachweisen, sie nehmen entsprechend dem Alter zu. Fazit: Vorurteile wirken als sich-selbst-erfüllende Prophezeiungen.

Borneman, Ernest, Die Urszene, S. Fischer, DM 34,00

Bornemanns Selbstanalyse interessiert vor allem wegen der Verbindung autobiografischer, psychoanalytischer und historischer Aspekte. Trotz gelegentlicher Geschwätzigkeit: Eine der reizvollsten Selbstdarstellungen dieses ebenso geistreichen wie von sich selbst überzeugten Mannes.

Heller, Agnes, Instinkt, Agression, Charakter, VSA, DM 13,80

Kritik der bürgerlichen Theorie einer invarianten Instinktprägung des Menschen, ausgeführt an der psychologischen Antrophologie Fromms.

Holzkamp/Braun (Hrsg.), Kritische Psychologie, Pahl-Rugenstein, DM 15,00 (2Bde)

Der erste Band enthält u.a. Aufsätze über 'Gesellschaftstheoretische Voraussetzungen und Grundbegriffe der Kritischen Psychologie (W.F.Haug, Schurig, Holzkamp, F. Haug) und 'Die historische Methode der Kritischen Psychologie' (Jäger). Der zweite Band der Protokolle des Internationalen Marburger Kongresses vom Mai 77 wird über Forschung und Praxis sowie über die Diskussionen unter den Referenten berichten.

Jervis, Giovanni, Kritisches Handbuch der Psychiatrie, Syndikat, ca. DM 38,00

Das Buch entstand aus den Aufzeichnungen der Vorlesungen, die der Leiter des Psychiatrischen Dienstes in der Provinz Reggio Emilia wöchentlich für das Personal hielt. Eine engagierte Kritik an Theorie und Praxis der traditionellen Psychiatrie, aber auch der Antipsychiatrie. Für Jervis sprechen die Ergebnisse seiner Praxis.

Miller, Jean Baker, Die Stärke weiblicher Schwäche, Goverts, DM 16,80

Die amerikanische Psychoanalytikerin untersucht die Probleme der Entstehung von Dominanz und Unterordnung und sieht in den angeblichen 'weiblichen Schwächen' Stärken: Frauen seien die einzigen, die Eigenschaften bewahrt und entwickelt hätten, die zur Lösung der Probleme unserer Gesellschaft beitragen könnten.

Shorter, Edward, Die Geburt der modernen Familie, Rowohlt, DM 29,80

Anhand von Augenzeugenberichten und Dokumenten untersucht Shorter die Frage, wann und wie sich die modernen Familienstrukturen herausgebildet haben. Das Buch ist trotz seines wissenschaftlichen Anspruchs gut zu lesen. Interessant die Editionspraxis von Rowohlt: Die Anmerkungen wurden fotomechanisch reproduziert, sind folglich in englischer Sprache, ein 32seitiger Anhang für Fachleute kann gesondert vom Verlag bezogen werden.

Pädagogik

Aly, Götz, »Wofür wirst du eigentlich bezahlt?«, Rotbuch DM 7,00

Bericht über die Erfahrungen praktischer Erziehungsarbeit in einem Jugendheim in Berlin.

Koch/Rocholl (Hrsg.),. Kleinkindererziehung als Privatsache?, Pahl-Rugenstein, DM 14,80

Öffentliche Kleinkindererziehung wird von den Autoren als eigenständige Alternative zur familiären Erz. verstanden und auf ihre Möglichkeiten/Perspektiven hin untersucht.

Rochefort, Christiane, Die Kinder zuerst, Trikont, ca, DM 12,00*

Das Büchlein der Rochefort über Methoden und Zweck der Domestizierung von Kindern sollte Anlaß sein, an ihre hervorragenden, doch hierzulande nahezu unbekannten Romane zu erinnern: Das Ruhekissen, Kinder unserer Zeit, Mein Mann hat immer Recht, Eine Rose für Morrison, Frühling für Anfänger, Zum Glück geht's dem Sommer entgegen (sämtlich Suhrkamp).

Was kommt nach den Kinderläden? Wagenbach, DM 11,50

Seit den Tagen der Kinderladenbewegung haben fortschrittliche Eltern keineswegs aufgegeben, der herrschenden Kinderfeindlichkeit und Kindermisere eine alternative Erziehungspraxis entgegenzusetzen. Das Buch bringt anregende und fruchtbare Beispiele außerinstitutioneller Arbeit mit Kindern und ist den im Erziehungsbereich Tätigen sehr zu empfehlen.